





J. H. MERCK

nach der Zeichnung von Lips

[illegible]
Verlag der [illegible]
[illegible]

Johann Heinrich Merck's

ausgewählte Schriften

zur

schönen Literatur und Kunst.



Ein Denkmal

herausgegeben

von

Dr. Adolf Stahr.

18.

Mit Merck's Bildnisse nach der Zeichnung von Lips, in Stahlstich von Carl Mayer in Nürnberg.

Oldenburg,
Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

1840.


HARVARD COLLEGE
FEB 1902
LIBRARY.

Seiner Königlichen Hoheit

Karl Friedrich,

Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit

gewidmet.

Vorwort.

Eine der hochbegabtesten Persönlichkeiten, die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Morgenröthe eines neuen Tages mit heraufbeschworen, ist eigentlich erst seit heute und gestern dem größeren Theile der Gebildeten unserer Nation bekannt worden. Denn wie viele wußten vor dem Erscheinen der Wagnerschen Briefsammlungen etwas von Merck, dem Jugendgenossen und Mitstrebenden Goethe's, dem Freunde Herders, Wielands, Karl August's und Amaliens und aller edelsten Geister seiner Zeit?

Höchstens entsann man sich einiger auf ihn bezüglichen Stellen in Goethe's Dichtung und Wahrheit, und die Belesenern erinnerten sich etwa, den Mann als Urbild des Faustischen Mephistopheles bezeichnet gefunden zu haben. Das war so ziemlich Alles. Nur der alte Böttiger wußte freilich noch etwas mehr; denn er hatte in seinen Memorabilien notirt, »daß Merck, Brocanteur und schöner Geist in Eins gewesen, Weimar oft nur mit einem Frack im

Mantelsacke besucht, sich aus jedem Rohr eine Pfeife geschnitten,« und vor allen Dingen »daß ihn Goethe als Lehrer im einträglichen Geniewesen respectirt habe.«

Als Goethe Dichtung und Wahrheit schrieb, lebte noch ein großer Theil jenes Kreises, in dem Merk einst heimisch gewesen war. Hier mochten jene Andeutungen, wie er sie gab, vielleicht genügen, vielleicht auch nicht. Jetzt aber, wo durch die Aufgrabung wenigstens eines Theils der verschütteten und verborgen gehaltenen Quellen die Möglichkeit eines tieferen und volleren Einblicks in das Leben und Wirken jenes ausgezeichneten Mannes gegeben ist, mag der Versuch, einen solchen zu eröffnen, um so sicherer auf Theilnahme rechnen dürfen, als es ein schönes, ehrenwerthes Streben unserer oft und hart geschmähten Zeit und ihrer Wissenschaft genannt werden kann, das Verdienst der Vergangenheit einer unwürdigen Vergessenheit zu entreißen, und jedem von denen, die an dem Tempel des Ruhmes unserer Nation und ihrer Wissenschaft und Kunst mit gebauet haben, auch den verdienten Ehrenplatz in demselben zu bewahren. Vorzüglich gilt dies von solchen Lebensgestalten, die im Hintergrunde das eigentliche Thun zum Fache haben, und in denen sich grade bei uns ein großer Theil unserer besten nationalen Kräfte verbirgt.

Einer von solchen, und wahrlich keiner der geringsten, ist der Mann, von dem die folgenden Blätter Zeugniß

geben sollen. Ob grade ich dazu berufen gewesen? Die Frage mögen Andere mit Nachsicht beantworten. Denn grade diejenigen, die da befähigt sind sie zu verneinen, hätten diese Arbeit längst selbst unternehmen sollen.

Merck's Andenken ist neuerlich durch die gemeine Roheit und den hämischen Neid, wie er sich über ihn in jenen Memorabilien des alten Böttiger ausspricht, heimgesucht worden. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung darauf zurückkommen. Erscheint diese hin und wieder etwas panegyrisch, so ist zu bedenken, daß hier zum erstenmale, wenn wir die Wagnersche Skizze ausnehmen, das Bild des Mannes im Lichte der Liebe aufzustellen versucht wird. Aber hoffentlich wird jenen Vorwurf keiner erheben, der sich die Mühe nimmt, die Acten selber zu lesen, aus denen wir mit größter Treue das Resultat zu ziehen versucht haben.

Hier ist nun vor allen jener beiden Sammlungen von Briefen an und von Merck zu gedenken, durch deren Herausgabe und literarische Ausstattung sich Herr Dr. Karl Wagner in Darmstadt den Dank aller Freunde unserer Nationalliteratur verdient, und zur Kenntniß jener Zeit und ihrer Zustände einen unschätzbaren Beitrag geliefert hat *).

*) Die erste Sammlung erschien unter dem Titel: Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner.

Was demselben unsere Arbeit verdankt, ist im Verlaufe der letzteren wiederholt ausgesprochen, wie denn dieselbe überall nur durch die Veröffentlichung jener Schätze möglich geworden ist. Was sonst an Quellen für Merck's Leben und Wirksamkeit in der Literatur jener Zeit vorhanden, ist treulich benutzt worden, obschon die Ausbeute dem Umfange der dazu nothwendigen Studien nur wenig entsprach. Einige vortreffliche Bemerkungen und Winke über Merck's Stellung und Verhältniß zu seiner Zeit und zu seinen Freunden, verdanke ich der Güte meines Freundes Echtermeyer. Man wird dieselben jetzt in einer größeren Arbeit, dem von ihm und Ruge in den Hallischen Jahrbüchern veröffentlichten Manifeste: »der Protestantismus und die Romantik,« wiederfinden.

Bei der Auswahl der mitzutheilenden Schriften Merck's sah ich mich zunächst auf den Wielandschen Merkur angewiesen, aus welchem denn auch die ganze, in der zweiten Abtheilung gegebene Sammlung entnommen ist. Bei der Beschränkung meines Plans auf diejenigen Aufsätze, welche dem Gebiete der schönen Literatur und Kunst an-

Darmstadt bei Diehl 1835. — Die zweite ebendaselbst i. J. 1838 unter dem Titel: Briefe an und von J. H. Merck. Eine selbstständige Folge der im Jahre 1835 erschienenen Briefe an J. H. M. — In unserer Einleitung sind beide Sammlungen der Kürze halber immer nur: Briefe I oder II angeführt.

gehören, mußte ich Alles, was sich auf die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaft bezog, von vorn herein ausschließen. Aber auch von jenen Aufsätzen wird man einige vermissen, welche der Merkur darbot*). Allein theils erschienen dieselben nicht bedeutend genug für eine Aus-

*) Dahin gehören: 1) Schreiben eines Landedelmanns aus dem Pays de Vaud (Merkur 1780 III, S. 177—183, vergl. Jacobi's Auserles. Briefwechsel I, S. 109 und 259). 2) Antwort darauf (Merkur 1780 IV, S. 17 ff.). 3) Anmerkungen über einige der betrüglichsten Copien Albrecht Dürers (Merkur 1787 II, S. 158—166). 4) Malerische Reise nach Köln, Bensberg und Düsseldorf (Merkur 1778 III, S. 113—128). 5) Ueber einige Merkwürdigkeiten von Kassel (Merkur 1780 IV, S. 216—229. Briefe I, S. 276 und 281). 6) Von den Antikenbildern des General Walmoden (Ebend. S. 270—278). 7) Briefe über Maler und Malerei an eine Dame (Merkur 1779 IV, S. 31—41 u. S. 101—112). 8) Schreiben aus dem Frankenlande (Merkur 1781 IV, S. 236—255. Briefe II, S. 195). 9) Die Bögnersche Gemäldeausstellung zu Frankfurt am Main (Merkur 1778 II, S. 266—272). 10) Einige Nachrichten von dem Ritterwesen des Mittelalters (Merkur 1777 II, S. 29—39). 11) Dransfelder Geschichte (Merkur 1781 III, S. 269—274, vergl. Briefe I, S. 306). 12) Apologie Falconets über den Guß der Statue Peters des Großen (Merkur 1782 III, S. 70. Briefe I, S. 339). 13) Raisonnirendes Verzeichniß der besten Georg Friedr. Schmidtschen radirten Blätter (Merkur 1776 III, S. 248. Briefe I, S. 95). Desgleichen eine große Anzahl kurzer, von Wagner a. a. O. aufgezählter Recensionen, Anzeigen und Auszüge.

wahl, auf welche es hier abgesehen war, theils machten es äußerliche Verhältnisse räthlich, die Vervollständigung der hier gebotenen Sammlung von der Aufnahme der letzteren abhangen zu lassen. Dagegen ist es mir trotz aller angewendeten Mühe nicht gelungen, folgende zwei, in Wagners Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften (in der ersten Sammlung der Briefe an Merck) aufgeführte Sachen: die »Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngern« (1773 16 S. 8.) und: »Pätus und Arria,« eine Künstlerromanze, und »Lotte bei Werthers Grab,« eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775 16 S. 8., aufzutreiben. Auch diese dürften daher, wenn es mir gelingen sollte sie zu erhalten, wie so manches Andere, in Zeitschriften und Almanachen verstreute, einer Erweiterung und Fortsetzung der gegenwärtigen Sammlung einzuverleiben sein. — Eben so erfolglos sind alle Nachforschungen nach unedirten Merckianis, Briefen, satirischen Matineen, poetischen Episteln und dergleichen geblieben, wie sie in den Wagnerschen Briefsammlungen mehrfach erwähnt worden. Aus Weimar ward mir durch die Gewogenheit des Herrn Kanzler von Müller wenigstens die Gewißheit, daß dort nichts mehr von Merck vorhanden sei, da die von demselben angeordneten eifrigsten Nachforschungen in dem Großherzoglichen Nachlasse, nur einige osteologische und anatomische Fragmente, die nach Herrn Hofrath Riemers Versicherung längst gedruckt,

und einige Bogen von einem größern alphabetischen Werke über Chemie und Farben, aber keine Zeile von Merck's Hand, zu Tage förderten; welches letztere, wie bemerkt wurde, sehr erklärlich sei, wenn man wisse, daß Goethe, als er 1786 nach Italien entfloh, vorher alle seine Briefsammlungen verbrannt, und nach seiner Rückkehr weniger Zusammenhang mit Merck gehabt. Ob dasselbe Geschick auch die zahlreichen Briefe Merck's an den Herzog Karl August, an die Herzogin Amalie, und an Wieland, mit dem er am längsten in brieflichem Verkehr gestanden, getroffen habe, weiß ich nicht anzugeben. Ebensowenig wie viel auf Merck Bezügliches und von ihm Herrührendes in den Briefen der Frau Rath Goethe an die Herzogin Amalie enthalten sein mag, aus denen sich Jemand, dem vor längerer Zeit diese Briefe zu lesen vergönnt war, des Anfangs einer Epistel Merck's an Wieland vom Jahre 1776 erinnerte, die so beginnt:

Lieber Herr und Bruder mein,
Hier ein Stück ächten rheinischen Wein!
Ihr sollt dabei fröhlich zechen und lachen,
Kinder wohl — aber nicht Verse machen! u. s. w.

Eine an Herrn Geheimenrath von Savigny gerichtete Bitte, um Gestattung der Benutzung einer in seinen Händen befindlichen handschriftlichen Briefsammlung aus Merck's Nachlasse, wurde von demselben mit der Bemerkung abgelehnt: »daß er zwar vor vielen Jahren eine Abschrift

solcher Briefe an sich gebracht habe, jedoch nur zu seiner eignen Belehrung und ohne das Recht, davon einen öffentlichen Gebrauch zu machen. Selbst wenn aber diese Beschränkung jenem Erwerbe nicht hinzugefügt worden wäre, so würde derselbe doch für mich von keinem bedeutenden Nutzen sein können, da die Sammlung, deren Abschrift er besitze, dieselbe sei, welche der Wagnerschen Ausgabe zum Grunde liege, also dem Publicum bereits bekannt sei.«

Soviel von einigen meiner erfolglosen Bemühungen, aus denen man wenigstens sieht, daß ich bestrebt gewesen, mir noch unbenutzte Quellen zu eröffnen. Vielleicht darf ich hoffen, daß das Erscheinen meines Büchleins einige Mittheilungen auf einem oder dem andern Wege veranlasse, wie ich denn bereits für manche schätzbare Notizen dem Herrn Geheimerath Varnhagen von Ense mich zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet fühle, dessen freundlicher Zuspruch zugleich meinen Eifer für die unternommene Arbeit auf das Erfreulichste belebt und gefördert hat.

Das dem Buche beigegebene Bildniß darf wohl mit Recht als eine Zierde desselben angesehen werden, und man wird es gewiß dem wackern Verleger, meinem Freunde, Dank wissen, daß er auch in diesem Bezuge kein Opfer gescheut hat, das Werk auf eine des Mannes, dessen Denkmal es sein sollte, würdige Weise auszustatten. Der Wunsch, mit diesem Bildnisse einen Pendant zu dem vortrefflichen Mayerschen Portrait Goethe's zu liefern, wel-

ches in Stahlstich meiner in demselben Verlage im Jahre 1838 erschienenen Ausgabe der älteren Iphigenie Goethe's vorgesetzt ist, ließ mich mit Beachtung der von Goethe in Dichtung und Wahrheit gegebenen Notiz: »daß Lips, der Lavatern überall begleitet, bei der ersten Zusammenkunft in Frankfurt Merck's Profil ausführlich und brav gezeichnet,« die ganze Physiognomik durchmustern, um dort dasselbe aufzufinden. Lavaters Charakteristik*) und Goethe's Schilderung des Freundes trafen mit dem Bilde, was ich mir in meiner Phantasie von dem ausgezeichneten Manne entworfen, bei dem Profil zusammen, welches man im ersten Theil der Lavaterschen Physiognomik S. 251 № LVI. findet. Weitere Erkundigungen gewährten die erwünschte Bestätigung des Fundes, und das Zeugniß eines noch lebenden Freundes von Merck**), die Versicherung, daß unter allen Bildnissen von demselben das gegenwärtige am ähnlichsten sei. Der hiesige Großherzogliche Hofmaler, Herr Baumbach, hatte die Güte, das Bild sorgfältig zu kopiren, und die etwas vergrößerte Ausführung in Stahlstich ward den geschickten Händen des Herrn Carl Mayer in Nürnberg, dem wir auch den Stich des gedachten Goetheschen Bildes verdanken, anvertraut; daß auch diese trefflich gelungen, dafür habe ich schon jetzt die Freude, das Zeugniß des gedachten Ju-

*) Vergl. den Anhang I.

**) Siehe den Anhang II.

gendfreundes von Merck, dem der Stahlstich vorgelegt wurde, anführen zu können. So ist denn dies das erste Bild des wunderbaren Mannes, das hier von uns der Oeffentlichkeit übergeben wird, und es überkommt mich, indem bei dem Schlusse dieser Zeilen mein Blick auf dieses edle Antlitz fällt, auf dem so tausendfältig die Augen des Jünglings Goethe geruht, von dessen beredten Lippen dem jungen Titanen so oft Rath und Belehrung, Trost und Beruhigung in bösen und guten Stunden geflossen, ein eignes Gefühl der Wehmuth, wenn ich des furchtbaren Geschicks gedenke, dem diese edle Lebensgestalt zum Opfer fallen mußte.

Oldenburg, den 9. Juni 1840.



Inhalt.

Anhang.

Erste Abtheilung.



Mercks Leben und Streben mit seinen Freunden.

I.

Erste Jugendjahre.

Johann Heinrich Merck, der Sohn des Apothekers Johann Franz Merck in Darmstadt, aus dessen zweiter Ehe, wurde am 11. April 1741, zwölf Tage nach seines Vaters frühem Tode, geboren. Er war das jüngste von zehn Kindern, und scheint sich der besondern Aufmerksamkeit und Leitung seines mütterlichen Oheims und Pathen, des Pfarrers Kaiser in Bickenbach, erfreut zu haben. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das unter der Leitung des thätigen und gelehrten Joh. Martin Wenck aufblühte, erhielt sein Geist gedeihliche Nahrung und Richtung, und er erwarb sich um so mehr eine tüchtige Schulbildung, als er mit mehreren guten Köpfen zu wetteifern hatte, unter denen der als Geschichtschreiber und Gymnasialdirektor später berühmt gewordene Joh. Helfr. Bernh. Wenck, und der im Jahre 1783 in der Blüthe seines Alters verstorbene, in den Briefen an Merck oft erwähnte, Ludwig Balth. von Schrautenbach-Lindheim, der Freund Göthe's und des ganzen Weimarschen Kreises [1]), besonders hervorragten. Mit beiden knüpfte er ein Freundschaftsband, das der Tod erst löste. Im Frühjahr und Herbst 1757 trat er auf dem Schulactus unter den Rednern auf; jenesmal verglich er Alexander den Großen mit Cäsar, und bei dem zweiten Versuche schilderte er den Einfluß glänzender Redner auf den Geist der Zeit.

Welche Akademie er besuchte, ist zweifelhaft, wahrscheinlich Altorf, wo er mit den Brüdern Schlosser in nähere Berührung gekommen zu sein scheint, vielleicht auch Göttingen. Allein dieses von Wagner zugesetzte »vielleicht« dürfte sich nach Lesung des im Jahre 1782 herausgegebenen Akademischen Briefwechsels wohl mit Sicherheit in ein »gewiß« ver-

1) S. Briefe II. S. 226.

wandeln lassen, da, wenn uns nicht Alles trügt, in dieser kleinen Romanskizze, noch mehr als im »Lindor«, Dichtung und Wahrheit aus dem Jugendleben Mercks gegeben, und der Schauplatz Göttingen und des Jünglings dortiges Leben und Treiben nicht zu verkennen sind. Auch wüßte ich in der That keinen Zug in dem Gemälde des Helden dieser kleinen Novellenskizze anzugeben, der nicht vollkommen auf Merck paßte, dessen lebhafte Neigung für ein von keiner Alltagsnoth der Brodstudien und Amtsverhältnisse eingezwängtes freies Leben in Wissenschaft und Kunst, dessen Liebe für Naturanschauung, Zeichnen und Radieren, verbunden mit seiner humoristischen Weise die Welt und ihre Zustände zu beurtheilen und anzufassen, sich dort überall charakteristisch wiederspiegeln. Nur die Lokalität der Heimath und das Individuelle der eignen häuslichen und Familienverhältnisse scheinen hie und da dichterisch frei verändert. Im Uebrigen ist die Lage des jungen »Akademikers« wohl so ziemlich dieselbe, in welcher sich Merck damals befand. Günstige äußere Vermögensverhältnisse erlaubten auch ihm, sich auf Universitäten keinem einzelnen Fache, sondern nur allgemeinen Studien, namentlich seiner Vorliebe für englische Literatur und seiner Neigung zur Kunst und ihrer technischen Uebung hinzugeben, rein poetisch in den verschiedenen Gebieten was ihn anzog so lange zu verfolgen, bis ein Anderes mehr Reiz für ihn gewann, und überall freie Geistesentwicklung zum Selbstzweck zu machen [1]). Von der damals auf den deutschen Universitäten herrschenden Rohheit fand er sich jedoch so widerwärtig zurückgestoßen, daß in ihm ein wahrhafter Haß gegen das Studentenwesen bleibende Wurzel schlug. Später noch, als er im Jahre 1772 mit Göthe und Schlosser den bekannten literarischen Congreß in Gießen veranstaltete, verdarb ihm, wie Göthe erzählt, bei Tage der Anblick der dortigen Studenten, die sich freilich zu jener Zeit in der tiefsten Rohheit gefielen, und des Nachts ihr Gebrülle jede Art guten Humor. »Er hatte, fährt Göthe fort, die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht, und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-,

1) Wagner in der Einleit. zu den Briefen an Merck I. S. XI.

Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militairpersonen, in denen ein Streben nach Geisteskultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Cirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher, als es einem gesetzten Manne geziemte, wiewohl er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Aussehens und Betragens sehr oft zum Lachen brachte [1])«.

Nach vollendeten Universitätsstudien geleitete er als Erzieher einen Herrn von Bibra auf Reisen, zunächst in die Schweiz. Dort lernte er in Morges, am Ufer des Genfersees, die geistreiche Tochter eines angesehenen Justizbeamten, Louise Franziska Charbonier, kennen. Er gewann ihr Herz, und kehrte als ihr Gatte in seine Heimath zurück, wo er einen eignen Heerd gründete, und im Jahr 1767 als Secretair bei der Geheim-Kanzlei in Darmstadt, und bald darauf als Kriegskassier, mit dem Titel eines Kriegsraths, bei dem Militair-Departement eine erwünschte Anstellung erhielt. Da sein Amt weder seine ganze Zeit noch seine geistige Kraft in Anspruch nahm, so blieb ihm Muße genug, seinem Hange zu künstlerischen und wissenschaftlichen Studien zu folgen, während seine äußeren Umstände ihn in den Stand setzten, sein Haus zum Mittelpunkte eines ausgewählten geselligen Kreises geistreicher und gelehrter Männer zu machen, in welchem unter den Einheimischen, Wenck, Professor Petersen, v. Schrautenbach, Geh. Rath v. Hesse, später Höpfner, Klipstein, Borckhausen und andere wie Hausfreunde verkehrten, und nicht leicht ein Fremder von geistiger Bedeutung seinen Besuch zu machen versäumte. Und so finden wir denn in jener Zeit Namen wie Herder, Gleim, Lavater, Herzog Karl August, v. Wedel, La Roche, Stolberg, Haugwitz, Leuchsenring u. a. als Gäste jenes Kreises, welcher sich zugleich der Theilnahme der vortrefflichen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt erfreute, deren persönliche Gunst und Freundschaft Merck in so hohem Grade genoß, daß sie ihn

1) Göthe Werke XXVI. S. 170 ff.

wöchentlich mehrmals in den engern Cirkel ihrer fein gebildeten Umgebung zog. Verschönert ward dieses glückliche Daseyn durch den Besitz einer geistreichen und liebenswürdigen Gattin, deren feines Urtheil ein Herder und Wieland hoch achteten, und durch Kinder, deren Verlust erst später dem Herzen des zärtlichsten Vaters schmerzliche Wunden schlagen sollte.

Schon im einundzwanzigsten Jahre hatte Merck als erste Frucht einer anhaltenden Arbeit seine Uebersetzung von Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend bekannt gemacht. Im nächsten Jahre folgte sein Trauerspiel Cato, von Addison, und bald darauf Shaw's Reisen in der Levante. Alles erschien anonym, ohne Anspruch auf Ehre und Gelderwerb. Jetzt wurden wichtige literarische Verbindungen geschlossen. Die Bekanntschaft mit Jacobi, Göthe, Herder und Wieland veranlaßten zu thätigem Eingreifen in die sehr vernachlässigte deutsche Journalistik. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen wurden gegründet, der deutsche Merkur kräftig unterstützt und Beiträge zu der bei Varrentrapp unter Kösters Redaction erscheinenden deutschen Encyclopädie geliefert, während Boie's deutsches Museum, Lichtenbergs Magazin, Lavaters großes physiognomisches Werk, so wie die Hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit und die Memoires der Lausanner physikalischen Gesellschaft gleichfalls Mercks thätige Mitwirkung in Anspruch nahmen« [1]).

Hier brechen wir diese kurzen, zum Theil wörtlich aus Karl Wagners Einleitung zum ersten Bande der Briefe an Merck entlehnten Notizen ab, und versuchen das Weitere, was wir über Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes zu sagen haben, in die Schilderung seines Verhältnisses zu denjenigen großen Geistern einzuweben, als deren Freund und Genosse er fortan erscheint, und an deren Namen in der Kulturgeschichte unserer Nation auch der seine unvergänglich geknüpft erscheint.

1) Wagner S. XIII—XIV.

II.

Merck und Herder.

Das erste bedeutende Verhältniß Mercks, das wir hier zu schildern haben, ist nicht nur an sich von großem Interesse, sondern in noch höherem Grade dadurch, daß es die Brücke schlug zu derjenigen engen Vereinigung mit Göthe, welche recht eigentlich als der Kern und Glanzpunkt von Mercks Dasein anzusehen ist.

Herders Bekanntschaft mit Merck fällt in das Jahr 1770. Auf seiner Reise mit dem Prinzen von Holstein-Eutin, den er als Instructor und Reiseprediger begleitete, lernte Herder im August des gedachten Jahres zu Darmstadt, wo man vierzehn Tage verweilte, durch Mercks Vermittlung seine nachmalige Gattin, Karoline Flachsland, kennen. Eine Mlle. Ravanell, Gouvernante der Prinzessinnen zu Darmstadt, machte nämlich Herder mit Merck, dieser seinen Freund mit dem Geh. Rath Hesse bekannt, bei dessen Gattin, ihrer Schwester, sich Karoline Flachsland damals aufhielt [1]). Merck war Vermittler und Zeuge des innigen, schnell geschlossenen Seelenbundes zweier ganz für einander bestimmten Wesen. In seinem Hause sahen sich beide zum öftern; hier sprachen sich die Liebenden am Morgen der Trennung zum erstenmale allein. Der goldene Widerschein dieser Stimmung spiegelt sich ab in dem am Tage nach der Abreise, den 28. August, aus Heidelberg von Herder an Merck gerichteten Briefe, dem ersten beider Sammlungen. »Ihnen, mein liebster Freund, (schreibt er) darf ich sagen, daß diese Scene für mich eine der einzigen in meinem Leben gewesen, eine Scene, über die kein Triumph der Unschuld, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, der Bescheidenheit, der Tugend und einer offenen Erhabenheit der Seele geht. — Ich hätte die Scene endigen sollen, daß ich Ihnen meine so vortreffliche edle Freundin, von meinetwegen, als Ihre doppelte Freundin vorgestellt hätte; mein Herz klopfte aber zu stark, als daß ich so etwas denken, thun, sagen konnte; ich thue es durch diesen Brief, und Sie, mein Freund,

1) Man sehe: Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder (von seiner Gattin) Tübingen 1820. S. 150 ff.

nehmen, das weiß ich, meine Repräsentation ohne Hand und Kuß an. Sein Sie ihr Freund statt meiner: so sind Sie der Freund eines Engels der Unschuld.« Neben diesen Bezügen des Herzens hatte aber auch Mercks eigne Persönlichkeit, der Reichthum seiner Kenntnisse und seines Geistes Herdern mächtig an ihn gezogen. »Ich wünsche, schreibt er in demselben Briefe, überhaupt mehr Ihren Umgang genossen zu haben. Sie haben mir mehr gesagt, daß ich hier (im Modellhause der Antiken zu Mannheim) noch suchen müsse, als was ich denn suchen sollte.« Ja er verspricht, daß, »wenn er je wieder seine »Plastik« zur Hand nehme, Merck zuvor das ganze Manuscript zur Durchsicht erhalten solle, ehe der Setzer einen Buchstaben rege.«

In dieser Zeit von Herders Aufenthalt zu Straßburg war die briefliche Verbindung zwischen beiden Freunden, wie sich leicht denken läßt, außerordentlich lebhaft [1]), und die noch vorhandenen Briefe Herders strömen über von Gefühlen der Liebe und Verehrung gegen den Freund, dessen ethische und gemüthliche Seite hier in einem ganz andern, als dem für seine Beurtheilung stereotyp gewordenen Ausdrucke des Mephistophelischen erscheint. »Gebe mir der Himmel, ruft Herder einmal aus [2]), nur Einen Freund wie Sie, es sei in welche Wüste er mich auch hinwerfe.« Ueberhaupt erscheint Herder in diesen Mittheilungen in seinem schönsten Lichte. Alles Bittere, Herbe, an Hochmuth streifende in seiner Natur weicht hier den Gefühlen der Liebe, der Freundschaft und Verehrung. Mercks Briefe werden von ihm »mit mehr als Unsterblichkeit apotheosirt.« Er ist der »liebe«, der »gutherzige« Merck, dessen »fühlendes Herz« für den Freund »ein Geschenk des Himmels« ist. Hin und wieder blitzt freilich auch selbst in diesen Ergüssen des Herzens ein Zug jener Neigung zum Verletzend-Scharfen auf, die Göthe bekanntlich schon damals so viel zu schaffen machte [3]), wie wenn er z. B. von dem Bilde des alten ehrwürdigen Gellert in demselben Briefe

1) Briefe I. S. 5. Sie schrieben sich fast regelmäßig zweimal. Briefe II. S. 32.

2) Briefe I. S. 6.

3) Göthe's Werke Bd. XXV. S. 296—309.

schreibt: »es habe unter andern auch die Aehnlichkeit mit seinem Original, daß es eben so viel spreche und denke, wie dasselbe.« Auch dem Darmstädter Freunde müssen Ausbrüche dieser »Wunderlichkeit«, wie Herder sie zu nennen scheint, schon damals aufgefallen sein, wenigstens deutet manche Stelle der Briefe auf dergleichen hin [1]). Allein wenn man die unerträglichen Körperleiden bedenkt, die bei jenem Aufenthalte in Straßburg Herder mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers ertrug, so wird man ihm gewiß mit Göthe solche einzelne Gallenergießungen zu Gute halten. Schreibt doch Herder selbst dem Freunde: »die Trümmer von mir selbst, die Sie sehen werden, wird Ihnen genug sagen, warum es nicht anders als solche Mißtöne haben sein können.« Daneben zeugen die Mittheilungen über seine wissenschaftlichen Studien, Lectüre, poetischen Arbeiten u. a., wie hoch Herder auch in dieser Beziehung den Freund stellte [2]), wie er bei ihm die geistreichste Theilnahme und das förderndste Eingehen auf alle Interessen der Kunst und Wissenschaft voraussetzen durfte. Die von der edlen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt in nur 34 Abzügen veranstaltete erste Sammlung von Klopstocks Oden für den engeren Kreis der begeisterten Verehrer des gefeierten Dichters wird besprochen, die eignen Gedichte handschriftlich an Merck gesendet, nebst der Abhandlung über die Entstehung der Sprache und andere Arbeiten Herders, und Poesien voll inniger, persönlicher Bezüge gegenseitig ausgetauscht [3]). Auch an Kritik fehlt es nicht. So urtheilt Herder, der schwer oder nie zu befriedigende, von Mercks Fabeln, die jetzt in einer ausgewählten Sammlung von Wagner im ersten Bande des Briefwechsels herausgegeben sind: »Sie mahlen das Unwesentliche zu sehr, und das Wesentliche leidet; da doch die Fabel das schönste so gut, als das wahrste Ganze sein soll, und ohne kritisches Halsgericht schon der Empfindung nach ist. Machen sie doch eine einmal ohne Hans Lafontaine, mit der trocknen deutschen Strenge

1) Briefe I. S. 10—11. II. S. 8—9. I. S. 12—15 ff. S. 19—20.
2) Briefe I. S. 11.
3) Briefe I. S. 21 ff. II. S. 14—18.

des Albrecht Dürer. Doch vergeben Sie mir ein partiales Urtheil, das nur auf ein Paar Proben sich gründet.«

Hier enden die Briefe, welche Herder von Straßburg aus an Merck schrieb, und deren Anzahl sich in beiden Sammlungen auf neun beläuft. Doch sind sicheren Spuren zufolge mehrere aus dieser Periode verloren gegangen, oder vielleicht von Merck selbst absichtlich vernichtet. Die sechs übrigen sind aus Bückeburg, wohin Herder bekanntlich nach der Trennung von seinem Prinzen, im Frühjahr 1771 einem ehrenvollen Rufe folgte. Auch von hier aus ward der Austausch wissenschaftlicher und Kunstmittheilungen fortgesetzt; doch bildet hier und da der auch schon früher ausgesprochene, oft bitter scharfe Tadel über Wieland [1]) einen Mißton, der für die spätere Zeit noch bedeutungsvoller wurde. Ein Brief vom September des Jahrs 1771 gedenkt schon einer von Seiten Mercks eingetretenen Kälte und Verstimmung. »Ich habe, schreibt Herder [2]), Ihren letzten Brief mit dem traurigen Schauder gelesen, mit dem ich in Liefland mehr als einmal das Herannahen des Winterfrostes gefeiert! Ein unnennbares Rauschen ging durch die Luft! Die Zweige des Baumes bebten, das grüne Blättchen krümmte sich voll Angst zusammen, und in wenigen Tagen lag's gelb zur Erde. Meine Seele hat diese Krümmung der Seele bei Ihnen gefühlt.« Höchst bezeichnend für Mercks innerste Eigenthümlichkeit und seinen scharfen und tiefen Seelenblick sind die unmittelbar darauf folgenden Worte:

»Erinnern Sie Sich, daß Sie einmal eine solche Zeit in einem Briefe weissagten; ich lachte, denn wer hätte darauf solchergestalt rechnen sollen?« Und darauf die überströmende Empfindung des sonst so stolzen Herzens: »und immer muß ich Ihnen sagen, daß Sie der erste Freund meines Lebens wären, den ich so und als den verloren hätte? Lassen Sie uns aber nicht verlieren oder uns an eine Abtrennung gewöhnen, die, wenigstens bei mir, ein Abriß wird, der in so vielem Betracht jedem Gedanken blutig ausgerissene Fasern zeigt.«

1) Z. B. Briefe I. S. 29. S. 13.
2) Briefe II. S. 32.

Welch ein Mann mußte der sein, dem sich ein Herder so beugen konnte! den zu verlieren für ihn der furchtbarste Gedanke ist. Gewiß, ich weiß kaum einen Spiegel, aus dem Mercks Bild in seiner ganzen Schönheit und Größe herrlicher wiederstrahlte, als aus jenen ergreifenden Klagen eines Mannes, dem vor allem nichts so verhaßt war, als das »Halberstädtische Trödeln mit Liebesbriefchen des Herzens und der Freundschaft,« das ihm als ein sicheres Zeichen des Verlustes der wahren Treue und Gottesfurcht am Altar der Seele« erschien. Auch in dem nächst folgenden Briefe (vom Oct. 1772) erscheint dieselbe Stimmung, Klagen, daß nicht Alles mehr wie sonst zwischen den Freunden sei, Erinnerungen an die schönere Zeit, und daneben doch die sichere Zuversicht, sich nie ganz verlieren zu können. Der viel beschäftigte, viel in Anspruch genommene Merck scheint zuweilen mit der Beantwortung lange gesäumt zu haben, wenigstens sind Herders Briefe voll von Klagen darüber, die natürlich um so heftiger waren, je weniger Herder überhaupt dergleichen Vernachlässigungen ertragen konnte, und je mehr es ihm durch das Ausbleiben von Briefen seines Freundes auch an Nachrichten über seine Liebe in Darmstadt gebrach. Dazu kam, daß Merck mittlerweile Göthe kennen gelernt, dessen Bekanntschaft (wie Herder selbst schreibt [1]), verbunden mit glücklichen Familienereignissen, in Merck neues Leben und neue Thätigkeit gebracht und ihn dem Nahen und Gegenwärtigen mehr zugewandt hatten. Göthe's Vereinigung mit Merck scheint denn auch wirklich jene Lauheit Mercks gegen Herder hervorgebracht zu haben. Herder selbst war zu scharfsichtig, um dies nicht zu sehen, und in dem genannten Briefe tritt auch in und zwischen den Zeilen überall diese schmerzliche Bemerkung hervor. Das aber was Herder am bittersten quälen mochte, war eben nur die bald gewonnene Einsicht, wie er Göthe's Bedeutung durchaus verkannt, oder doch viel zu niedrig angeschlagen habe. Göthe hatte zu viel von Herder in Straßburg auszustehen gehabt, um damals mit so olympischer Ruhe wie später in Dichtung und Wahrheit über Herder zu denken und zu spre-

1) Briefe II. S. 36.

chen. »In Ihren Zeitungen [1])«, schreibt Herder an Merck, »sind Sie immer Socrates-Addison, Göthe, meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich dann einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche.« Bekanntlich führte Herder den Namen des »großen Dechanten« (Swift) unter seinen Freunden, wegen seiner Vorliebe für den großen Irländischen Humoristen, die er selbst auch in diesen Briefen anerkennt [2]). — Auch Göthe bleibt Briefe schuldig [3]), worüber denn gleichfalls geklagt und gescholten wird; denn beides läuft bei Herder immer zusammen.

Endlich schrieb Merck, herzlich und warm, und nun gehen bei Herder wieder alle Schleußen des Herzens auf. Er nennt das gegenseitige Verschließen ihrer Herzen gegen einander ärger als Thorheit, es sei »Bosheit, Härte, Stein und Fleisch«; er bekennt »mit Schaam, Wehmuth, Reue, Aergerniß und Freude,« daß er den Freund nicht verstanden, daß sie sich gegenseitig »gemartert« ohne Noth. Daß wir aber oben mit unserer Bemerkung über Göthe's Einfluß auf Mercks veränderte Stimmung das Richtige getroffen, dafür bürgt die Schlußstelle des Herderschen Briefes, worin nur zu klar die Klage heraustritt, daß Merck sich gewöhnt habe, ihn in Göthe's Spiegel zu sehen. Herder, der in den Jahren der Trennung von Merck, in seinem Innern eine große Revolution der theologischen Ansichten und Ueberzeugungen erlitten hatte [4]), schreibt dem Freunde: »ich verwerfe mit aller Liebe und Sanftmuth die zweijährige Mühe und Gespinnst ihres Hirns zu sammt Ihres Herrn und Freundes seinem«, und klagt, »daß beide in ihm eine Natur supponiren, über die er selbst schaudern möchte, wenn er sie (wie sein gegebenes Vorbild Swift) auch in seinem Spiegel erblickte,« und »wer weiß (fährt er fort) ob ich sie nicht darum und in dem noch ärgern Spiegel, dem Traum, durch Euch erblicken lerne! — — Alle

1) d. h. in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen«. Von Schlosser, Merck, Göthe, Herder u. a. herausgegeben.
2) Briefe I. S. 39.
3) Briefe I. S. 34. S. 37.
4) Briefe I. S. 38—39.

Schminke, die Sie mir dabei verschwenden, zeigt eben, daß Sie Runzeln sehen, und da ich deren ganz andere und mehr als Ihr alle fühle, so wende ich mich von Euch, und halt' es kaum werth mit Merck, dem leidigen Tröster, und mit Göthe, dem elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter so viel Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden: unter denen Göthe just zuletzt kommt, wie Elihu«.

Doch eben so wenig fehlte es auf der andern Seite dem großen Manne an wahrhafter tiefer Selbsterkenntniß, die durch Mercks Briefe nur noch stärker geweckt worden war. Denn in der später geschriebenen, aber zugleich abgesendeten Fortsetzung des obigen Briefes schreibt er, wie er jeden Zug von Eitelkeit und Selbstsucht in sich auszubrennen suche, bittet Geduld mit ihm zu haben, kein Endurtheil über ihn zu fällen, ihn weder zu loben noch zu tadeln, sondern ihn, was er so sehr nöthig habe, und wofür die Freunde der Himmel lohnen werde, aufzumuntern und zu erwecken. »Und fahren Sie nur fort mit Ihrem guten Character mich zu heben und zu tragen. Sie thun's wahrhaftig jetzt einem andern Menschen, als dem Sie glauben.« — Den Rest des Briefes füllen wieder wissenschaftliche Mittheilungen, namentlich mit Bezug auf die von Schlosser, Merck und Göthe unter Mitwirkung Herders, Höpfners u. a. erscheinenden Frankfurter gelehrten Anzeigen [1]); Recensionen werden abgelehnt, andere versprochen, und über eigne Homerische Studien berichtet. Herder laß damals den Homer in Damms Uebersetzung mit hohem Genusse. »Man lies't munterer fort als im Griechischen, sieht Composition, Rede und Handlung ganzer: überdem ist der alte Mährchen- und treuherzige Rhapsodistenton hier so gut und übermäßig ausgedrückt, daß man eben so oft über Vater Damm, als über Vater Homer zu lächeln und sich zu freuen hat. Göthe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht

1) Briefe I. S. 41—44.

ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte), und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge, wie von Allem, so auch von humour in ihm, diesen nämlich nicht wie britische Wolke, sondern griechisch asiatischen Sonnenglanz gedacht.« Man sieht, selbst in dieser unverfänglichen poetischen Expectoration fehlt ein kleiner Seitenhieb auf Göthe nicht, und auch in den Schlußworten des Briefs: »gebt Euch ja nicht mit Weissagen (oben wurde Göthe der »Wahrsager und Zeichendeuter« genannt) ab, und mit dem Sehen in andrer Menschen Herz. Es ist eine brodlose Kunst, und Ihr habt eine bessere Nerve in Euch, zu glauben, die ich nicht wollte, daß sie umkäme«, — selbst hier erkennt man unzweideutig, daß Göthe, als das trennende Medium dem Schreibenden fort und fort vor der Seele steht. So geben auch in dieser Beziehung die Herderschen Briefe einen interessanten Kommentar zu demjenigen, was in Dichtung und Wahrheit Göthe selbst von seinem Verhältnisse zu Herder erzählt. Und doch erscheint in demselben Göthe eigentlich vorzugsweise als der Suchende, Gutmüthige, der den Ueberlegenen zu gewinnen, ihm Theilnahme für Neigungen, Liebhabereien und Bestrebungen einzuflößen, sich durch sein Urtheil, seine Zustimmung aufzuklären und zu stärken, unablässig bestrebt ist. Herder dagegen erscheint immer bereit, den Jüngeren seine Ueberlegenheit, seine höhere Reife nachdrücklich fühlen zu lassen, dessen Liebhabereien und Produktionen einer scharfen und bittern Kritik zu unterwerfen, wobei denn auch die Waffen des Spottes nicht verschmäht wurden. So war es in Straßburg, so selbst noch zwanzig Jahre später in Weimar, wo sich Herder wohl nicht bloß gegen Göthe's Studium der Mineralogie und Geologie »immer spöttisch erwies.« (S. Göthe's Werke **XXVII.** S. 26). Und selbst die Anekdoten, die der alte Böttiger hiervon berichtet, geben immer einen interessanten Beleg zu dem auch sonst hinreichend Bestätigten, und zeigen, zu welcher Schiefheit des Urtheils sich der Scharfsinn Herders durch persönliche Gereiztheit verleiten ließ. Wie übrigens dies ganze Verhältniß auf Göthe nach dessen Weise productiv eingewirkt, und wie er sich von allem

daraus hervorgehendem Widerwärtigen durch die ideale poetische Darstellung desselben befreit habe, ist neulich von Friedrich Lewitz in seiner Schrift über Göthe's Tasso (S. 28—30 und besonders S. 73—79) mit feinem Takte ausgeführt und nachzuweisen versucht worden, daß die verwickelten Beziehungen des Dichters des Tasso zu Herder nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die poetische Darstellung Antonio's geblieben sind. Herder selbst aber scheint auch in Weimar immer mehr und mehr einsam und isolirt gestanden zu haben, und gewiß ist es bezeichnend, daß in keinem einzigen der sämmtlichen Merck'schen Briefe eines Verhältnisses zwischen Herder und Göthe, weder im Guten noch im Bösen, gedacht wird. Was beide dennoch in so mancher Beziehung vereinte, war mehr das geheimnißvolle Band der Verwandtschaft aller großen Geister, als der unmittelbare Zug individueller Herzensneigung, einer Freundschaft, wie sie neuerlich Ulrici zwischen Ben Jonson und Shakspeare nachgewiesen, und mit dem zwischen Göthe und Herder bestehenden Verhältnisse parallelisirt hat.

Mit dem Jahre 1772 enden Herders Briefe an Merck, und nur ein einzelner Brief der Gattin Herders vom Octbr. des Jahres 1775, von Herder mit unterzeichnet [1]), giebt Zeugniß von dem dauernden freundschaftlichen Verbande, in welchem beide fortan lebten. Ein Wiedersehen im Frühlinge 1773, wo Herder seine Braut als Gattin heimführte, scheint die Freunde wieder etwas näher gebracht und manche Irrungen beseitigt zu haben. Auch im Jahre 1775 finden wir beide zusammen [2]), und ein Brief Boie's an Merck [3]), vom Januar des Jahres 1775, läßt über das zwischen beiden fort bestehende Freundschaftsverhältniß keinen Zweifel. Auch mit Göthe dauerte der Briefwechsel Herders fort [4]). Doch war die Zeit der persönlichen Apotheosirung von Seiten Mercks entschieden vorbei [5]), seitdem ihm Herders Eigenthümlichkeit mehr und mehr klar geworden war. Göthe selbst giebt uns

1) Briefe I. S. 78—79.
2) Briefe II. S. 98.
3) Briefe I. S. 48.
4) Briefe I. S. 55.
5) Herder selbst deutet dies an. Briefe I. S. 40.

darüber Aufschluß [1]). »Zwischen Herder und uns waltete ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Mercken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte«, (Herdern mochte, wie wir sehen, das Verhältniß umgekehrt erscheinen). Selbst der Herdern beigelegte Scherznamen des Dechanten gab zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß. Herders spöttisches, oft bissiges, stets aber negatives Verhalten gegen Göthe's Bestrebungen und Productionen, wie namentlich gegen Götz von Berlichingen, wo er, während Merck verständig und wohlwollend Theil nahm, sich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte in einigen gelegentlichen Schmähgedichten den Verfasser mit spöttischen Namen zu bezeichnen [2]), besserte das Verhältniß nicht; und als Herder späterhin durch Göthe's Veranstaltung nach Weimar berufen, und mit offenen Armen empfangen wurde, gab Merck seinem gutmüthigen Freunde Wieland Verhaltungsmaßregeln gegen den neuen Ankömmling an, die freilich Anfangs bei dem liebevollen Wieland keinen Eingang fanden, der sich »immer bereit erklärte, dem großen Manne den primat inter pares, so gut als jeder katholische Bischoff dem Papste, einzugestehen [3]), und bald darauf [4]) an Merck schrieb: »Ungeachtet Alles dessen, was Sie mir von Herder schreiben, möchte ich Euch Leute doch je bälder je lieber gut mit einander sehen. Ihr seid doch beide so brave Kerls, — was soll das Brotzen? Indessen will ich doch meiner Liebe zum Friedensstifter noch eine Zeitlang Einhalt thun, — bis ich sehe, daß Euch beiden das Herz schlägt. Im Grunde haltet Ihr doch was auf einander, — und wie könnt's auch anders.« —

1) Werke XXVI. S. 111. 2) Werke XXVI. S. 200.
3) Briefe II. S. 81, vom 17. Octbr. 1776.
4) Briefe II. S. 85, den 22. Nov. 1776. Wer sich von der Ueberschwenglichkeit einen Begriff machen will, mit der Wieland sich damals an Herder gebannt fühlte, der lese seinen Brief an F. H. Jacobi in dessen: Auserles. Briefwechsel I. S. 25 ff.

Aber nur zu bald mußte der herzliche Wieland einsehen, daß Mercks Scharfsinn den »neuen Hohenpriester« richtig beurtheilt habe, und schon wenige Monate später schreibt er dem Freunde [1]): »Bei Herdern ist Alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Besondere Umstände muß ich auf eine Zeit versparen, wo wir uns, so Gott will, sehen werden. Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so habe ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen seiner Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker habe einen solchen Nachbar über seinem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz Alles was ein Mann sein kann, an Andern zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, andere zu necken und zu gecken, so möchte ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben. Alles dies m. l. Fr. entre nous.«

Hier scheint die Summe Alles dessen ausgesprochen, was Merck von dem ihm sonst in so manchen Beziehungen geistverwandten Herder trennte. So schrieb er, nachdem Wieland ihn besucht, am 14. Januar 1778 an Lavater [2]): »Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhommischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Purschen gemacht, und das ist wieder nichts nütze.«

So scheint sich denn das freundschaftliche Verhältniß in einer gemessenen Entfernung erhalten zu haben, und eine kurze Anzeige der »Volkslieder«, die Merck auf Wielands Ersuchen

1) Briefe I. S. 103, vom Februar 1777. Später glich sich dieser Unmuth Wielands wieder aus. S. Briefe II. S. 152.

2) Briefe II. S. 120.

für den Merkur verfaßte [1]), voll Lob und Anerkennung, ist das letzte Lebenszeichen, welches wir von dem Verhältnisse beider Männer zu einander aufgefunden haben, einem Verhältnisse, in welchem Mercks Persönlichkeit im vollen Umfange des Worts im schönsten Lichte erscheint.

III.

Merck und Göthe.

Durch Herders Briefe aus Straßburg und dessen spätere mündliche Mittheilungen erhielt Merck die erste Kenntniß von Göthe, dem damals ein und zwanzigjährigen, noch unbekannten Jünglinge. Die erste persönliche Bekanntschaft zwischen beiden vermittelten die Gebrüder Hieronymus und Georg Schlosser, welche mit Merck aus seinen akademischen Jahren her befreundet waren, und von denen namentlich der jüngere, Georg, bis zu Mercks Tode mit ihm in den Beziehungen herzlicher Freundschaft blieb.

Durch Herder »nicht ungünstig angekündigt« [2]), ward Göthe in seiner ganzen Bedeutung zuerst von Merck vollständig erkannt, und des großen Dichters dankbares, in den Jahren der höchsten Reife abgelegtes Bekenntniß: »daß dieser eigne Mann auf sein Leben den größten Einfluß gehabt«, wird wie auf vielen Blättern von Dichtung und Wahrheit, so auch durch die jetzt in den Briefsammlungen etwas reichlicher fließenden Quellen vollkommen bestätigt. Ja, einem scharf und unbefangen die Data beider prüfenden wird sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß dieser Einfluß selbst in den seltenen Fällen ein guter und heilsamer gewesen, wo Göthe's eigne Worte dies in Abrede stellen oder zu stellen scheinen, und daß die Charakteristik des Freundes, wie sie in der angeführten Stelle von Dichtung und Wahrheit gegeben worden, nicht durchaus richtig und jedenfalls nicht in allen Beziehungen wörtlich zu nehmen ist. Schon der Herausgeber der Merckschen Briefe hat dies mit aller Pie-

1) Briefe I. S. 135. Merkur 1778. III. S. 191—192.
2) Göthe's Werke XXVI. S. 95.

tät gegen den großen Dichter angedeutet. Doch davon weiterhin.

Es war im Jahre 1771 und Göthe, zu seines Vaters großem Behagen, als wohlbestallter Doctor juris von Straßburg nach Hause zurückgekehrt, als Mercks Bekanntschaft ihn häufig von Frankfurt nach Darmstadt führte, wo außer dem neugewonnenen Freunde, wie wir oben sahen, eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern und ausgezeichneten Frauen ihn anzog und von ihm angezogen wurde. Göthe selbst nennt aus diesem Kreise »den Minister des Landgrafen, einen Geheimerath von Heß, Professor Petersen, Rector Wenck, als Einheimische, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimeräthin von Heß, und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herders Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vorzüglichen Manne« [1]).

Hier in diesem außerordentlich fördernden und belebenden Kreise, mit welchem er vorzugsweise durch Merck vermittelt worden war, fand Göthe Anregung zur Mittheilung gefertigter oder begonnener Arbeiten, zur Besprechung neuer Pläne und Entwürfe. »Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen« [2]), und der Eindruck des Straßburger Münstergebäudes ward in dem Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach zusammengefaßt.

Herder, der erste Vermittler, führte beide Freunde ohne seine Absicht enger zu einander, da beide sich gegen seine Neckereien und Häkeleien zu wehren hatten, wobei denn Göthe's Pietät und Langmuth gegen Herder, bei des kampfgeübten Merck kräftigerem Wesen, nicht allzulange vorhielt.

Neben jenen Productionen, an denen Merck den belebendsten Antheil nahm, ward aber von beiden auch der Versuch gemacht, auf dem Wege ästhetischer Speculation »Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehen

1) Göthe's Werke XXVI. S. 95.
2) Göthe's Werke a. a. O. S. 98—99.

könne« [1]). Doch weder mit Merck »dem Zweifler und Eklektiker,« noch später mit Gotter wollte es hier gelingen, und bald sah sich Göthe von jenen, für ihn wenig fruchtbaren Bestrebungen wieder zur Production zurückgeführt. Uebrigens war die Bekanntschaft mit Merck in einer Lebensepoche des Dichters heilend eingetreten, wo er eines starken, welterfahrnen, strebsamen und der Welt zugewendeten Freundes gar sehr bedurfte. Ereigniß, Leidenschaft und Genuß der Sesenheimer Tage waren der Pein gewichen. Das Bewußtsein, das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet zu haben, war zum lastenden, herzzerreißenden Schuldgefühl geworden, und eine »düstere Reue« hatte sich über sein Inneres gelagert, die den Zustand »bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich machte.« Hier trat nun die Bekanntschaft mit dem Darmstädter Kreise und vor Allem mit Merck heilend und beruhigend ein, und die Sehnsucht, mit welcher er sich dorthin gezogen fühlte, spricht sich in der Schilderung seines damaligen »Wanderlebens« aus, wo er »sich gewöhnte auf der Straße zu leben« und zwischen Frankfurt, Darmstadt und Homburg, »wie ein Bote hin und her zu wandern.« Das Andenken an diese Tage des schönsten Zusammenlebens klingt wehmüthig nach in einem Briefe an Merk aus dem Jahre 1776. »Acht oder neun Menschen«, schreibt er an eine Freundin [2]), wie sie Ao. 72 beisammen und oft in meinem Hause beisammen waren, ist ein seltenes Schauspiel.«

Als daher Göthe bald darauf seinen Freund und jene anmuthigen Verhältnisse in Darmstadt verlassen mußte, um nach Wetzlar zu gehen, fühlte er »eine Leere im Busen, die er auszufüllen nicht vermochte«; und befand sich, wie er bedeutungsvoll hinzusetzt, in einer Lage, wo die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt auftritt, uns unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.« Ich nannte diese Worte bedeutungsvoll und sie sind es in der That, wenn wir ein Lebensverhältniß Göthe's zu Wetzlar in's Auge fassen, in wel-

1) Göthe's Werke S. 148.
2) Briefe II. S. 100.

chem, wie es unzweifelhaft erscheint, Merck abermals heilsam und in gewisser Weise rettend dazwischen trat, und durch dies sein Einschreiten, welchem Göthe merkwürdiger Weise in seiner Darstellung nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, den Freund vor einer zweiten, vielleicht noch schlimmeren Reue bewahrte.

Wenn wir uns nämlich unbefangen prüfend der Göthe'schen Darstellung des Verhältnisses hingeben, welches dem liebebedürftigen, nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzen des Dichters hier in Wetzlar den gewünschten Ersatz für das halb Aufgegebene, halb Verlorene zu gewähren bestimmt schien, so können wir uns nicht verhehlen, daß dasselbe für seine Ruhe und sein Lebensglück höchst gefährlich zu werden drohte, ja bereits geworden war, als es durch Mercks, von Göthe zum Theil selbst veranlaßte Dazwischenkunft, gelös't wurde. Der Beweis läßt sich aus Göthe's eigner Schilderung jener Zustände führen, in welcher die Reife und Besonnenheit der späteren Betrachtung gegen die Befangenheit in der Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit der früheren Stimmung merkwürdig zurücktritt. Die süße Neigung zu der bereits Verlobten in einem müßig träumerischen Herzen, dem keine Gegenwart genügte, das krank an zerstörter Liebe, sehnsüchtig nach einem neuen Haltpunkt suchte, ist schon an sich nur um so gefährlicher, je anspruchsloser sie auftritt, je sicherer sie scheint. Göthe selbst wendet auf seinen Zustand an, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloïse geweissagt worden: »Und zu den Füßen der Geliebten sitzend wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.« Sie mochte ihn gerne zu ihrem Begleiter, er konnte ihre Nähe nicht missen. Das schmale unansehnliche Häuschen, in der engen Gasse am Stiftslocale angebaut, ward seine Welt, der Zauber Wakefield's wirkte auch hier zur Steigerung des Gefühls gegenwärtiger, idealisirter Zustände. Göthe begann sogar die fast eifersüchtig geliebte Schwester in Frankfurt zu vernachlässigen. Gewohnheit und Nachsicht machten das Verhältniß zu Lotte leidenschaftlicher als billig, und bereits begann er die Auflösung desselben durch die Aussicht auf bal-

dige Vereinigung der Verlobten als etwas Unerträgliches anzusehen, während That- und Productionskraft in diesem süßträumerischen Dahinleben paralysirt wurden. Aus dieser Zeit scheint das Gedicht zu stammen, welches sich von Göthe's Hand gar zierlich geschrieben unter Mercks Papieren fand (mit der Aufschrift an Uranien), und von Wagner (Briefe **II.** S. 38 ff.) unter Andeutung des Bezugs auf Göthe's Verhältniß zu Charlotte B. in Wetzlar mitgetheilt ist. Wir lassen es hier folgen:

Elysium an Uranien.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.
Wie Du das erstemal
Liebeahndend dem Fremdling
Entgegen tratst,
Und Deine Hand ihm reichtest,
Fühlt' er Alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.

Wie Du den liebenden Arm
Um den Freund schlangst,
Wie ihm Lila's Brust
Entgegen bebte,
Wie ihr euch rings umfassend
In heil'ger Wonne schwebtet,
Und ich, im Anschau'n selig,
Ohne sterblichen Neid
Daneben stand.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch versiegelte;

Daß Du dem liebenden,
Stille sehnenden
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.

Wann Du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit Dir den Bach hinab;
Wenn mir auf dem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegestalten
Mir winken durch
Wehende Zweige
Des dämmernden Hains.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elysium.

Seh' ich verschlagen
Unter schauernden Himmels
Oede Gestade
In der Vergangenheit
Goldner Myrthenhains Dämmerung
Lila'n an Deiner Hand,
Seh mich schüchternen
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen —
Eure Augen sich begegnen
Auf mich blicken, seh ich,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila, sie nähert sich mir.
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach! warum nur Elysium!

In jener, oben von uns fast buchstäblich mit den eignen Worten des Dichters geschilderten Lage fand ihn Merck, den er, von einem Ausfluge nach Gießen zu Höpfner, mit nach Wetzlar hinüber führte, um ihm »seine Lotte« vorzustellen. Und nun — hören wir, wie sich Göthe selbst vernehmen läßt: »Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotte eingeführt. Allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. — Er zog sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er »und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.«

Nur wer den Eigensinn eines verzärtelten Herzens in solchen Situationen kennt, mit dem es sich taub gegen die rathende Vernunftstimme des Freundes in solchen Zuständen festbohrt, und jeden, der nicht für dasselbe ist, als Widersacher und Feind ansieht, wird die obigen Worte des Dichters begreifen, mit denen er den damaligen Zustand seines Innern eben so richtig geschildert hat, als er seinem kälteren und ruhigeren Freunde, dem obenein selbst, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, dem Werthe der Geliebten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, alle die tausend dazu nöthigen Verbindungsglieder und Momente des Zusammenlebens fehlten, das auffallendste Unrecht anthut. Aber Merck ging ja im Gegentheil, wie auch Göthe selbst eingesteht, darauf aus, seinen Freund aus Wetzlar und aus der Nähe einer Gefahr zu ent-

fernen, deren Dasein dieser sich selbst in gewissen Augenblicken nicht mehr verhehlte. Nicht zum Unheil also, sondern zum Gedeihen gereichte seine Gegenwart in diesem Kreise, mit der er den Freund, der die Werthertragödie mit Ausschluß der Katastrophe durch den Pistolenschuß hier wirklich erlebte, zeitig genug von der letzteren zurückriß. Und wenn er ihm die Gefahr nicht in dieser, sondern in der von Göthe später selbst beliebten Form des Pater Brei vorführte, und ihm bemerklich machte, daß da

gehört zu jeglichem Sakrament
Geistlicher Anfang, leiblich Mittel, fleischlich End',

so war dies eben die Mercks Eigenthümlichkeit zusagende Weise, der überdieß hier mit Recht Zeitverderb und Kraftverlust sah. Es sind aber bei Göthe nur die Gedanken des Herzens, die sich einander verklagen und entschuldigen. Denn was verlangte er eigentlich von seinem Freunde? Nichts anders als Einstimmung in seine Neigung und Zustimmung zu dem Vorhaben, sich ihr weiter hinzugeben. Dies also wäre ihm »zum Gedeihen» gewesen?! Zwar ließ er sich nun, »durch des Freundes Abstimmung nicht irre machen, denn (sagt er) ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigten doch den Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor, und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehen, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun als er sich entfernt hatte trennte ich mich von Charlotten, zwar mit reinerem Gewissen als von Friedericken, doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abentheuer sein

Ende bevorstehe, denn von der zunächsterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.«

Gewiß diese ganze Schilderung ist von unendlicher dichterischer Schönheit und Wahrheit, und hierin liegt das Verzeihliche ihrer Ungerechtigkeit gegen die prosaische Wahrheit. Göthe hat oft seinen Freund, den edelsten und wahrsten den er besessen, scherzhaft mit Mephistopheles verglichen, ja, Merck und Mephisto sind für das Bewußtsein vieler Freunde Göthe's gewissermaßen durch diese Vergleiche, und bei dem frühen Mangel an Nachrichten über den herrlichen Mann, zu Menächmen geworden, — aber nie ist es mit größerem Unrechte geschehen, als bei dieser Gelegenheit; und so mag das Interesse für die Wahrheit die Ausführlichkeit unserer Darstellung dieses Punktes in dem Lebensverhältnisse beider Männer entschuldigen, einer Darstellung, durch welche dem Ruhme des großen Dichters nichts entzogen, wohl aber das Bild seines Freundes von einem leichten Schatten befreit wird.

Wie in dieser Wetzlarischen Episode, lösend und befreiend, wirkte Merck auch während derselben geistig anregend und zur Thätigkeit spornend auf den Freund ein, in dem er bei dem in Gießen veranstalteten, literarischen Congreß zwischen Merck, Georg Schlosser, Höpfner und anderen Gießener Akademikern ihn zur Theilnahme an der Begründung und Förderung der Frankfurter gelehrten Anzeigen heranzog. Merck, so erzählt Göthe, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die genannte Zeitschrift in diesem Jahre herauszugeben. Sie hatten sich Höpfner'n und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenck, und sonst manchen wackern Mann [1]) zugesellt. Jeder hatte in seinem Fache histo-

1) z. B. H. Schlosser, Schulz, die Gebrüder Petersen u. a.

rische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach Einem Sinn wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackre und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt, man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinahe die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht so wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Göthe, durch Merck gewonnen, nahm bald nachdem er sich von den Wetzlarischen Neigungen losgerissen hatte, den wärmsten Antheil an dem Unternehmen, dessen eigentliche Seele Merck war und blieb, daher ihm denn auch in den Briefen seiner Freunde jene Anzeigen oft allein zugeschrieben werden [1]). Die Art, wie von den Freunden die Redaction gehandhabt wurde, war eben so neu und eigenthümlich, als sie von der Gewissenhaftigkeit, mit der man zu Werke ging, ehrendes Zeugniß giebt. Eine lebhafte Correspondenz, die Nähe der Ortschaften Frankfurt, Darmstadt und Gießen, und öftere persönliche Verhandlungen traten hier begünstigend ein. »Wer das Buch zuerst gelesen hatte [2]), der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, eine verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm einer die Redaction«. Göthen fiel dabei oft die Rolle des Protokollführers zu, wobei ihm denn auch die Freunde erlaubten innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen, und sodann bei Gegenständen, denen er sich gewachsen fühlte, die ihm besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Schon die Ankündigung dieser neuen Zeitschrift ward fast überall von den Besten der Nation mit entschiede-

1) Man vergleiche: Briefe II. S. 43. I. S. 45 u. a.
2) Göthe's Werke XXVI. S. 166.

nem Enthusiasmus aufgenommen. »Wohl unserer Critik (schreibt der ältere Jacobi an Merck), deren Afterbild so lange in allen Trödelbuden zur Schau gestellt worden ist, daß endlich einmal edeldenkende, freie Männer sich ihrer annehmen.«

Indessen sagten sich Merck und Göthe schon zu Ende des Jahrs 1774 mit ihren Freunden von der Theilnahme an dieser Zeitschrift los, was anfangs von manchen für eine Finte gehalten wurde, sich aber sofort durch den außerordentlichen »Abfall« der Anzeigen nur zu deutlich bestätigte [1]). Während nun der rastlos thätige Merck seine Kraft einem andern Unternehmen zuwandte, und für die bei Varrentrapp unter Kösters Leitung erscheinende deutsche Encyklopädie verschiedene belletristische und artistische Arbeiten lieferte, kehrte Göthe mit erneutem Eifer zu seinen, wie es scheint, durch jene Bestrebungen hin und wieder in's Stocken gerathenen Productionen zurück. Schon früher hatte er seine kleineren poetischen Erzeugnisse Mercken regelmäßig mitgetheilt, wie denn auch Handschriften z. B. von dem Gedichte »der Wanderer«, und von der Farce Götter Helden und Wieland, das eine von Göthe, das andere von Merck geschrieben, mit Zusätzen und Verbesserungen von Göthe's Hand, sich unter den nachgelassenen Papieren von Merck vorgefunden haben [2]), unter ihnen auch ein kleines, in der Sammlung von Göthe's Werken nicht befindliches Gedicht, Pilgers Morgenlied, an Lila, nach einer handschriftlichen Notiz von Merck die Stimmung ausdrückend, als der Dichter auf seiner Reise nach Wetzlar »den Thurm« (von Frankfurt?) zum letzten Male sah. Aber wichtiger als dies Alles war Mercks Einwirkung auf seines Freundes erste große Production, den Götz von Berlichingen. Hatte er schon gleich zu den ersten Anfängen dieses revolutionären Werks, im Gegensatz zu den spöttischen Bemerkungen des sarkastischen Herder, sich »verständig und wohlwollend« geäußert, so erwies er sich bei der zweiten Bearbeitung, als der Dichter auch mit dieser unzufrieden, die Bekanntmachung ablehnen und auf eine

1) Briefe I. S. 45.
2) Die Varianten sind mitgetheilt von Wagner Briefe II. S. 41—42.

abermalige dritte mit mehr Fleiß und Ueberlegung vorzunehmende Behandlung aussetzen wollte, als den entschiedendsten Gegner dieses Zauderns und ewigen Umarbeitens, indem dadurch die Sache nur anders und selten besser werde. »Man müsse sehen, was das für eine Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen [1])«. Sein kräftiger Zuruf: »Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!« überwand alle Bedenklichkeiten und Einwände, und seine technisch merkantilische Rührigkeit wußte denn auch ohne Verlegerhülfe, da Göthe eine solche, nach den bei den »Mitschuldigen« gemachten Erfahrungen, in Anspruch zu nehmen sich scheute, Rath zum Druck des Werkes zu schaffen. Der Dichter bestritt das Papier, der Freund die Druckkosten, und so wurde denn die »wilde dramatische Skizze« wie ein leuchtendes und zündendes Meteor in die Welt hineingeschleudert. Wenn nun freilich Mercks Erwartungen von dem pecuniären Vortheile, hauptsächlich wegen des sofort geschäftigen Diebesdrucks, nicht erfüllt, ja dem Poeten selbst manche ökonomische Verlegenheiten bereitet wurden — auch Schiller erfuhr mit seinem Erstlingswerke bekanntlich dasselbe Schicksal, nur in viel härterem Maße — so war doch auf der anderen Seite, wie Merck richtig vorausgesagt, unendlich viel gewonnen, und des Dichters Stellung, der bisher nur fliegende Blätter anonym herausgegeben hatte, von nun an fest begründet.

Hier mag es nun gestattet sein, von unserm Wege ein wenig seitab zu biegen, und einen Ausspruch Göthe's näher zu beleuchten, mit dem er seinen damaligen Zeitgenossen im Allgemeinen, und insbesondere einem Einzelnen unter denselben zu nahe zu treten, oder doch jedenfalls beiden nicht die volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen scheint. Nachdem er nämlich in der zuvor berührten Stelle seiner Selbstbiographie, bei Gelegenheit des Recensirwesens seiner Zeit, über die Grundlosigkeit, Willkühr und Einseitigkeit der Recensentenansichten in Billigung und Tadel sich ausgelassen, fährt er fort: »Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Wiedersprüche gebildeter

1) Göthe's Werke XXVI. 200—203.

Menschen machen müssen! So stand zum Beispiel im deutschen Merkur eine weitläufige, wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm übereinstimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach, und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt, ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erst im großen Publikum aussehen.«

Sollte dieser Ausspruch im Ganzen wie im Einzelnen gerecht sein? ich zweifle. Göthe vergißt, scheint es, hier zunächst das Faktum der allgemeinen Theilnahme, Aufmerksamkeit, ja Begeisterung, mit der jene Zeit, der es wahrlich bei der Menge herrschender Vorurtheile des Geschmacks zum Verdienst angerechnet werden könnte, einer so ganz neuen eigenthümlichen Production eines Jünglings, der allen diesen Vorurtheilen in's Angesicht zu schlagen wagte, entgegen kam. Diese Frische und Lebendigkeit der Theilnahme, diese reine Receptivität waren aber nothwendig, um die heilsame Wirkung dieser ersten Kraftäußerung des Genius möglich zu machen. »Es ist nicht genug ein großer Mann zu sein, man muß auch zur rechten Zeit kommen«; dies Wort Göthe's erfüllte sich hier buchstäblich, und wäre es nicht mit dem kannegießernden »wenn« überall eine bedenkliche Sache, es ließe sich mit Grund zweifeln, ob denn ein höher ausgebildeter kritischer und ästhetischer Sinn damals wirklich wünschenswerther und förderlicher gewesen wäre. Und jene Recension — ich glaube auch ihr geschieht einiges Unrecht. Betrachten wir sie einen Augenblick näher. Sie steht im dritten Bande des deutschen Merkur (v. Jahre 1773. S. 267—287) und ist mit M. unterzeichnet, hat aber nach einer Bemerkung Grubers in Wielands Leben (Wielands Werke Bd. 52. S. 90) den Professor Schmid in Gießen zum Verfasser. Gleich der Anfang nimmt uns für den Kritiker ein. »Wir zeigen, sagt er, unsern Lesern hier ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linnées staunen und

ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemartert werden [1]), das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch weinerlichen Schauspielen austauschen möchten, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus dem Gang gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden.«

Wo ist hier »dumpfe Sinnesart«? ich finde, und ich denke der Leser mit mir, eine so freudige, frische Begeisterung, wie sie in einem ähnlichen Falle in unsern Tagen unerhört und unmöglich sein möchte. Uns scheint sie rührend, diese Offenheit, mit der er weiter sagt: »Ich weiß nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gewesen zu sein gestehen. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verfasser es nennt, schon mehrmals gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hintereinander wiederholte Lektüre unsere Empfindungen bis auf einen gewissen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hätten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl als unangenehmen Eindrücken einer Lektüre nachzuspüren und ruhig über unsere Vergnügungen raisonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.« Der Verfasser findet dann ferner in dieser unwiderstehlichen Macht des Eindrucks »das sicherste Kriterium des Genie's.« Er belobt sodann ganz verständig die Wahl des Sujets, die des Dankes aller deutschen Patrioten werth sei, und spricht bei

1) Mit dieser Bemerkung steht natürlich der Kritiker innerhalb seiner Zeit und innerhalb eines ästhetischen Vorurtheils derselben, von dem kaum ein Lessing sich ganz befreien konnte. Spricht doch selbst Schlegel noch von den drei Einheiten des Aristoteles, obschon der alte Hellene nur von einer derselben, von der französischen Auffassung aller drei aber vollends nichts weiß.

der Gelegenheit den für jene Zeit immerhin sehr erfreulichen Satz aus, daß Individualisirung im Drama vorzugsweise nothwendig sei, und »daß ein Charakter um desto mehr an Interesse verliere, je mehr ihm an Individualität abgehe«, und giebt endlich eine ganz gute Skizze des Inhalts. Erst jetzt wendet er sich zur Kritik, die er mit der Bemerkung eröffnet: das Stück sei kein Drama im strengen Sinne, kein für die Aufführung auf der Bühne passendes Schauspiel, und dieser Gesichtspunkt der Beurtheilung müsse von vorn herein, um billig zu bleiben, bei dem Leser beseitigt werden; sondern es sei vielmehr ein dramatisches Gedicht, eine dramatisirte Biographie für den Genuß der Lectüre bestimmt.

Ist nun dieses Urtheil irrig? Nein! es trifft vielmehr so ziemlich den Kernpunkt der Sache, obwohl nicht aus ganz zureichenden Gründen. Diese lose an einander gehefteten, in bunter Hast sich überstürzenden Scenen, dieser Mangel an wahrer Einheit der Handlung, diese Breite des historischen Romans im Ganzen bei aller Kürze und Kernigkeit im Einzelnen, sie sind nicht dramatisch im eigentlichen Sinne, und darum verschwindet mehr und mehr das Stück von unsern Bühnen, und ist durch keine Kunst der Welt zu halten.

Was der Verfasser dann weiter über die drei Einheiten vorbringt, ist freilich, wie bemerkt, werthlos, ja höchst beschränkt, aber es ist die Beschränktheit einer ganzen Zeit. Merkwürdig ist es dabei, daß er sich gerade gegen die einzige dieser drei dramatischen Einheiten, gegen die Einheit der Handlung, ketzerisch auflehnt, und aus diesem Gesichtspunkte die Doppelhandlung im Götz vertheidigt. Aber kann man ihm ganz Unrecht geben, wenn er dabei doch dramatisch Weislingens Schicksals von dem des Helden getrennt wünscht: »weil der Dichter alsdann nicht durch den Ueberfluß an Materien gezwungen gewesen sein würde, seine Aktion zu überladen, und eine Menge von Handlungen, deren Gründe er zu entwickeln nicht Zeit genug gehabt, zu schnell hinter einander folgen zu lassen, wodurch sehr oft Dunkelheit verursacht werde.« Ich glaube nicht. Daß ferner »der, mit jeder kurzen Scene sich verändernde Schauplatz, das Drama untheatralisch mache,« ist gleichfalls eine durchaus richtige Bemerkung, und

es ist ebenfalls keineswegs so ganz unbegründet, wie der Recensent dieser Recension, Wieland, es findet, daß der Reichthum des Stoffes oft zu einer Kürze genöthigt habe, wodurch dramatische Schönheiten, wie z. B. die weitere Ausmalung der Sinnesänderung Weißlingens, die so plötzlich, wie sie uns hier vorgeführt wird, immer etwas befremdliches behält, erstickt und motivirende Zwischenhandlungen und Scenen unterdrückt worden seien. Je mehr man sich (fährt der Verf. fort) der Entwicklung nähert, desto gedrungener, kürzer und verflochtener wird man die Handlung finden, während man im Anfange des Stücks einige Scenen und Personen antrifft, die ohne den geringsten Nachtheil der Haupthandlung verschwinden könnten. So würden wir zum Beispiel die Unterredung Götzens mit dem Bruder Martin, und das Gespräch der Elisabeth und Maria mit Carln ganz gut haben entbehren können.« (Man traut seinen Augen kaum!) Schön ist sie, recht original, die Beschreibung, die der Bruder Martin von seiner grausamen und mit der ganzen Bestimmung der Menschen streitenden Situation giebt — aber sie ist ganz am unrechten Orte. Götz bleibt müssig dabei, kann hier das erstemal, da wir ihn sehen, nicht das Geringste von den Eigenthümlichkeiten seines Charakters zeigen (das soll er freilich auch nicht), und ist überdem in den größten Erwartungen, nahe vor der Ausführung einer wichtigen That, wo er nicht gut an den Reflexionen eines Mönchs Theil zu nehmen aufgelegt ist. Und endlich hält man den Bruder Martin, da ihn der Dichter mit Götzen unter solchen Umständen gleich anfangs aufführt, für eine Hauptperson des Stücks, und sucht ihn also in den folgenden Auftritten oft vergebens wieder.«

Ich wiederhole es nochmals, daß ich bei dem besten Willen hier nicht im Stande bin, absolute Bornirtheit einer dumpfen Sinnesart zu erkennen. Ich sehe vielmehr eine ästhetische Betrachtung, die freilich nur noch im Dunkeln tappt, aber in dem dunkeln Drange, von einem gewissen richtigen Instinkte geleitet, einzelne gar nicht zu verachtende Bemerkungen macht. Ueber die ersteren Punkte, das wesentlich Undramatische, sprunghaft Epische, ist jetzt die Kritik wohl eben

so im Klaren, als die Erfahrung mit ihr Hand in Hand geht. Aber die letztgenannten? Nun ich denke es ist damit nicht anders, und Wieland, der unsern Recensenten widerlegen will, macht nichts als gut gemeinte Worte. Aber ich will einen Mann sprechen lassen, der, wenn einer, wußte, was Kunst und Poesie ist, und der, wie wenige, Göthe liebte und bewunderte. »Das wahrhafte Kunstwerk«, sagt Hegel in den Vorlesungen über Aesthetik [1]), »erweist seine ächte Originalität nur dadurch, daß es als die eigne eine Schöpfung eines Geistes erscheint, der nichts von außen her auflieſt und zusammenflickt, sondern das Ganze im strengen Zusammenhange aus einem Gusse in einem Tone sich durch sich selber produciren läßt, wie die Sache sich in sich selbst zusammen geeint hat. Finden sich dagegen die Scenen und Motive nicht durch sich selber, sondern nur von Außen her zu einander, so ist diese innere Nothwendigkeit ihrer Einigung nicht vorhanden, und sie erscheinen nur als zufällig durch eine dritte fremde Subjectivität verknüpft. So ist z. B. Göthe's Götz besonders seiner großen Originalität halber bewundert worden, und allerdings hat Göthe, wie schon oben gesagt ist [2]), mit vieler Kühnheit in diesem Werk alles geläugnet und mit Füßen getreten, was von den damaligen Theorieen der schönen Wissenschaften als Kunstgesetz festgestellt war, und dennoch ist die Ausführung nicht von wahrhafter Originalität, denn man sieht diesem Jugendwerke noch die Armuth eignen Stoffs an, so daß nun viele Züge und ganze Scenen, statt aus dem großen Inhalte selber herausgearbeitet zu sein, hier und dort aus den Interessen der Zeit, in der es verfaßt ist, zusammengerafft und äußerlich eingefügt erscheinen.«

Und welche sind dies? — Die angeführten Beispiele sind — genau dieselben, welche auch der gute alte Kunstrichter ein halbes Jahrhundert früher als »ganz am unrechten Orte« bezeichnete. »Die Scene z. B. (fährt der Schöpfer der Philosophie der Kunst fort) des Götz mit dem Bruder Martin, welcher auf Luther hindeutet, enthält nur Vorstellungen, welche

1) Th. I. S. 382.
2) Th. I. S. 318.

Göthe aus dem geschöpft hat, worüber man in dieser Periode in Deutschland die Mönche wieder zu bedauern anfing; daß sie keinen Wein trinken durften, schläfrig verdauten, dadurch mancherlei Begierden anheim fielen, und überhaupt die drei unerträglichen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ablegen müßten. Dagegen begeistert sich Bruder Martin für das ritterliche Leben Götzens: »wie dieser mit der Beute seiner Feinde beladen sich erinnere, den stach ich vom Pferd' ehe er schießen konnte, den rannt' ich mit sammt dem Pferde nieder, und dann auf sein Schloß komme und sein Weib finde;« er trinkt auf Frau Elisabeths Gesundheit und wischt sich die Augen. Mit diesen zeitlichen Gedanken aber hat Luther nicht angefangen, sondern eine ganz andere Tiefe der religiösen Anschauung und Ueberzeugung aus Augustin als ein frommer Mönch geschöpft. In derselbigen Weise folgen dann gleich in den nächsten Scenen pädagogische Zeitbeziehungen, die insbesondere Basedow in Anregung gebracht hatte. Die Kinder, hieß es z. B. damals, lernten viel unverstandenes Zeug, die rechte Methode aber bestände darin, sie durch Anschauung und Erfahrung Realien zu lehren. Karl z. B. sagt seinem Vater auswendig her: »Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit 200 Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu«. Als jedoch Götz ihn fragt: kennst du den Herrn von Berlichingen, sieht der Bub ihn starr an, und kennt vor lauter Gelehrsamkeit seinen eignen Vater nicht. Götz versichert, er kannte alle Pfade, Weg und Fuhrten, eh' er wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. Dieß sind fremdartige Anhängsel, welche den Stoff selbst nichts angehen, während da, wo derselbe nun in seiner eigenthümlichen Tiefe hätte gefaßt werden sollen, im Gespräche z. B. Götzens mit Weißlingen nur kalte prosaische Reflexionen über die Zeit zum Vorschein kommen«.

Was dort gleichsam nur stammelnd und unklar angedeutet wird, ist hier scharf bestimmt und explizirt herausgestellt. Aber in der Sache, sehen wir, treffen der älteste und der letzte Kritiker des Götz durchaus zusammen. Was der erste darauf über die Charakteristik Götzens sagt, ist wieder meist verständig, und der leise ausgesprochene Tadel gegen die Zeichnung Weiß-

lingens und Mariens jedenfalls nicht ganz unbegründet, wenn gleich, was über Elisabeth gesagt wird, durchaus aller Wahrheit ermangelt. Doch wie vortrefflich ist gleich darauf die Anerkennung in dem Folgenden: »Aber alle diese kleinen Mängel werden unmerklich gemacht durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakespeare durch die kleinsten, unbeträchtlichsten Züge den Leser in gewaltsam hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und Situationen stets angemessene Sprache und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist«. Weiterhin wird der Dialog so »warm und innigst beschäftigend« genannt, daß er »fast Erzählung gleichsam in Action verwandle«, und als Beispiel ganz vortrefflich die erste Scene zwischen Franz und Weißlingen angeführt. »Gewiß so sehr als Shakespeare hat der Verfasser die Sprache seines Dialogs nach den herrschenden Empfindungen einer jeden handelnden Person zu stimmen und, noch mehr als der Engländer, sich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Declamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama ist ein Beweis dieses so seltenen Talents: nirgends aber hat der Verfasser es in einem größern Lichte gezeigt, als in der vortrefflichen Scene, wo Marie den sterbenden Weißlingen besucht, und Franz, durch den entsetzlichen Todeskampf seines mit Leben und Tod ringenden Herrn gerührt, ihm einen unvermeidlichen Tod und sein eignes Verbrechen verkündet. Wie weit und wie herzrührende Handlung, in wie wenigen halbarticulirten Empfindungslauten. Franz drückt die Untreue der scheußlichen Adelheid, sein Verbrechen, und das Werkzeug von Weißlingens Tod in den wenigen erschütternden Worten aus: Gift, Gift, von eurem Weibe, ich, ich, und stürzt sich in der Wuth rasender Verzweiflung in den Main«.

Doch genug! Indeß wenige unserer Leser haben vielleicht je den Merkur in die Hand genommen, und so dürfte diese Mittheilung nicht ganz ohne Interesse sein. Sollen wir es sagen: So viel hingebende Liebe, so viel verständige Anerkennung in

einer solchen Zeit der Kindheit der Kritik, bei dem Werke eines Namenlosen, Unbekannten, einem Werke, das alles, was damals in dem Sanctuarium der Geschmackslehre als heilig und unantastbar galt, mit Füßen trat, — mich dünkt sie hätten ein besseres Schicksal verdient, als durch jenen hautainen Ausspruch des großen Dichters gebrandmarkt zu werden. Laßt uns gerechter sein, und die Anerkennung aussprechen, daß eine Recension wie diese die Zeit wie den Mann ehrt, der sie schrieb, ja daß sie leicht zu dem Besten gehörte, was damals über jene Produktion von dem Standpunkte der damaligen Kritik aus überall gesagt werden konnte. Eine Zeit aber, deren kritisches Bewußtsein über den Götz gestanden hätte, würde dieser Produktion nicht bedürftig gewesen sein.

Aber diese Stimme der Kritik steht auch nicht einmal vereinzelt da. In gleicher Weise sprachen sich ein Ungenannter in den »Briefen an einen jungen Dichter (1784), ein Kritikus in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1773 (S. 169 und 553 ff.) aus, und Männer wie Schubart, Heinse, Jacobi und später selbst Herder, der den Götz ein »ächt deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutsche Reich, aber voll Charakter, Kraft und Bewegung« nannte, huldigten dem Genius des jungen Dichters. Ja, wir kennen kaum eine Stimme in den damals das Wort führenden deutschen Zeitschriften, die nicht in der Hauptsache mit jenem Beurtheiler im Merkur übereingestimmt und diese Jugendarbeit des Dichters für ein Werk erklärt hätte, worauf die deutsche Nation stolz zu sein Ursache habe!

Und Wieland?[1]) zwar berichtigt er wirklich einige Mißgriffe des Recensenten, aber auf andere Bemerkungen geht er theils nicht ein, theils setzt er, wie z. B. bei der Scene mit Bruder Martin und dem Gespräch mit dem Knaben, bloß dem nein des Recensenten sein ja, dem Tadel sein Wohlgefallen entgegen, womit denn freilich wenig gesagt ist. Wenn nun aber jener sich erlaubt hatte, in der mildesten Weise von der Welt und nur mit zwei Worten »die Weglassung einiger zu

1) Seine Kritik der oben gedachten Recension steht im VI. Bande des Merkur (v. J. 1774) S. 321—333.

energischen Worte« zu wünschen, so setzt sich der gute Martin Wieland gar auf das hohe Pferd, vertheidigt die »tausend Schwerenoth«, das »scheert Euch 'naus« u. a. m. mit größtem Eifer, als durchaus für die Sprache der niedrigen Klasse auch in der Kunst nothwendig und ächt Shakespear'sch, ja schilt zu guter Letzt weidlich auf »die ausgearteten Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts«, die »das Große und Heroische« in dem bekannten Ausdrucke des biederben Götz: Sag deinem Hauptmann ꝛc. er kann mich — nicht fühlen könnten, und schließt endlich mit der historischen Bemerkung, daß solcher Ausartung zu Liebe freilich »der Autor selbst, oder der Corrector wenigstens in einer neuern Ausgabe für gut befunden, die Stärke dieses altteutschen Compliments in etwas zu mildern, und sich begnügt habe, das was der Hauptmann thun könne, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheimzustellen.«

Aber in der Anerkennung der kolossalen Größe des Werks begegnen sich beide, und es muß auch Wieland zur unvergänglichen Ehre gereichen, daß er, auf das bitterste und schmählichste angegriffen, und im Innersten verletzt, jeden Gedanken von Rancune gegen den jungen Dichter fern gehalten hat, wie denn überall die Weise, in welcher er sich über diesen Gegenstand ausspricht [1]) und die gegen ihn bewiesenen Unarten und Muthwillen entschuldigt, zu dem Liebenswürdigsten gehört, was die Geschichte der Literatur dieser Zeit bei uns aufzuzeigen hat.

Nach dieser Episode kehren wir zu unsern Freunden zurück, deren schönes Zusammenleben und Schaffen jetzt plötzlich für längere Zeit unterbrochen werden sollte, da die Reise der regierenden Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt nach Petersburg unsern Merck, als Begleiter seiner hohen Gönnerin, länger als ein halbes Jahr von der Heimath entfernte. Wie schmerzlich Göthe diese längere Trennung von dem treuen und einsichtsvollen Freunde empfand, lassen wir ihn selbst ausspre-

1) In dem angef. Bande des Merkur S. 322.

chen. »Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb«, erzählt er in Dichtung und Wahrheit, »gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam, und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.« Dieses Gefühl der Einsamkeit bei der örtlichen Trennung von dem theilnehmenden Freunde wird uns erklärlicher, wenn wir uns das Verhältniß Göthe's zu seinen übrigen mitstrebenden Genossen vergegenwärtigen. Was bei Merck in seinem Verhältnisse zu Göthe als das eigentlich Charakteristische nicht genug hervorgehoben werden kann, das ist die durchaus reine, neidlose Liebe, mit welcher er den hochbegabten Jüngling umfaßte, »der, wie ein Apoll, zürnend und siegend, scherzend und ernst, aber immer mit heiter verklärtem Angesicht unter seine staunenden Zeitgenossen trat.« In dieser neidlosen Freude, diesem liebevollen Stolze, mit dem er die glänzenden Erfolge seines Freundes zugleich als die seinen betrachtete, ist ihm wohl nur Wieland zu vergleichen. In der Sorgfalt aber, mit der er die ersten Flügelschläge des jungen Adlers überwachte, in dem Ernste und Freimuth, mit dem er ihn vor Abwegen und Irrthümern warnte, von Fehlgriffen zurückzuhalten suchte, in der Uneigennützigkeit, mit der er alle und jede eigne Kraft zur Sicherung der Erfolge des Freundes verwandte, ohne doch je irgend etwas der Art zur Schau zu tragen, in dem Zartgefühle endlich, mit dem er es vermied öffentlich als kritischer Ruhmesherold des Dichters aufzutreten, steht er unter allen Jugendgenossen des Dichters einzig da. Lenz vergötterte denselben, aber dann konnte er wieder vermöge der Selbstsucht der Zeit diese Größe nicht ertragen. Neben der Verehrung ging der Neid her, der mitunter in geheimen Intriguen gegen den Freund sich Luft machte, während er in seinen Poesien durch Excentritäten, Tollheiten und Fratzenhaftigkeiten aller Art, Göthe's Erfolge zu erzwingen, ja ihn zu überbieten versuchte. Auch Wagner benahm sich mehr als zweideutig gegen Göthe, und die

bekannte Entwendung eines ihm mitgetheilten tragischen Süjets, aus welchem Wagner seines Kindesmörderin bildete [1]), sowie die taktlose Veröffentlichung des Prometheus, an dessen Gehalte jedoch Göthe nach den neuesten Mittheilungen [2]) den Hauptantheil gehabt haben mag, trugen dazu bei, den Dichter immer mehr in sich selbst zurückzudrängen, der sowohl hier als in der Folge den Leichtsinn und die Uebereilung seiner Freunde und Genossen oft büßen mußte. So sehen wir denn das schmerzliche Wort:

»Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen!«

in dieser Periode seines Lebens am Dichter durchaus erfüllt. Denn auch Klinger, obwohl reichbegabter als Wagner, und an Charakter und männlich edlem Sinne sowohl ihn als Lenz bei weitem überragend, war doch in keiner Weise geeignet, fördernd auf Göthe einzuwirken, oder überhaupt nur in ein näheres geistiges Verhältniß mit ihm zu treten. Selbst ihr späteres Zusammenleben in Weimar führte sie nur mehr auseinander [3]), und der Grund davon ist gewiß weniger in jenen Aeußerlichkeiten von Klätschereien und Zuträgereien, von denen Wagner in seinen Anmerkungen zu den Merckschen Briefsammlungen erzählt, als vielmehr in der innersten Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen zu suchen, die ein späterhin anzuführendes Wort Mercks so bezeichnend hervorhebt, während sie auch in der Zeichnung, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit von seinem Jugendfreunde entwirft, scharf genug hervortritt. Besonders ist, was dort von Klingers schroffer Opposition »gegen neue Ereignisse, und hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken,« gesagt wird, genugsam geeignet, ein Licht auf die Stellung zu werfen, in welche Göthe's entschiedenes und bedeutendes Auftreten Klingern zu ihm versetzen mußten. Mit Herder endlich, der wie wir oben sahen, zwar bei seinem ersten

1) S. Göthe Werke XXVI. S. 351—352.

2) M. s. Wagner in den Berichtigungen und Nachträgen zu den Briefen an Merck II. S. 286—287 und Briefe I. S. 63 u. 66.

3) Man vergl. Göthe's briefliche Aeußerungen über Klinger in den Briefen I. S. 94, S. 98.

Zusammentreffen mit Göthe in Straßburg bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hatte, war er doch nur zu bald in einer Weise auseinander gekommen, die auch späterhin beide Männer immer in einer gewissen Entfernung von einander verharren ließ. So blieb denn zu näherem Anschließen, zu fördernder Theilnahme und liebevollem Eingehen auf Plane und Entwürfe zu neuen Produktionen, wie zur Gestaltung des eignen Lebens unserm Dichter nur Merck übrig, und wir werden jetzt mit ihm die Lücke empfinden, die eine längere Trennung von dem rathenden und helfenden Freunde in dem Leben des Vereinsamten zurückließ.

Während wir nun unsern Merck in Petersburg Welt und Menschen, Hof und Volkstreiben beobachten, sich von allen dortigen Leistungen der Wissenschaft und Kunst [1]), wie des Geschäftsverkehrs unterrichten, und mit zahlreichen Freunden und Bekannten, wie mit Göthe, Herder, Nicolai u. a. einen lebhaften Briefwechsel führen lassen, mögen wir die Erwähnung anderer Verhältnisse nachholen, in welche Göthe durch seinen Freund eingeführt und auf diese Art mit einem neuen Lebenskreise bedeutender Menschen vermittelt worden war. Die Rheinreise nach Koblenz nämlich, durch deren Aussicht Merck den Freund von dem Wetzlarischen Liebeshandel loszumachen bemüht gewesen war, ward noch im Herbste des Jahres 1772 auf mehrfache, von Koblenz her an Merck ergangene Einladungen von Seiten der Frau von La Roche unternommen [2]).

1) Eine Frucht hiervon ist die Apologie Falkonets über den Guß der Statue Peters des Großen im Merkur von 1782. III. S. 70, in welcher unter andern die (auch jetzt noch) gewöhnliche Auffassung des von dem Künstler gewählte Moment berichtigt wird.

2) M. s. Briefe I. S. 30 u. 32. Leuchsenrings Hypersentimentalität ward übrigens selbst Fritz Jacobi bald lästig. M. s. Fr. H. Jacobi's auserles. Briefwechsel I. S. 43—44. S. 50. Ebendaselbst erzählt Jacobi S. 401: „Er wollte damals einen Orden der Empfindsamkeit stiften, lebte und webte in Correspondenzen und war immer mit Brieftaschen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm viel zu muthwillig, und er brach ein Paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Waizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte als phantasirte. — Herder brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Damals schrieb

Durch Merck's Ankündigung freundlich empfangen, fand Göthe in dem Hause dieser ausgezeichneten Frau und Schriftstellerin, das zu dem Sammelplatze kleiner »artistischen und empfindsamen Congresse« diente, vielfaches Behagen, namentlich an des vielgewandten und vielgereisten, nirgends lange heimischen, aber mit der ganzen Welt in Verkehr und Beziehungen stehenden Leuchsenrings Vorlesungen und Mittheilungen aus seinen Briefschätzen, durch die Göthe, wie er selbst gesteht, »in eine unbekannte Welt versetzt wurde, und das Innere mancher kurzvergangenen Begebenheit kennen lernte.« Doch machten zuerst des weltmännischen, aller Sentimentalität abgeneigten Geheimenraths von La Roche schalkhafte Bemerkungen, und später Merck's Dazwischenkunft, der, ein Todfeind des Leuchsenringschen Treibens, schnell die Schattenseite desselben scharf und sarkastisch hervorzukehren wußte, dieser Theilnahme Göthe's bald ein Ende; ja es wurde dieselbe so sehr in ihr Gegentheil verkehrt, daß dadurch das Fastnachtsspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten, hervorgerufen wurde, während Merck, der früher selbst mit L. in freundlichen Verhältnissen gestanden und mit ihm Briefe gewechselt hatte, die ihn später bei Sophia La Roche einführten (Man s. Varnhagen v. Ense Denkwürdigkeiten IV. S. 183), dem ganzen Treiben des sentimentalen Odysseus und seinen »auf Kosten weiblicher Offenherzigkeit unterhaltenden Täuschungen auf derbe Art ein Ende bereitete. Ueber das Fastnachtsspiel berichtet übrigens Karl Wagner in den Nachträgen zu den Briefen an Merck, daß Leuchsenring Göthe's Bekanntschaft schon in Darmstadt gemacht, denselben aber »nicht nach Wunsch distinguirt und dies denn durch jene karikirte Portraitirung als Pater Brey gebüßt habe. Dies weicht in etwas von Göthe's eigner Darstellung ab. Daß übrigens unter der Maske des Würzkrämers Merck stecke, Balandrino Herdern, und Leonore dessen Braut Karoline Flachsland vorstelle, ist vielleicht bekannter als daß, wie Herr Wagner hinzusetzt, der Schwank hätte schlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder für etwas mehr als sol-

Göthe den Pater Brey, wo L. zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf's Treueste gezeichnet ist.

chen gehalten hätte. Uebrigens hatte diese Reise und das längere Zusammensein die beiden Freunde nur noch enger zu einander geführt, so daß nach Göthe's eigner Versicherung Merck von da an einen großen Einfluß über ihn gewann, während jenem dagegen der jüngere Freund »als guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich wurde.«

Aus dieser ganzen ersten Periode des Zusammenlebens von Merck und Göthe ist uns übrigens leider von dem reichen Briefwechsel beider nichts als ein einziges Billet Göthe's von kaum drei Zeilen erhalten [1]). Denn es ist kaum wahrscheinlich, daß sich in dem Merckschen Nachlasse noch irgend etwas der Art der Aufmerksamkeit des verdienstvollen Herausgebers der Merckschen Briefe entzogen haben sollte. Eher dürfte von Weimar aus noch einiger Ersatz zu hoffen sein. Wenigstens finden wir diese Hoffnung von Varnhagen von Ense in den Berliner Jahrbüchern bei Gelegenheit der Anzeige der zweiten Abtheilung jener Briefsammlung ausgesprochen [2]).

Mercks Rückkehr von Petersburg ward für Göthe, der, von ihm verlassen, sich gänzlich einsam und isolirt gefühlt hatte, höchst ersprießlich und bedeutungsvoll. Man darf nur die Schilderung seines damaligen Zustandes, wie sie in Dichtung und Wahrheit gegeben ist [3]), mit Aufmerksamkeit lesen, um den vollständigsten Commentar zu des jugendlichen Dichters Klage über die lange Trennung des ihm unentbehrlich gewordenen älteren, stets rathenden und helfenden Freundes und Vertrauten zu finden. Zwar hatte inzwischen Göthe das Befreiungsgeschäft aus dem trüben Elemente verworrener Zustände und verwickelter Herzensverhältnisse durch eigene Kraft auf dem Wege des poetischen Schaffens zu Stande gebracht, und sich aus dem dumpfen Hinbrüten düstern Daseinsüberdrusses in das helle Licht des frischen Lebensäthers zurück gerettet. Der Werther war dies Rettungsmittel gewesen. In einem Gusse war dies große, einzige, welthistorische Werk, »das Werk

1) Aus d. Jahre 1772 von Frankfurt ohne Datum. Es ist abgedruckt in der zweiten Abtheilung der Merckschen Briefsammlung S. 38.

2) Berliner Jahrb. f. w. Kritik Octbr. 1838. Nr. 71. S. 564.

3) Werke XXVI. S. 206—228.

schlechthin«, wie Immermann es nennt, entstanden. Lange hatten in der tief verborgenen Feuergluth des Herzens und der Leidenschaft die Elemente gesiedet, und schon drohten sie das Gefäß zu zersprengen, als die Kunde jenes bekannten tragischen Ereignisses gleichsam den Zapfen ausstieß, und der geistigen Glockenspeise den Ausfluß in die längstbereitete Form verschaffte. Allein das herrliche Werk stand in Gefahr, von dem Dichter aufs neue zerschlagen und, wie der Götz, dem bedenklichen Versuche einer neuen Umschmelzung überliefert zu werden, als auch hier Merck aufs Neue rettend dazwischen trat, und sich dadurch allein schon ein unsterbliches Verdienst um die deutsche Nationalliteratur erwarb. Zwar hätte die erste zur unglücklichen Stunde geschehene Mittheilung beinahe den gänzlichen Untergang des Werks herbeigeführt, da Göthe über die Kälte und Theilnahmlosigkeit, womit der Freund der ersten Vorlesung zuhörte und sich fast ohne ein Zeichen des Beifalls entfernte, in Verzweiflung, nahe daran war, das Manuscript den Flammen zu überantworten. Allein nach einigen von Göthe in der schmerzlichsten Pein verbrachten Tagen klärte sich Alles dahin auf, daß sich Merck in jenem Momente in einer der schrecklichsten Lagen befunden, in die nur ein Mensch gerathen kann, und deshalb von der ganzen Vorlesung nichts gehört habe. Wir werden weiterhin auf das hier von Göthe eben so schicklich als kräftig angedeutete unglückselige Ereigniß in Mercks Leben zurückkommen. »Die Sache, fährt Göthe fort, hatte sich indeß, insofern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den Werther umzuarbeiten in den bittersten Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu sehen wie er lag«; was denn auch unmittelbar darauf durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände ins Werk gesetzt wurde.

So sehen wir denn überall den Freund helfend und fördernd in Leben und Entwicklung des Dichters eingreifen. Kein Lied ward gedichtet, das nicht auch sofort an Merck mitgetheilt wäre. Unter den erhaltenen Handschriften fanden

sich [1]), neben andern schon erwähnten, aus dieser Zeit die Gedichte: **Prometheus**, der **Wanderer**, an **Belinden**, **Künstlers Abendlied**, und das **Sendschreiben** [2]), welches an Merck gerichtet, demselben und zwar die drei letzten Strophen zuerst in einem besondern Briefe vom 4. Dec. 1774 der sonst weiter nichts enthielt, zugesendet wurde. Daneben theilten sich beide ihre künstlerischen Leistungen im Zeichnen mit, das fortan von beiden Seiten mit eben so viel Neigung als Talent betrieben wurde [3]). Auch an jenen, durch den »Berliner Bann« hervorgerufenen, aber leider verlornen satirischen und humoristischen Produktionen Göthe's [4]) nahm Merck den thätigsten Antheil, ja er verfaßte sogar auf Nicolai's wiederholtes Ansuchen eine Recension sowohl des Götheschen als des Nicolaischen Werthers für die allgemeine deutsche Bibliothek [5]).

Der alte Berliner Zoilus stand nämlich mit Merck in einer Art von freundschaftlichem Geschäftsverhältniß. Hat nun schon Göthe in Dichtung und Wahrheit auf das ehrenwertheste »dem braven, verdienst- und kenntnißreichen Manne« Gerechtigkeit widerfahren lassen, so ist überall zu bedenken, daß dieser Mann, über den zu spotten jetzt mancher ein Recht zu haben glaubt, der ihm die Schuhriemen zu lösen nicht würdig sein möchte, der Freund und Vertraute **Lessings**, damals eines Rufs genoß [6]) und in einem Ansehen stand, das ihn selbst über seine Schranken weit hinaus riß. Freilich lächeln wir jetzt über die superieure Ruhe, mit der er in den Briefen an »seinen Freund Merck«, »mitleidig auf das zornige Treiben des Herrn Dr. Göthe« herabsieht, und es seiner Jugend bedauernd zu gute hält. Aber wirklich sublim wird der alte Aufklärungsritter doch, wenn er (im Jahre 1775)

1) S. Briefe I. S. 55. II. 41. Die Varianten von den späteren Bearbeitungen hat Wagner a. d. a. O. mitgetheilt.

2) S. Werke II. S. 197.

3) S. Werke XXVI. S. 189. Briefe I. S. 54. S. 69. S. 229. II. S. 120.

4) S. Werke XXVI. S. 230—233.

5) Jahrgang 1775. Band XXVI. S. 103 ff.

6) Man vergl. nur Wieland in F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel I. S. 119.

über diesen Gegenstand an Merck schreibt: »ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit zu gut, sie daran zu wenden; daher schweige ich, so lange es möglich ist. Wenn es aber Herrn Göthe einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielet, oder wie er mit Wieland gespielt hat und noch spielt, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte. Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht. Hui! daß es Göthe nicht auch so gehet! Und wie leicht kann er denn zurücksteigen, Erwin und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf« u. s. w.

Sehen wir indessen wie Merck, der wirklich den Götheschen wie den Nikolaischen Werther zugleich für die Allgemeine deutsche Bibliothek recensirte, sich aus dieser bedenklichen Affaire zog; und da das bändereiche Werk den wenigsten unserer Leser zur Hand sein dürfte, so will ich seine Recension, die gleich an der kräftig markirten Sprache, so wie an der Schärfe und Kühnheit des Urtheils kenntlich ist, hierher setzen.

»Da das Publikum, heißt es, über den Werth des Götheschen Werks so einstimmig seine Parthei genommen hat, so würde unsere Anzeige und Kritik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail, mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Manier allezeit mächtigen Schriftsteller. In wiefern er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werther beibehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugefügt habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen, so wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Lokales und Indivi-

duelles scheint indessen durch das ganze Werk durch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen unsern angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei außer uns oder in uns. Wer nicht den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealen Welt, wo ihn die Schatten von nie gekannten Königen, Helden, Rittern und Feen nur von weiten vorzittern. Ist er ein Mann und hat sich seine eigne Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft durch seine Werke durch wie eine helle Inschrift vorleuchten lassen; hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eignen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrodten seiner Maximen und Gemeinplätze.«

»Der Verf. hat seinen Helden wahrscheinlich mit seinen eignen Geistesgaben dotirt. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt sich in diesem sympathetischen Schmerz, vergißt über diesem Leben der Fiktion, daß es nur eine poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestoßner Sätze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseau's Heloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Saamen und den Drang zu einer solchen That schon lange mit sich herumträgt.«

In dieser auf Nikolai's wohlgemeintes Antidoton überleitenden Bemerkung, so wie in der sogleich folgenden Beurthei-

lung des letzteren selbst, zeigt sich nun unstreitig Merck weit über seinen Freund erhaben, der unruhiger, verletzbarer und gereizter an Nicolai's Herzensergießung nur den persönlichen Angriff sah, wie er denn auch in der Wirklichkeit, wie Nikolai's Briefe zeigen [1]), keineswegs so »heiter« und säuberlich mit dem Verfasser der Freuden Werthers verfuhr, als es in Dichtung und Wahrheit den Anschein hat. Aber Göthe war jung und voll Lebensübermuth und der Wahlspruch: nemo me impune — ward da freilich oft in aller Strenge geltend gemacht [2]), obwohl ihn sonst schon damals feindliche Kritik so wenig störte, daß er z. B. an demselben Abende, wo er die Freuden Werthers erhielt, das reizende Liedchen in Erwin und Elmire dichtete: »Ein Schauspiel für Götter« rc. Doch zurück zu Merck, der weiter also fortfährt:

»Der Verf. der Freuden des jungen Werther hat die Absicht gehabt, bei jungen unerfahrnen Leuten dieser Denkart durch eine entgegengesetzte Lektüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keineswegs eine Parodie der Leiden des jungen Werther sein, sondern eine Satire auf die Hirngespinnste unserer jungen Herrn Don Quichoten aus den Zeiten des Faustrechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und außer dieser Ordnung doch nichts Kluges beginnen würden. Für sie (heißt es in dem den »Freuden« vorausgeschickten Gespräche mit Recht) hat der Verf. die Leiden des jungen Werther nicht geschrieben.«

»Wer den Verf. der Freuden des jungen Werther näher kennt und weiß, daß er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, daß er einen Luftstreich gegen die allgemein anerkannten poetischen Verdienste des Verfassers der »Leiden des jungen Werther« habe wagen wollen; er selbst giebt auch gleich im Anfang des Gesprächs genugsam zu erkennen, wie hoch er den Werth dieses Werks schätze.«

1) Briefe von Merck I. S. 77, S. 86, S. 66 u. a. O. — Freilich klingt es auch in einem Briefe Nikolai's an Lessing vom 17. Juni 1775. über den Götheschen Werther anders als in den Briefen an Merck.

2) Briefe II. 136.

Hier haben wir Merck in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und taktvollen Freiheit, die dem Genius den Lorbeerkranz reichte, während sie dem geheimen Gegner, in dessen eignem Spruchzimmer, den beschränkten Standpunkt und Bereich seiner eignen Production, ohne alle Bitterkeit, ja sogar mit der gutmüthigsten Unbefangenheit, lobend vor die Augen hält. Diese besonnene Ruhe zeigt sich überhaupt in allen Merckschen Kritiken, der nicht selten da sich begnügte gutmüthig oder ernst zurechtzuweisen, wo seine Freunde, Göthe und Wieland, verlangten, daß er »mit glühendem Draht,« wie das Kunstwort lautet, peitschen, oder »einen Tritt vor den H...... verabreichen« sollte [1]). Und dies zu einer Zeit, wo blindtoller Enthusiasmus des damaligen jungen Deutschlands hier den Dichter in seinem Helden vergötterte [2]), während Ehren Göze und Consorten als würdige Vorläufer der literarischen Inquisitionsprofoße unserer Tage im heiligen Eifer die Holzscheite zu dem Scheiterhaufen zusammenschleppten, auf dem sie den Antichrist zu verbrennen strebten. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! Der Verfasser der »Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther« (Carlsruhe bei Macklott 1775) schrieb damals: »Werther ist ein brandartiger Schwärmer, voll der gräßlichsten Raserei — voll bis zum ersten Grade der Tollheit ausschweifender Fieberhitze. Der Verfasser dieser »Leiden« ist ein tollsinniger Mensch, der laut ruft: »Sei in Allem was du bist ausgelassen, sei ein unerträglicher Nachbar, ein Bösewicht, ein Säufer, ein rasender viehischer Liebhaber. — Sein Lieblingssystem, mit dem er die Welt erbauen will, ist kurz: Gott ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer, und der Mensch ein Narr, wenn er nicht der ausschweifenden Begierde zur Sinnlichkeit, die ihn allein groß macht, sich selbst und das Leben seines Nachbars aufopfert.« — Gut gebrüllt, Löwe! Da ist die Emancipation des Fleisches, die das arme vierte Jahrzehend

1) Briefe II. S. 110 vor Allen. Ebendaselbst S. 113 und Wagners Anmerkung.

2) z. B. der Verf. von: Etwas über die Leiden des jungen Werther. S. Allg. D. Bibl. XXVI. S. 105.

des neunzehnten Jahrhunderts erfunden haben soll. Ach! sie spukte schon in den bezopften Köpfen von 1774! Und nun gar der Hauptpastor Göze! o hört ihn nur auf ein Paar Worte. In seinen: Kurzen aber nothwendigen Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers u. s. w. Hamburg bei Schröders Wittib 1775, heißt es zum Schluß:

»Da mitten in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Apologieen für den Selbstmord angepriesen werden — so werden wir bald laudes Sodomiae, wenigstens gar neue Auflagen oder gar Uebersetzungen der **Aloysia Sigaea** (die hätte der alte Hamburger Hauptpastor also doch auch gelesen!) sehen, — es wird für kein Verbrechen gehalten werden, andere, welche uns im Wege stehen, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. — Die Giftmischerei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben unmöglich wird. Eine neue **Chambre ardente** wird diesen Mordgeist nicht ausrotten können. Das **Aquetta di Napoli** — wird in Deutschland denselben Grad der Reputation erhalten als in Italien, und aus der ganzen Christenheit wird werden — ein Sodom und Gomorrha.« Ihr lächelt, Verehrteste, über diese Bannflüche eines pfäffischen Zeloten. Und doch — haben wir nicht in unsern Tagen Aehnliches erlebt? Freilich der Werther ist nicht verboten, der junge Göthe nicht eingesperrt worden. Aber den Gözen von 1775 fehlte auch die politische Leimruthe derer von 1835. — Es giebt nichts Neues unter der Sonne!

In diese Zeit fällt denn auch Lavaters persönliche Bekanntschaft mit Göthe, der mit ihm schon längere Zeit vorher in Briefwechsel gestanden hatte [1]). »Merck (so erzählt Göthe) spielte auch hier den Mephistopheles.« Doch um zu zeigen, was Göthe unter dieser bisher so oft zum Nachtheil des edlen Mannes ausgelegten Vergleichung denn eigentlich verstanden, genügt es, auf Göthe's eigne weitere Erzählung zu verweisen, wo sich denn nur ergeben wird, daß Merck seine Eigenthümlichkeit auch hier walten ließ, und das komische Zudringen,

1) S. Göthe's Werke XXVI. S. 259 ff.

besonders »der Weiblein«, zu dem Propheten, das sich selbst auf die andächtige Besichtigung des von dem Verehrten innegehabten Schlafzimmers erstreckte, eben nach Würdigkeit komisch fand und geistreich verspottete. Allein Göthe vergißt hinzuzufügen, daß Merck, weit entfernt diese scherzhaften Spöttereien auf Lavater selbst, und die Bestrebungen des trefflichen Mannes auszudehnen, denselben vielmehr mit wahrer Hochachtung und Verehrung behandelte, sein großartiges Unternehmen mit Rath und That, durch eigne Beiträge wie durch Empfehlungen bei andern unterstützte [1]), durch kritische Beurtheilungen im Merkur förderte, durch offene und freimüthige Briefe Lavatern über den wahren Anlaß und Grund der Lichtenbergischen Angriffe aufklärte [2]), und endlich, wie ein herzlicher Brief Lavaters vom Jahre 1784 bezeugt, fortwährend mit ihm in dem Verhältnisse inniger Freundschaft verblieb, wie denn Lavater auf seiner im Jahre 1782 unternommenen Reise auch Merck in Darmstadt heimzusuchen nicht unterließ [3]). Ja, unter denen, welchen am Schluß des vierten Bandes seiner Physiognomischen Fragmente öffentlichen Dank für ihre Förderung des Werks abgestattet wird, findet sich neben Herder, Sturz u. a. auch Mercks Name genannt.

Kehren wir jetzt zu Göthe zurück, der, in Folge jener ersten Reise mit Merck nach Koblenz zu Frau von La Roche, nicht lange darauf auch mit Fritz Jacobi persönlich bekannt wurde, der ihn früher lange absichtlich gemieden und ihn, seinem eigenen Geständniß nach, »als einen feurigen Wehrwolf angesehen hatte, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth wälze.« Für Merck selbst hatte jene Reise zunächst eine, von der Frau von La Roche veranlaßte, schriftliche Einladung von Seiten Jacobi's zur Theilnahme an dem

1) Vgl Lavater an Merck in den Briefen II. S. 47 ff. vom 21. December 1774.

2) Man lese den Brief Mercks an Lavater in Hegners Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters aus Briefen seiner Freunde (Leipzig 1836) S. 115 abgedruckt in der Wagnerschen Sammlung II. S. 140 ff., wo Wagners Anmerkung nachzusehen ist.

3) Göthe's Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—1783 herausgegeben von Hirzel S. 155.

neugegründeten Merkur zur Folge gehabt, die, von jener Freundin beider Männer mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben begleitet, an Merck abgesendet wurde [1]). Unmittelbar darauf scheint jedoch auch die persönliche Bekanntschaft beider durch einen Besuch Jacobi's bei Merck vermittelt worden zu sein. Wenigstens läßt sich ein Billet Göthe's an Merck [2]) darauf deuten, und schon im Februar erhielt Jacobi von Merck die ersten Zusendungen von Beiträgen zum Merkur [3]), von denen jedoch einige, wie das »Schreiben eines Landedelmanns,« Jacobi'n nicht behagte, der eine Umschmelzung verlangte, die denn auch wirklich erfolgte [4]). Es ist dies ein Zug, der schon darum in dem Charakterbilde Mercks nicht übergangen werden darf, weil er ihn frei von kleinlicher Autoreneitelkeit, und dem Tadel der Freunde zugänglich darstellt.

Es ist bekannt, wie urplötzlich, tief und innig Jacobi und Göthe, beide damals geistesverwandt durch das glühende Bedürfniß der Lösung jener vorzugsweise ethischen Probleme, sich gegenseitig in einander versenkten. Man fühlt es bei den hierher gehörigen Blättern in Dichtung und Wahrheit, wie noch in späteren Jahren das Herz des Mannes bewegter schlug bei der Erinnerung an diese herrliche Zeit der Entfaltung seines Innersten. Von Jacobi aber sind uns die Ergießungen des Augenblicks aus jenen Tagen aufbewahrt, und hier erscheint Göthe in dem Zauberlichte leidenschaftlicher Freundesliebe in einer Herrlichkeit, deren Schilderung nur später bei Wieland ihres Gleichen findet: »Je mehr ich's überdenke (schreibt Jacobi an Wieland, den 27. August 1774), je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem der Göthe nicht gesehen noch gehört hat etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle. Ein Besessener füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestat-

1) F. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel herausgegeben von Fr. Roth I. S. 101.

2) Briefe II. S. 38.

3) Auserlesene Briefe I. S. 109.

4) Jener Aufsatz ward nämlich erst sechs Jahre später Wielanden auf's Neue zugeschickt und im Merkur 1780 abgedruckt.

tet ist willkührlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es höchst lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders handeln und denken soll, als er wirklich thut. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. — Was Göthe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könnte. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren.«

Merck scheint damals noch nicht »der Dritte« in diesem neuen »Seelenbunde« gewesen zu sein. Seine äußerlich káltere, allen Ausbrüchen der Empfindung abgeneigte, ja fast feindliche Natur, sein mitten im Skeptizismus doch fertiger Geist erregte Mißtrauen bei Jacobi. Noch am 18. März 1776 schreibt dieser an Sophie La Roche: Ich kenne Merck nicht genug, um eine feste Meinung über ihn zu fassen. Vorzügliche Gaben hat er unstreitig, aber fast in allen seinen Briefen und Ausarbeitungen finde ich etwas, das mir nicht ansteht. Es kommt mir vor, als wenn der Mann weniger dächte, als erdächte, mehr erträumte als empfände«. Aber im Sommer 1778 finden wir Merck herzlich begrüßt in Pempelfort, und ein Brief Jacobi's an ihn giebt Zeugniß für das, zwar nicht in der damals beliebten Weise der Ueberschwenglichkeit schwärmende, aber doch auch in diesem Bereiche schon bis zum Austausch von Schattenrissen vorgeschrittene Freundschaftsverhältniß beider, wobei es denn durchaus charakteristisch für Merck ist, daß er die gedachten Liebespfänder mitzunehmen vergaß [1]). Auch sechs Jahre später auf seiner

1) Briefe I. S. 130, vergl. II. S. 122 ff.

Reise nach Holland zu Camper besuchte er Jacobi, in dessen Hause er heitre Stunden verlebte [1]).

Wenn, wie wir oben sahen, Göthe beim Werther selbst zugestand, daß Merck ihm hier wie früher beim Götz wohl gerathen habe, so finden wir dagegen bald darauf bei Gelegenheit der nächsten größeren Produktion, des Clavigo, ein entgegengesetztes Urtheil ausgesprochen und des Freundes kritischen Takt vom Dichter in Abrede gestellt. Die Entstehungsgeschichte des Stücks ist allgemein bekannt. In kaum acht Tagen schrieb es Göthe, zum Theile wörtlich, aus Beaumarchais Memoire, nieder. Der Kreis der Frankfurter Freunde begrüßte die neue Produktion mit lautem Jubel. »Aber Mephistopheles Merck, erzählt Göthe, that mir hier zum erstenmale einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: solchen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat, es ist auch gut, wenn sich manches an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätt' ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen was das für ein Vortheil wäre.«

Gewiß! ein Vortheil für Theaterdirektionen; aber ob auch ein Vortheil für des Dichters Entwickelung, für seinen Ruhm? Das ist die Frage. Und diese Frage dürfte unbedingt zu verneinen sein. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: »wo Brodt liegt, kann was Beß'res liegen«, — und damit geschieht der Gottesgabe wohl keine Verunglimpfung. Aus diesem Gesichtspunkte, scheint es, urtheilte Merck. Clavigo nach dem Götz und nach Werther konnte ihm schwerlich als ein Fortschritt des Dichters gelten, ebensowenig als unbefangene Beurtheiler

1) Briefe II. S. 236.

unserer Tage das grillenhafte Urtheil Tiecks unterschreiben werden, der in seinen dramaturgischen Blättern diese Jugendarbeit von acht Tagen für ein vollendetes Meisterwerk erklärt. Schon Wieland — der freilich alles eher als ein kompetenter Kritiker in dramatischen Dingen war, und dieß selbst recht gut wußte, fühlte seinen Enthusiasmus »für den Wundermann Göthe« nach mehrmaliger Lectüre des Clavigo beträchtlich herabgestimmt [1]), und Jacobi's begeisterte Lobrede [2]) konnte den sonst so leicht bestimmbaren doch nicht bekehren. Das Stück hat sich auf den Repertoiren der meisten deutschen Bühnen allerdings erhalten; — aber die dramatische Hungersnoth, die sich an unsäglich Geringerem zu genügen zwingt, hat auch Ifflands und Kotzebue's Sachen ein Scheinleben auf den Brettern gefristet. Es hat vortreffliche, es hat Meisterzüge im Einzelnen; wer läugnet das? Karlos, dieser Edelstein und Eckstein des Ganzen, zu dessen Bilde Merck die großartigsten Züge geliefert hat, dieser konkrete gediegene Charakter, in welchem der reine Weltverstand, und wahre, männliche Freundschaft die vollste Einheit von Wollen und Thun sich zu einem wahrhaft plastischen Ganzen abrunden, dieser Karlos, der Nerv und die eigentliche Feder des Stücks, er hat den größten Meistern der Mimik, ich nenne nur Seydelmann, Gelegenheit zur herrlichsten Entfaltung ihrer Kunst gegeben. Aber ist damit Mercks Urtheil über das Ganze wiederlegt? Freilich konnte Göthe über ein Menschenalter später, auf der sichern Höhe seines Ruhmes stehend, es bedauern, in der Vollkraft seiner productiven Thätigkeit weniger für die Bühne und ihr Repertoir gethan, und nicht »ein Dutzend Stücke der Art mehr« hingeworfen zu haben. Aber als Merck, der seines Freundes Ruhm und nicht zunächst die Bühnenrepertoire im Auge hatte, den Clavigo verwarf, und von weiteren Produktionen der Art abrieth, folgte er ihm, und die Erfahrung hat bewiesen, daß er wohl daran gethan.

Göthe nannte seine dramatisirte Bearbeitung des Beaumarchaischen Textes ein Trauerspiel. Ist es das? Nun

1) Jacobi's Auserlesen. Briefwechsel I. 176—177 vom 15. Aug. 1774.
2) Ebendaselbst I. S. 180—182.

und nimmermehr. In Clavigo ist keine Ader eines tragischen Helden, und nie hat ein großer Dichter einen größeren dramatischen Fehlgriff gethan, als Göthe, da er diesen Stoff und diese Figur für tragisch hielt. Wir wollen mit nichten den strengen Maßstab der antiken Tragödie hier anlegen, die in ihrer vollen Höhe bei ihren Helden jedes Schwanken, jede Unentschiedenheit, jedes Herüber und Hinüber der reflectirenden Ueberlegung und des Abwägens, der den Entschluß bestimmenden Gründe verwirft, und die ganze Individualität selbst als eine nothwendige, als ein in sich sittliches Pathos darstellt. Denn unsere Welt ist eine andere, unser Weltzustand macht das Dasein, auch das künstlerische, solcher Heroenfiguren unmöglich, da in ihm die Breite zufälliger Verhältnisse einen viel weitern Spielraum bietet, innerhalb dessen sich so und anders handeln läßt, und der tragische Konflikt wesentlich in den Charakter verlegt wird. Der Charakter als solcher aber entscheidet sich nicht, wie bei den Alten, nach der Nothwendigkeit eines sittlichen Pathos, sondern ist dem Zufalle der Wahl zwischen Berechtigten und dem Unrecht anheimgegeben, und läßt sich von subjektiven Wünschen und Bedürfnissen, äußeren Einflüssen, Verhältnissen und Umständen bestimmen. So ist »die Subjektivität der Leiden und Leidenschaften« der Mittelpunkt und das Princip der modernen Tragödie, »und nicht das Substantielle des Zwecks ist es, um dessentwillen die Individuen handeln, und was sich als das Treibende in ihrer Leidenschaft bewährt, sondern vielmehr die Subjektivität ihres Herzens und Gemüths, oder die Besonderheit ihres Charakters, die auf Befriedigung dringt«.

Tritt nun aber diese Subjektivität in der Weise auf, daß jenes Schwanken, jenes Herüber und Hinüber des Wollens und der Neigung, jener Zwiespalt, der die tragische Handlung und Kollision herbeiführt, dergestalt in ein Individuum gelegt wird, daß dasselbe als in sich in entgegengesetzte Interessen zerrissen erscheint und haltlos von den einen zum andern schwankt, so ist an eigentliches Handeln, an eine tragische That gar nicht mehr zu denken, und dem Dramatischen eben dadurch der Nerv durchschnitten. Es entstehen dann »gedoppelte Menschen«, die nicht zu fertiger und dadurch fester In-

dividualität gelangen können, und deren Zerrissenheit in entgegengesetzte Interessen, nach dem Ausspruche jenes großen Denkers, in dessen Gedankenkreise wir uns hier bewegen, zum Theil in einer Unklarheit und Dumpfheit, zum Theil in Schwäche und Unreifheit des Geistes ihren Grund hat. Solche Charakter mögen für das epische Element des Romans vortrefflich sein, für die Tragödie sind sie absolut verwerflich.

Hierher gehört nun aus Göthe's Jugendarbeiten vor allen Clavigo, in welchem der reine Begriff absoluter Schwäche und Haltlosigkeit als das tragische Agens gleichsam hypostasirt erscheint.

Clavigo hat Marien geliebt oder zu lieben geglaubt; er hat seine feierliche Zusage gebrochen und sie verlassen, denn »man wird der Weiber bald satt« und die Tändelei mit ihnen kostet gar zu viel Zeit«, die er bei den Planen seines durch glückliche Erfolge geweckten Ehrgeizes nicht übrig hat. In der ruhigsten Verfassung von der Welt explizirt er dies selbst in der ersten Scene gegen seinen Freund: »Sie ist verschwunden! glatt aus seinem Herzen verschwunden;« und nur der Gedanke, daß sie unglücklich ist, »fährt ihm noch zuweilen durch den Kopf.« Sonst aber blickt er kalt und ruhig an der Seite irgend einer »glänzenden Donna« auf die vorübergehende betrogene Geliebte hin. Beaumarchais und sein Freund werden gemeldet, zwar unter fremden Namen. Clavigo empfängt sie, aber keineswegs unvorbereitet auf die daraus sich entwickelnde Scene des zweiten Akts, wie das vorhergehende kurze Selbstgespräch beweis't, in dem er die Mahnung des Gewissens über seinen Treubruch sofort mit dem Gedanken beschwichtigt: »und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst? und ist's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?«

Es folgt die bekannte aus Beaumarchais übertragene Scene, in welcher durch den leidenschaftlichen Zorn eines beleidigten Bruders alle erdenkliche Schmach und Beschimpfung über des Ungetreuen Haupt zusammengehäuft wird. Angenommen daß *diese* Scene, *dies* Verhalten Clavigo's moralisch möglich ist, daß ein Mensch, ein *Spanier*, wenn er nur eine Ader männlichen Muthes in sich hat, diese Er-

zählung aushören, diese Beleidigungen hinnehmen kann — nun so ist das wenigstens eine moralische Unmöglichkeit, daß diese starre Unversöhnlichkeit, diese durchaus nur mit der Ehrlosigkeit, mit der Vernichtung des Gegners zufriedengestellte, raffinirteste Rachsucht Beaumarchais, die sich bis zu den letzten Worten der Scene nicht verläugnet, der Weg sein kann, den Gegner zu wahrer offener unverstellter Reue, und in Folge derselben zu einem Schritte, zu einer Handlung der Erniedrigung zu bewegen, die in den Annalen der tragischen Poesie ihres Gleichen nirgends hat, während sie bei entlarvten Gaunern und Schelmen der Komödie allerdings an der Tagesordnung sein mag. Von dem Augenblicke an, wo sich Clavigo in Gegenwart seiner Bedienten die Erklärung seiner Schande dictiren läßt, ist das tragische Interesse an ihm vernichtet.

Aber, höre ich einwerfen, eben dieser Gegensatz zu Beaumarchais, in welchem Clavigo wie in einem Spiegel das Bild seiner eignen Schwäche erblickt, ist es, der auch ihn stark macht, stark gegen sich selbst, stark in der Buße, stark im Dulden der verdienten Schmach, der ihm diesen Bruder seiner Geliebten, bei der lebendig erwachenden Aussicht auf Versöhnung, auf Wiedervereinigung, gegen die freilich jeder Athemzug Beaumarchais protestirt, sogar zum Gegenstand der Bewunderung und Liebe macht.

Wie gerne würde ich selbst diese Vertheidigung des Dichters annehmen, aber er selbst verbietet das. Denn kaum hat Beaumarchais den Rücken gewendet, als auch Clavigo schon erwacht, und in die Worte ausbricht:

> »So unerwartet aus einem Zustand in den andern! Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet als ein Donnerwetter!« —

Wieder ein Rückfall. Aber Clavigo ist ein Mensch, der immer nur durch das ihm äußerlich Entgegentretende, zum Entgegengesetzten dessen, was er eigentlich wollte und möchte, bestimmt wird. Kaum tritt ihm also unmittelbar nach diesen Worten in Karlos der eigentliche Inhalt jenes kurzen Monologs explizirt entgegen,

als er auch schon wieder umlenkt, und das ihm vorher durch Ueberraschung abgedrungene, zum Freiwilligen zu machen sich entschließt. — Mögen immerhin solche Gesellen zwischen Himmel und Erde herumkriechen, gehören sie darum in den poetischen Bereich des tragischen Schicksals,

Welches die Menschen erhebt, wenn es die Menschen zermalmt?

»Er ist so feig, wie er nichtswürdig ist«, sagt der wackere Buenco, und wo ist eine einzige That, ein einziger Zug in dem ganzen Stück, der diesem Todesurtheil widerspricht?

Aber weiter! Clavigo erscheint bei Marien. Seine lange Rede ist ein Meisterstück rhetorischer erkünstelter Leidenschaftlichkeit, aber sie ist mehr als das, sie ist Lüge, Lüge durch und durch, bewußte, absichtliche, auf Täuschung anderer gerichtete Lüge. Er schwört, »daß er nie aufgehört habe, sie zu lieben«, während er gleich anfangs in der ruhigsten Stimmung es ausgesprochen, »daß sie verschwunden, glatt aus seinem Herzen verschwunden sei«! Er heuchelt Glück und Seligkeit in dieser Wiedervereinigung, wirft wonnetrunken sich allen Umstehenden an den Hals, und eine halbe Stunde später gesteht er seinem Karlos:

»Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrack, als ich Marien wieder sah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, wie abgezehrt. O das ist meine Schuld, meine Verrätherei!« —

Nein! sagt der Freund. »Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen.« Und jetzt entschließt sich Clavigo, so erleichtert, zum volleren Geständnisse: »Carlos, was soll ich dir sagen! Als ich sie wiedersah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen, — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige, tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte munter zu sein, wieder vor den Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so

ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.«

Dies Zwiegespräch für sich betrachtet und außer dem Zusammenhange der Fabel, wie künstlerisch, vortrefflich; aber zugleich wie vernichtend für alles tragische Pathos! Und damit denn die Schwäche und Elendigkeit dieser Jammergestalt ihre Spitze erreiche, so bleibt er selbst in dieser Zerrissenheit nicht einmal resolut genug, entweder als »ein guter Kerl« zu handeln, wie Karlos es ausdrückt, und Marien zu heirathen, oder doch allerwenigstens, da er sich zum zweiten Treubruch entschließt, als ein honetter Cavalier »mit der Klinge in der Hand dem Bruder die Gründe desselben zu exponiren«, — wo denn, im Vorbeigehen bemerkt, der Tod des Bruders von seiner Hand, und der dadurch bewirkte Mariens, noch immer eine ganz leidlichere tragische Katastrophe geben konnten, sondern — er philosophirt mit seinem Freunde: »der Franzose ist kein Cavalier, verdient nicht daß ich ihn als meines Gleichen achte, und ihm Satisfaktion gebe, lieber lassen wir ihn als einen Ruhestörer beim Kopfe nehmen und einstecken, da wird sein theatralischer Eifer schon zu Kreuz kriechen, und er froh sein, wenn er heiler Haut »bedutzt« nach Frankreich zurückkommt, und man gar so großmüthig ist, seiner Schwester eine jährliche Pension auszusetzen, warum's ihm vielleicht allein zu thun war.« Du hast Recht! so mag's sein! sagt Ehren-Clavigo, — »nur verfahrt gut mit ihm«, setzte die weiche Seele hinzu, und geht, um sich unterdessen in ein Mausloch zu verkriechen, wo ihn die heilige Hermandad selbst nicht finden möchte. Und solch ein Geschöpf sollen wir uns von Ludwig Tieck für einen tragischen Helden, solche gemeine Erbärmlichkeit für tragische Handlung, tragischen Conflikt verkaufen lassen? Nein, bei den Manen Shakespeare's, dessen Namen hier Göthe mit großem Unrecht im Munde führt, nein, und abermals nein.

Und die Katastrophe? Schon Schlegel hat gesagt, sie passe nicht zu den übrigen vier Akten, sie erinnere unangenehm an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen Hamlets mit Laertes an ihrem Grabe. Doch dies ist viel zu wenig gesagt. Sie ist rein zufällig, wird herbei-

geführt durch den Bedienten, der von Clavigo expreß angewiesen, die Straße zu meiden, wo Marie Beaumarchais wohnt, einzig und allein um der Bequemlichkeit und des Umwegs willen, diesem Verbot zuwider handelt, und seinen Herrn, der also offenbar in Madrid und seinen Straßen trotz vieljährigem Aufenthalte sehr schlecht Bescheid weiß, wider dessen Willen in die verbotene Straße und an den Sarg führt. Also auch hier Zufall, reiner Zufall, denn wenn der Bediente einen andern Weg einschlug, und Clavigo zu seinem Carlos kam, ohne die Leiche zu sehen, wer zweifelt, daß ihn dieser mit der größten Leichtigkeit überzeugt haben würde, dieser Todesfall der hektischen Marie sei ein wahrer Glücksfall für ihn?

Und selbst am Sarge, an der Leiche der Geliebten, aufgelößt in Schmerz und Verzweiflung, vergißt er sein theures Leben nicht, denn als Beaumarchais auf ihn eindringt, zieht auch er vom Leder, und daß eben er fällt, ist auch wieder nur Zufall, wie Alles in seinem Thun und Leiden. Darum erreicht aber auch der Dichter mit diesem Abschlusse keine tragische Versöhnung, sondern erregt höchstens eine stoffartige augenblickliche Rührung, mit der freilich einen ächten tragischen Charakter gerade das Gegentheil seiner Ehre geschieht. Wie aber von Clavigo, was neulich geschehen [1]), behauptet werden könne, »er sei schon in sich selbst zerstört und würde sich selbst getödtet haben, wenn ihn Beaumarchais Degen nicht erreicht hätte«, ist schwer zu begreifen. Umgekehrt, Naturen wie Clavigo, die niemals ganz gewesen, erliegen immer nur dem Zufall einer äußerlichen Verwicklung. Jenen Zustand des Innern von Clavigo prädiciren, heißt, der vom Dichter gezeichneten Charakterfigur das Erzeugniß der eignen Phantasie unterschieben.

Genug! Aber nicht zu viel, um nach einem halben Jahrhundert den Freund und sein strenges Urtheil gegen den Poeten zu vertheidigen, der auch hier seinem Merck nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Aber wie diese Produktion erklären? Wir brauchen nicht

1) Ulrici in seinem vortrefflichen Werke: über Shakespeare's dramat. Kunst S. 566.

lange zu suchen. Göthe selbst giebt uns den Schlüssel. Die Sesenheimer Geschichte und die traurige Figur, die Göthe als Mensch hier spielte, klang noch lange in des Dichters Innerem nach. In jener Zeit, »als der Schmerz über der verlassenen Geliebten Lage ihn beängstigte, als ihre Antwort auf einen schriftlichen Abschied sein Herz zerriß, als er unsäglich unglücklich über den selbst verschuldeten Verlust des schönsten Herzens (ich schreibe Göthe hier wörtlich ab), das sich zu ihm, das sich an ihm herangebildet, keine Möglichkeit sah ihn zu ersetzen, ja nur zu lindern, und selbst des Trostes entbehrte, sein eignes Unglück sich selbst verzeihen zu können, zu dieser Zeit suchte er Hülfe bei der Dichtkunst, um »durch eine poetische Beichte und selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden.« Und hier, fährt er fort, »möchten wohl die beiden Marien, im Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein [1]).« Und in einem Briefe v. 1. Juni 1773 nennt er den Clavigo »eine dramatisirte moderne Anekdote, den Helden »einen unbestimmten halb großen, halb kleinen Menschen, den Pendant zum Weißlingen oder vielmehr Weißlingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson [2]).«

Diese Geständnisse wollen wir von Herzen gern gelten lassen. Aber eben durch dieselben wird unser, wird Mercks Ausspruch eben nur vollkommen bestätigt.

Merck, der Göthen von dem ersten Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit rathend und leitend zur Seite stand, dessen kühner Scharfblick in einer Zeit der kläglichsten kritischen Anarchie und Haltlosigkeit den günstigsten Moment zum Angriff erkannt, dessen Schlachtruf den Götz und Werther in der ungeschwächten ersten Frische und Kraft in den Kampf hinausgerufen hatte, er, der die hohe Bedeutung dieses Genius, sowie die auf Gründung einer neuen poetischen Kulturepoche gestellte Aufgabe zuerst und am schärfsten erkannte, und bei allen Gelegenheiten auf sie, auf das Höchste hinwieß, er mußte

1) Dichtung und Wahrheit Werke XXVI. S. 118 u. 120.
2) Göthe in Frankfurt am Main v. H. Döring S. 71.

vor allen den schlimmsten Feind in des Freundes eigner Natur, jene Neigung zur Verschwendung und Verzettelung seiner Kraft an unbedeutenden Dingen, bekämpfen, er mußte ihn warnen, auf der Höhe seines jungen, gleichsam über Nacht erworbenen Ruhmes, sich mit Dutzendproductionen in der Achtung der Nation zu schaden — die allerdings über Clavigo und Stella befremdet den Kopf schüttelte. Er mußte ihm sagen: daß er sich zu hoch achten müsse, nur für das poetische Bedürfniß des Augenblicks zu sorgen. Denn »das konnten auch andere«. Er hat es gethan, zu seinem unvergänglichen Ruhme. Aber Göthe, der Mann und Greis, that nicht wie Wolfgang Göthe, der Jüngling. Er schalt des Freundes Rath, nannte ihn Mephistopheles, »der ihm hier großen Schaden gethan«, und wünschte lieber ein »Dutzend Stücke«, wie Clavigo, damals mehr geschrieben zu haben. Gottlob, daß es unterblieben! Alle, denen der Dichter Göthe werth und theuer ist — werden mit mir in diesen Ausruf einstimmen. Denn wahrlich, nicht alle die Wechsel auf Unsterblichkeit, die in den fünf und fünfzig Bänden ausgestellt sind, wird die Nachwelt acceptiren.

Bei weitem anerkennender läßt sich aber Göthe bei einer andern Gelegenheit über seines Freundes Scharfblick vernehmen. Denn als er auf seiner ersten Schweizerreise mit den Stollbergs nach Darmstadt kam, sah Merck auf den ersten Blick, daß auch hier Göthe sich in der »unüberwindlichen, naiven Gutmüthigkeit seines Wesens« einmal wieder vergriffen, und mit Leuten in engste Genossenschaft begeben hatte, von deren Art zu sein, zu denken und zu handeln, ihn eine unübersteigliche Kluft trennte. »Das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen«, war ihm ein Gräuel. »Daß du mit diesen Burschen ziehst, rief er aus, ist ein dummer Streich; du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!« das war das Resultat seiner Unterhaltungen; und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ihm ein Wohlwollen (doch wohl nur hier in diesem Falle?), daher ich glauben konnte ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowohl

übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

Der Erfolg entsprach übrigens Mercks Prophezeiungen durchaus, und Göthe sah sich schon in Darmstadt und Mannheim durch die That von der Wahrheit jener Bemerkungen überzeugt.

Jenes für Merck so schmerzliche »ewige Geltenlassen« dessen, was nur auf irgend eine Weise der eignen Persönlichkeit schmeichelte, jenes Protegiren der Mittelmäßigkeit, gegen die, so lange Merck und die andern Jugendgenossen das Panier trugen, auch Göthe in die Schranken trat, wie hat es sich in den späteren Jahren so auffallend an dem alternden Dichter wieder herausgestellt!

Bei jener Gelegenheit that aber Merck noch einen, auch später mehrmals von ihm wiederholten merkwürdigen Ausspruch, welcher allein beweisen würde, wie tief und richtig er seines Freundes innerste dichterische Natur aufgefaßt hatte, einen Ausspruch, den Göthe selbst »im Leben oft bedeutend« fand. Dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.« Es giebt ganze Bücher über Göthe, die nicht so viel Inhalt haben, als dieses eine Wort.

Bei der Rückkehr von jener Reise verwickelten sich Göthe's Frankfurter Verhältnisse in einer für ihn nahezu unerträglichen Weise. Jetzt bereuete er es empfindlich, die Weiterreise nach Italien von der Schweiz aus aufgegeben zu haben. Im August 1775 schreibt er an Merck: Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möchte ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst du meinem Vater beim nächsten Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse, das heißt: zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf

diesem Bassin herumzugondolieren, und auf die Frosch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.« Daneben fragt er an, »ob Merck wegen seiner Manuscripte geschrieben.« Dies bezieht sich auf die Stella, welche Merck, der schon früher bei Buchhändlerischen Nöthen den Vermittler gemacht hatte, und überhaupt in Geldsachen sehr häufig von seinem Freunde auch noch später in Anspruch genommen wurde [1]), dem Buchhändler Mylius in Berlin zum Verkauf angeboten hatte, dessen Antwortschreiben als ein köstliches Aktenstück der damaligen bibliopolischen Verhältnisse der deutschen schönen Literatur mitgetheilt zu werden verdient. Der brave Sosius findet es »etwas sonderbar und eigensinnig von dem Herrn Dr. Göthe, zu verlangen, daß man seine Manuscripte so unbesehen, wie nach dem Sprichwort, die Katze im Sack, kaufen solle. Auch sei ja mit einer so kleinen Piece kein großer Handel zu machen«. »Inzwischen,« fährt er fort, »damit ich nicht den Vorwurf auf mich lade, als ob nichts mit mir anzufangen wäre, so werde ich die Probe machen, und — 20 Thaler senden, um von Herrn Dr. Göthe das Manuscript der Stella in Empfang zu nehmen, hauptsächlich aber, um mit diesem allerdings seltenen Genie und fruchtbaren Schriftsteller in Bekanntschaft zu kommen. Wenn es nur nicht, wie ich fast fürchte, die entgegengesetzte Wirkung thut. Denn da er nun für diese, vielleicht kleine und nicht so sehr interessante Piece 20 Thaler bekommt, so wird das folgende Stück 50 Thaler, und Dr. Faust vielleicht 100 Louisd'or gelten sollen. Das ist aber wider die Natur der Sache, und ich thue von ganzem Herzen Verzicht darauf« u. s. w. Schließlich gesteht er, »daß ihm Dr. Faust (von dem doch also auch schon die Rede gewesen sein mußte) für einen proportionirlichen Preis lieber gewesen wäre.«

Allerdings war also, wie auch aus diesem merkwürdigen Aktenstücke hervorgeht, der Faust gleichzeitig mit Werther entstanden, und nach allen Anzeigen zu urtheilen schon gegen Ende des Jahres 1775 soweit vorgerückt, daß an eine öffentliche Mittheilung wohl gedacht werden konnte. Egmont war

1) Man sehe: Briefe I. S. 93, 98, 122, 273. II. S. 54.

auch zum großen Theile bereits vollendet, und Göthe überhaupt damals in der frischesten Thätigkeit des dichterischen Produzirens begriffen, als jene plötzliche Wendung seines Geschicks ihn nach Weimar führte, und Leben und Lebensgenuß, Zerstreuung und Zersplitterung der produktiven Kraft für das Bedürfniß des Augenblicks, Hof- und Staatsdienst mit ihren sich fort und fort steigernden Ansprüchen, ihn zehn Jahre lang in dem bunten Wirbel von »Verdruß und Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetem und Unversehenem, Flachem und Tiefem, mit Festen, Tänzen, Seide, Schellen und Flitter ausstaffirt«[1]), umhertrieben und zu keiner größeren Produktion kommen ließen[2]). Was in diesem langen Zeitraume die Welt verloren, als in diesem »Conflikte des poetischen Talents mit der Realität,« wie Göthe selbst sich auszudrücken liebte, das erstere durchaus in den Hintergrund gedrängt ward, und in dem unseligen Hofleben der Simson seine Locken verlor, läßt sich kaum berechnen[3]). Auch Göthe selbst, wie so manche Stellen seiner Briefe und sonstigen Bekenntnisse bezeugen, hatte davon, sowohl in jener Zeit selbst, als auch später, ein mehr oder minder klares und peinigendes Bewußtsein. Er selbst bezeichnete daher seine Italienische Reise als eine »Flucht, durch die er sich zu poetischer Produktivität wieder herzustellen« den fast verzweifelten Entschluß faßte.

Und es war hohe Zeit. Denn mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen hatte nach des Dichters eigenem Bekenntniß »die Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegen zu lassen, außerordentlich zugenommen.« So begleiteten ihn denn, mit alleiniger Ausnahme der Iphigenie, auf seiner Reise nach Italien fast nur Fragmente, die sich theils aus den ersten Anfängen der Weimarischen Periode, wie der schon 1777 begonnene Tasso, theils aus noch früherer Zeit — ich erinnere an Egmont — herschrieben. Erst in Italien,

1) S. Briefe Göthe's an Lavater S. 27 vom 8. Januar 1777.

2) Eckermann Gespräche mit Göthe II. S. 61.

3) Auch Wieland schreibt an Merck: Göthe's Liaison mit dem Hofe verdirbt ihm viel Zeit, um die's herzlich Schad' ist.

in Rom fand er sich selbst im vollsten Sinne wieder. Hier ging ihm das volle Bewußtsein über sein Ziel, seine eigentliche Bestimmung auf, und am 22. Februar 1788 konnte er den Freunden schreiben: »Täglich wird mir deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ.«

Niemand aber fühlte den Verlust, den in jener ersten zehnjährigen Periode von Göthe's Weimarischen Leben die Welt durch jene Selbstverkennung der eigentlichen Bestimmung erlitt, tiefer und schmerzlicher als Merck, der hier des Freundes alte Neigung, Zeit und Kraft an unbedeutende Dinge zu verschwenden, in ihrem Gipfelpunkte erblickte, und sein Mißbehagen darüber auf das stärkste und unzweideutigste aussprach 1). »Siehst du,« sagte er zu ihm bei seinem Aufenthalte zu Weimar in jener Periode, »im Vergleiche mit dem was du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles was du geschrieben hast, Dreck.« Und gegen Andere äußerte er bei zunehmender Verstimmung: »Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen! Giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?« Und allerdings konnten die dichterischen Erzeugnisse, die in dieser Zeit der Freund ihm mittheilte 2), dem strengen Merck keineswegs genügen, der bei seiner Ansicht beharrte, daß Göthe wohl als Minister und Ceremonienmeister, aber nicht als Dichter zu ersetzen sei.

Ueberblicken wir die sämmtlichen von Göthe aus Weimar an Merck gerichteten Briefe — es sind deren siebenunddreißig in beiden Sammlungen — so sehen wir ganz deutlich, wie diese örtliche Trennung und Göthe's neue Stellung und Lebensverhältnisse der direkten Einwirkung Mercks, des leitenden und reiferen Freundes, dessen Rath und Zuspruch Göthe nur allzu oft vermißt haben mag, durchaus ein Ende machten.

1) S. Falk über Göthe S. 145.
2) Briefe I. S. 98, S. 122, S. 138, S. 254, S. 337. II. S. 125.

Leider ist von Mercks Briefen an Göthe aus dieser Zeit nichts erhalten oder doch nicht bekannt gemacht, und wir entbehren dadurch gerade für diesen Punkt mannigfacher Aufschlüsse, die sich durch nichts sonst ersetzen lassen.

Daß Göthe ihm damals »selten und wenig« schrieb, wie allen alten Freunden, sagt Merck selbst in einem Briefe an eine Freundin vom Herbst 1777, in welchem er ihm übrigens das beste Zeugniß für sein Treiben und Wirken in Weimar giebt. »Er spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt sind Lügen der Hofschranzen. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt Alles, und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?« Später freilich in einem Briefe an Lavater vom Januar 1778, mißhagt ihm das Potentatenthum Göthe's, unter dessen Druck Wieland ganz kleinmüthig geworden sei.

Den 7. November 1775 traf Göthe in Weimar ein. Doch scheint es von vorn herein keineswegs seine Absicht gewesen zu sein, sich dort auf die Dauer zu fixiren. Zu Anfange des folgenden Jahres vertraut Wieland seinem Merck »sub rosa rosissima«, daß Göthe wohl nicht wieder loskomme. Karl August könne nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten. Noch aber sei nichts Entschiedenes [1]). Auch Göthe selbst meldet noch unter dem 22. Januar d. J. 1778: »ich bin nun ganz in alle Hof- und politischen Händel verwickelt, und werde fast nicht wieder wegkönnen.« Aus diesen und andern ähnlichen Aeußerungen läßt sich schließen, daß Merck selbst von Zeit zu Zeit über Göthe's weiteres Bleiben, das er anfangs offenbar aus den angeführten Gründen ungern sah, angefragt habe. Und in der That war auch Manches, was er durch

1) Briefe I. S. 88.

Wieland und andere von Göthe's Aenderung in Sinnes- und Lebensweise erfuhr, nicht geeignet ihn wünschen zu lassen, daß Göthe sich in dieser Existenz fest spinnen möge. Er mußte von Wieland die Klage hören, »daß die fatalen Verhältnisse, in denen sein Freund stecke, ihn verschlossen und zurückhaltend machten, daß sein Genius ihn verlassen zu haben, seine Einbildungskraft erloschen scheine; von Schlosser: daß ihm Göthe neulich durch seinen Bedienten habe schreiben lassen, ohne auch nur ein »grüß' dich Gott« beizusetzen.« Indessen scheint ein Wiedersehen im Herbste des Jahrs 1777, wo sich Merck mit Göthe, der daselbst mit dem Herzog nach Eisenach gegangen war, ein Rendezvous gaben, Alles wieder ins Gleiche gebracht, und auch Wielanden versöhnt zu haben [1]), der denn überhaupt in seinen Urtheilen über Göthe nach seiner Weise leicht von einem Extreme in's andere gerieth. Wieland war es insbesondere, der ihm von da an, wie wir weiterhin sehen werden, auf seine Anfragen über Göthe's Thun und Treiben nur Tröstliches und Schönes meldete. Diese Reise führte übrigens Merck auch mit den fürstlichen Personen von Weimar näher zusammen, wie er denn im folgenden Jahre die Herzogin Amalie (und auch später noch zweimal in den Jahren 1780 und 1785) auf ihrer Rheinreise begleitete, und von dieser trefflichen Fürstin, die Wieland eins der liebenswürdigsten, herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit nannte, das je auf diesem Erdenrunde gelebt habe, einer Freundschaft gewürdigt wurde, die für beide gleich ehrend genannt werden darf.

So bestand denn zwischen beiden Männern das alte Verhältniß, nur anders modifizirt, fort. Merck erfreute Göthe's in Frankfurt ziemlich einsam lebende Eltern durch Besuche und Nachrichten von dem Sohne, besorgte die Verbreitung der handschriftlichen poetischen Produktionen des letzteren in dem Kreise der Verwandten und Freunde, negozirte Geld, wenn's nöthig war, besorgte Wein, Bilder und Kupferstiche, für Göthe und den Herzog [2]), gab Auskunft über Staatsmänner und

1) Briefe I. S. 119. II. S. 101 und 107.

2) S. Briefe I. S. 130, 227, 253, 273. II. S. 119, 125, 163, 183, 210.

Gelehrte, die man nach Weimar zu ziehen wünschte [1]), ertheilte kameralistische Rathschläge u. s. w. Allein der literarische Verkehr zwischen beiden Freunden hörte zuletzt ganz auf, oder gieng vielmehr auf einen beschränkten Kreis der Wissenschaft über, in die sich Merck zuletzt fast gewaltsam hineingeworfen hatte, der, irre geworden an seines Freundes dichterischem Treiben, mißmuthig über getäuschte Hoffnungen und Erwartungen, niedergedrückt von häuslichen Leiden und harten Schicksalschlägen, zu denen sich denn auch der frühe Tod seines geliebtesten Jugendfreundes, von Schrautenbach [2]), gesellte, Trost und Selbstvergessenheit in dem eifrigen Studium der Osteologie und Mineralogie suchte. Göthe's Liebhaberei an diesen Dingen kam ihm dabei auf halben Wege entgegen, und seit dessen Rückkehr von der merkwürdigen, mit dem Herzoge unternommenen Schweizerreise, drehen sich alle Briefe aus den achtziger Jahren um dieses Thema. Mineralogische Funde, osteologische Entdeckungen, Fossilien und Petrefakten, höchstens einmal durch Gegenstände der Münzkunde unterbrochen, bilden den Inhalt, Camper und Sömmering sind die Helden, und die letzten Briefe sind lauter »Knochenbriefe«, wie Göthe selbst sich ausdrückt [3]), in denen Merck beständig tribulirt wird, über Thierköpfe Myrmecophaga und Rhinoceros, os intermaxillare u. dergl. zu berichten oder diese Raritäten zuzusenden. Dies will denn besonders Wielanden nicht in den Kopf, der indessen doch »die Möglichkeit begreift, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, ein eben so großes Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Wallfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer einen ganzen Tag mit Hintansetzung seiner Familie, Freunde, Correspondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausrundung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten«.

Gervinus in seiner Abhandlung über den Göthe'schen Briefwechsel erklärt sich dieses literarische Auseinanderkommen Göthe's und Mercks durch die Bemerkung, daß letzterer trotz all'

1) Briefe I. S. 337, 317. II. 209 u. a. a. O.

2) Briefe II. S. 226. I. S. 385—396.

3) S. Briefe II. S. 226.

seines brillanten Scharfsinns einem alten Regime angehörte, das auf Göthe'n in die Länge nicht wirken konnte. Diese ohne Beweis ausgesprochene Behauptung möchte sich am leichtesten durch eben dasjenige wiederlegen, was Gervinus in der genannten kleinen Schrift sonst über die Ursachen beibringt, aus denen sich Göthe in jener Epoche weniger diesem Freunde, als dem ihm so weit entfernter stehenden Lavater an und aufschloß. Je mehr sich Göthe von der menschlichen Umgebung entfernte und aus dem Kreise wich, in welchem er sich den ersten Beifall errungen, je tiefer er sich in die »Hof- und Weltrolle der Fürstenthümer Weimar und Eisenach« vertiefte, und trotz der »Einsicht in das Sch...ge dieser zeitlichen Herrlichkeit,« die sich ihm enthüllte, doch nur immer fester darin einspann, während er doch »an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich aufgeladen, fast erlag[1]), desto mehr mußte Mercks Theilnahme für die Literatur und Poesie, an der ihm sein Göthe gewissermaßen zum Verräther zu werden schien, erkalten. Und Merck steht hier nicht allein; auch Herder dachte hierin mit ihm gleich[2]), und ebenso späterhin Schiller[3]), wie aus gar manchen Stellen des Briefwechsels klärlich hervorgeht, ja in späteren Jahren Göthe selbst.

In den letzten Lebensjahren aber, in denen sich Mercks Seelenstimmung immer mehr verdüsterte, und Unglücksfälle aller Art den schwer Geprüften heimsuchten, tritt Göthe's alte Liebe zu dem Freunde seiner Jugend nur um so herzlicher und werkthätiger hervor, und der letzte Brief der Sammlung, in welchem er ihn auffordert ihm sein Herz auszuschütten, und versichert zu sein, daß er ihm auch mit Klagen nicht lästig sein werde«, ist Göthe'n um so höher anzurechnen, da er seiner Natur nach, alles Unangenehme von sich entfernt zu halten sein ganzes Leben hindurch beflissen war.

Für die geheime Macht, die Merck auf Göthe'n stets ausübte, mag auch der Umstand zeugen, daß der Ton aller seiner an Merck gerichteten Briefe, durchaus abweichend von allen

1) Wieland an Merck Briefe II. S. 230.
2) S. Falk S. 142 ff.
3) Gervinus a. a. O. S. 78 ff.

andern, sich stets in der alten kräftigen derben Götzischen Weise hielt. Dies gilt denn auch für die andern Freunde, die sich, von dem Herzoge Karl August und seiner Mutter herab, in ihren Briefen alle in demselben Ausdruck eines freien ungezwungenen Humors gefallen. Daß übrigens Göthe gleich in den ersten Jahren der Weimarischen Epoche die örtliche Trennung, die ihm den stets mahnenden Freund fern hielt, nicht ungern sehen mochte, ist begreiflich, und es erklärt sich daraus genügend der Umstand, daß, als der Herzog Merck als Kammerrath nach Eisenach ziehen wollte, Göthe es ihm, wie er dem Freunde selbst meldet, ausredete, weil »alte Bäume sich nicht gut verpflanzten.«

Im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit hat Göthe von seinem Freunde eine Schilderung gegeben, die wir hier als Schluß dieses Abschnittes hersetzen, indem wir es den Lesern überlassen, aus dem bisher von uns Mitgetheilten sowie aus dem noch ferner Mitzutheilendem einzelne Züge entweder zu berichtigen oder weiter auszuführen.

»Dieser eigne Mann« heißt es dort, »der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner frühern Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeitlang blieb, und beweibt zurück kam. Als ich ihn kennen lernte war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich schöne Kenntnisse besonders der neueren Literaturen erworben, und sich in der Welt und Menschengeschichte nach allen Seiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern, entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerksam hin und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavaters Physiognomik hat uns sein Pro-

sil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkend verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben, und seine guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Produktionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und in Versen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit, und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, sondern sie entweder vertilgen, oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen (?) seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein literarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb in sich gefühlt hätte, auch im technischen und

merkantilischen Fache aufzutreten. Denn, wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwünschen anfing, und außer sich war, die Ansprüche an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren, und sann auf fabrikmäßige, kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.«

Wer erkennt nicht auch in dieser kurzen Skizze die Meisterhand dessen, dem es vor allen gegeben war, Menschen und menschliches Wesen zu schildern. Und dennoch, wer in dieser Schilderung ein vollständiges Bild des Mannes, den sie zeichnet, finden wollte, würde sich sehr getäuscht sehen — denn es fehlt diesen zwar scharfen, aber einseitigen Umrissen, die letzte Hand, die Hand der Liebe, die das Widersprechende und Entgegengesetzte vereint und versöhnt, es fehlt die Sonderung der verschiedenen Zeitperioden des Lebens, in denen sich unter dem Einflusse schwerer Schicksale die verschiedenen Seiten in Mercks Charakter entwickelten. Als Göthe jene Schilderung entwarf, hatte er, so scheint es, mehr das Bild des Mannes aus den letzten Jahren seines Lebens vor Augen, die Farben hatten nachgedunkelt, und selbst an den lichthellen Stellen waren Schattenzüge hervorgetreten. Und wenn auch Göthe mit Nichten manchen seiner dort gebrauchten stärkeren Ausdrücke das schwere Gewicht eines Sittenrichters hat beigelegt wissen wollen, so hat er doch eben durch die einseitige Heraushebung der scharfverständigen, kritischen und skeptischen Seite seines Freundes das Bild desselben nicht in das volle Licht gestellt, und auf der andern Seite selbst den sittlichen Charakter Mercks der Gefahr der Mißdeutung in den Augen aller derjenigen bloßgestellt, die, wie Wagner richtig bemerkt, zwischen einem Schalk und Schelm im Göthe'schen, und einem solchen im Sinne des gewöhnlichen Bewußtseins nicht zu unterscheiden wissen.

IV.

Merck und Wieland.

Die erste Bekanntschaft Mercks mit dem Dichter des Oberon ward durch den schon mehrmals erwähnten Leuchsenring veranlaßt [1]. Ein engeres Anschließen aber führte erst Mercks, durch Frau von La Roche und Fr. Jacobi bewirkter, Beitritt zu Wielands Merkur herbei. Ein fleißiger, zehn Jahre hindurch (von 1776—1786) fast ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel — die beiden Sammlungen enthalten allein 106 meist ausführliche Briefe von Wieland — giebt Zeugniß von dem innigen Zusammenhange beider Männer, und nirgends findet sich Wielands innerstes Wesen schöner und liebenswürdiger ausgeprägt, als in diesen freien, allein für den verschwiegensten Freund bestimmten Ergüssen des Augenblicks, von deren einstiger Bekanntwerdung ihm keine Ahnung kommen konnte. Leider aber fehlen auch hier in den bisherigen Sammlungen, mit Ausnahme eines einzigen, alle die zahlreichen Briefe Mercks an Wieland, ein Verlust, der, wenn er, wie fast zu fürchten ist, unersetzlich sein sollte, um so mehr zu beklagen sein würde, als sich Merck selbst in dieser Zeit gegen Niemanden freier und offener ausgesprochen zu haben scheint, als gegen den treuen Wieland, der ihn neben seinen »Merkurialischen Angelegenheiten« von Allem was in dem Weimarischen Mikrokosmus vorging, und namentlich von Göthe's Behaben in demselben, getreulich unterrichtete, während ihm Göthe selbst nur hie und da kurze, räthselhafte Andeutungen über das dortige Leben und Treiben zukommen ließ.

Nicht leicht hat eine innigere Verbindung zwei ungleichere Naturen vereint. Merck, der in Charakter, Neigungen und Bestrebungen, in Lebensweise und Lebensansicht fast durchaus das Gegentheil Wielands war, fühlte sich vorzüglich angezogen durch die im höchsten Grade neidlose Gutmüthigkeit, durch jene »bonhommische« Liebenswürdigkeit des Herzens, mit welcher der friedlebige Wieland stets bereit war, das Schöne und Große,

1) M. s. Wielands ausgewählte Briefe III. S. 53 u. S. 29.

selbst wo es ihm gegenüber trat, oder doch ihn im Schatten stellte, mit vollem Herzen anzuerkennen, und sich, wie er es ausdrückt, »gegen jeden herrlichen Kerl für Nichts zu achten.« Diesen wahrhaft rührend-erhabenen Zug in Wielands Charakter, der ihn hoch über die meisten seiner Zeitgenossen erhob, haben wir bereits bei der Schilderung des Verhältnisses zwischen Merck und Herder kennen gelernt. Aber nirgends tritt derselbe schöner hervor, als Göthe gegenüber, dessen »leichtsinnig trunkener Grimm und muthwillige Herbigkeit«, um hier Göthe's eigene Worte zu brauchen, ihn doch so tief verletzt hatten. Es ist wahrhaft herzerquickend, diese Jubelhymnen der hingegebensten Liebe und Bewunderung zu lesen, mit denen er, wie in den Briefen an Gleim, Jacobi und Andere, so namentlich gegen Merck, sobald er Göthe's gedenkt, seinem Herzen Luft macht. »Wieland (schreibt Jacobi an Frau von La Roche) ist der einzige unter den großen Schriftstellern Deutschlands, der über Göthe's Ruhm nicht eifersüchtig ist« [1]). Er, der durch Göthe's Auftreten in dem Weimarischen Kreise sichtbar in Schatten gestellte, oft zurückgesetzte, ja zuweilen auch wohl durch Wiederholung jener »Götter-Helden und Wielands Neckereien« empfindlich gereizte, giebt dennoch, weit entfernt irre zu werden, nur immer von Neuem Zeugniß für die wunderbare Herrlichkeit des Mannes, von dessen erstem Anblicke er »voll ist, wie ein Thautropfen an der Morgensonne.« So schreibt er im Jahre 1776: »Unser Göthe hat sich der Welt durch seine Stella wieder herrlich geoffenbaret! Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter einen andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl daher kommen mag, weil ich gegen ihn am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin. Denn sagt nicht Plato: der Geliebte ist reich, und der Liebende arm? und hat Plato nicht Recht? Laßt's gut sein; mein Herz ist nun so, und genug daß es mich glücklich macht.« Zwar beklagt er, daß Göthe'n die Hofliaisons so viel unersetzliche, kostbare Zeit rauben, aber:

1) Jacobi's ausg. Br. I. S. 198.

»bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht ja Nichts verloren.« Und bald darauf heißt es: »Göthe bleibt nun wohl hier, so lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Nestors Alter währen. — Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.« Er beklagt wohl zuweilen Göthe's eintretende Kälte und Zurückgezogenheit, aber immer nur um sie zugleich als durch die leidigen Verhältnisse geboten oder herbeigeführt zu entschuldigen, und während Neid und Mißgunst, Stadtgeklätsch und Verläumdungen, die Welt mit den boshaftesten Gerüchten erfüllten, die denn neuerdings auch ihren Homer an dem alten Böttiger gefunden haben, hören wir Wielands edle Natur auch hier das Rechte treffen, wenn er seinem Merck, der durch solche Nachrichten wohl für seinen Liebling beunruhigt werden mochte, schreibt: »Göthe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt, und dem Diabolus Prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinem Geschäfte zu widmen, hat er sich mit untadelicher *σωφροσύνη* und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz Ihr dürft sicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, daß die Kabale gegen Göthe nichts als Neid und Jalousie, und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen, zur Quelle hat.« Und weiterhin: »Göthe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht so gut es kann, und die Welt, die soviel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht.« Darauf einige Monate später: »Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein. — Wenn seine Idee statt findet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt.« Und bald darauf: »Göthe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns Alle glücklich

zu machen oder glücklich zu erhalten, — und selbst nur durch Theilnehmung glücklich, — ein großer, edler, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.« Nur für seine Gesundheit ist ihm, bei dem von Göthe und seinem Herzoge damals praktisch geübten Grundsatze: »daß man die bestialische Natur brutalisiren müsse,« zuweilen etwas bange [1]). Aber dafür ist er bald nur um so inniger überzeugt, »daß Göthe seinen Fürsten recht geführt, und freut sich, daß die Welt dessen Ruhmes voll ist, und er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben werde« [2]). »Er ist und bleibt mir (schreibt er im J. 1782) einer der herrlichsten und liebsten Menschen, und damit Punktum.« An Göthe halten sich Alle, bei allen Trübsalen und Verdrießlichkeiten [3]). »Er schickt sich (heißt es in einem Briefe v. J. 1784) überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzusichtlich an der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh', zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er soviel möglich, auch hat sie es sehr von nöthen.«

Diese innige und neidlose Bewunderung des geliebten Freundes, deren Belege sich aus Wielands Briefen leicht vermehren lassen, war es also vornehmlich, die Merck zu Wieland hinzog, der ihm, wie wir sahen, oft wenn ihn Unruhe und Besorgniß über Göthe's damalige Stellung in Weimar anwandelten, Beruhigung geben mußte. Ueberhaupt zeugen die von uns ausgehobenen Stellen zugleich auch für die fast ängstliche Sorgfalt, mit der Merck auch in der Ferne über seinen Freund wachte.

Dazu gesellte sich nun bald auch die Theilnahme, die Wie-

1) Briefe II. S. 75. I. S. 301. S. auch Wielands ausgewählte Briefe III. S. 257, 262.
2) Briefe II. S. 146 v. J. 1778 und S. 150 I. S. 208.
3) Briefe II. S. 197.

lands oft gedrücktes Verhältniß unter den Weimarischen Potentaten bitter empfand. Nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Wieland, bei dessen Reise an den Mannheimer Hof, schrieb Merck, dessen Herz Wieland durch seine Persönlichkeit ganz gewonnen hatte, an Lavater d. 14. Jan. 1778: »der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhommischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben mir ihn die Purschen gemacht, und das ist wieder nichts nütze.« Da nun der im Grunde gegen Bitterkeit und Bosheit durchaus waffenlose Wieland auch sonst manche Angriffe und Verkleinerungen von außen her zu erleiden hatte, so schloß sich Merck nur um so enger an ihn an, und unterstützte ihn, namentlich in seinen »Merkurhändeln« auf alle Weise, oft mit der größten Aufopferung und Selbstverläugnung. Und da es überdem, wie Gervinus hier treffend bemerkt, so menschlich und natürlich ist, daß sich der Unbehagliche gern zu dem Behaglichen, der Unzufriedene zu dem Zufriedenen, der Feindliche zu dem Friedlichen hinzieht, wenn nur ein allgemeines Band der Bildung und Beurtheilung nicht fehlt, so ist es erklärlich, wie Merck mit angelegentlichem Eifer, und in den letzten Jahren mit fast ängstlicher Sorgfalt, die Freundschaft mit Wieland dauernd zu erhalten strebte. Daher kam es denn, daß Merck, der wie Einer der Elendigkeit des gewöhnlichen Journalwesens auf den Grund sah, dennoch den Merkur eifrig durch Beiträge unterstützte, und ihm oft, mit Wieland zu reden, »neuen Schwung gab.« Wieland, den seine ökonomischen Verhältnisse zwangen, das einmal angefangene Unternehmen fortzusetzen, gab ihm »nicht nur Macht und Gewalt, das kritische Amt im Merkur von ihm und männiglich ungehudelt, nach eignem besten Wissen und Gewissen zu verwalten,« sondern bat ihn auch: »das ganze kritische Fach als Obermeister zu übernehmen, und für gewisse Arbeiten, wenn er selbst sie zu machen keine Zeit habe, eignen Gutdünkens hübsche Gesellen unter seiner Aufsicht anzustellen.« Und so drehen sich denn alle Briefe hauptsächlich um diese »Merkurialien« und fast in jedem wird Merck um Anzeigen, Auszüge, Kriti-

ken und sonstige Beiträge, bald launig und scherzhaft, bald dringend und ernstlich, dermaßen tribulirt, daß man kaum begreift, wie Merck dabei die Geduld nicht verliert, sondern vielmehr allen diesen Anforderungen und Bitten, Vorschlägen, Winken zu menagements, bald seiner »lieben guten Schwaben,« bald Wiens oder Berlins, bald dieses oder jenes einzelnen einflußreichen Mannes, u. dergl., fast immer bereitwillig Folge leistet. Dafür ist aber auch jeder Beitrag, jeder Aufsatz, jede auch noch so unbedeutende Notiz für Wieland in seiner hyperbolischen Sprache »lauter Gold«, und mehr als einmal ruft er ihm zu, »daß Leben und Tod des Merkur von seinen Beiträgen abhange.« Allein die größern Arbeiten verdienten dieses Lob in der That, und sein Akademischer Briefwechsel, sein Lindor, seine kleinen Romane Herr Oheim, der ältere und jüngere, u. a. wurden von dem ganzen Weimarischen Kreise mit dem größten Beifall aufgenommen, und von allen Seiten, vom Herzoge, von Göthe selbst, der säumige Verfasser zur Fortsetzung dringend aufgefordert [1]). »Der akademische Briefwechsel (schreibt Herzog Karl August an Merck [2]) hat mir sehr glückliche Stunden gemacht. Thun Sie uns bald eine ähnliche Wohlthat, doch verlange ich sie nicht Dutzendweise, wie jener Prinz die Schrautenbachs.« Und ebenderselbe schreibt von einem andern Aufsatze: »In Gotha las ich die Landhochzeit. Einige ganz unläugbare Data und das —k am Ende sagte mir, daß sie es geschrieben hätten. Ich habe lange nichts mit der Freude gelesen. Ich schreibe es Ihnen als ein pflichtschuldiges Opfer der Dankbarkeit, wie auch für die Briefe an eine Dame. Erst wollte ich die Landhochzeit mit den Gothaischen Hofvergnügungen vergleichen und es Ihnen mittheilen, mir fehlt es aber am Verstande ꝛc.« Auch die Herzogin Mutter und Göthe hatten große Freude über jene kleinen novellistischen Skizzen, und Göthe insbesondere interessirte sich vorzugsweise für den Herrn Oheim, den er höchlich belobt. »Du weißt (schreibt er im August 1778), daß er mir lieb sein muß, und ich bitte dich, endige ihn rund und ohne etwaige fremde In-

1) Briefe II. S. 196. I. 231 u. a. a. O.
2) Briefe I. S. 339.

grediienzien, wie es einem am Schlusse leider oft geht. Und dann erlaube mir, daß ich ihn hier zusammen drucken lasse. In dem Saumerkur ist's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet, und so schnitzelweis genießt kein Mensch was« [1]). Und einige Wochen später schreibt er ihm über denselben: »Zur Beendigung deines Oheims wird dir bis Ende Julius hiermit Frist gegeben. Ist den 1. August das Manuscript nicht angelangt, wodurch die Geschichte zu völliger Zufriedenheit vernünftiger und unvernünftiger Leser, wes Standes und Alters sie sein mögen, geendet wird, so werd ich mich gemüßigt sehen, solches *ex professo* zu thun.« Wie große Achtung aber Göthe vor seines Freundes darstellendem Talente in diesem Genre hat, davon zeugt weiter auch noch ein Gesuch, welches er in dem frühern Briefe an ihn richtet: »Auch hab ich,« schreibt er, »eine Bitte, daß, wenn du mehr so was schreibst, du mir weder direct noch indirect in das theatralische Gehäge kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman, wovon das erste Buch, dessen Anfang du gesehen, fertig ist, vorzutragen bereit bin.« Seinen Vorschlag zur Errichtung eines Poetenstifts nannte Göthe »vortrefflich ausgeführt,« und verspricht davon den größten Effekt. Doch räth er ihm, seine Autorschaft geheim zu halten, »damit er sich nicht ohne Noth die Wespen auf den Hals ziehe« [2]).

Solche Aeußerungen verfehlen denn auch ihres Eindrucks nicht, und Merck fühlte mehr und mehr sich zum Produziren angereizt. Er schreibt darüber ohngefähr um dieselbe Zeit an eine Freundinn: »So klein ich das Verdienst ansehe, in der Welt durch seine Schreibereien sich ein Ansehn zu machen, so gut ist doch das Ding, weil es uns Freunde macht, die man ohne dies nicht entdeckt hätte. Und von der Seite will ich's künftig auch machen wie andere, und mich affichiren. Bisher war mir mein Garten und mein Gaul noch zu lieb dazu.« Die meisten seiner größeren und zusammenhängenden Produktionen fallen daher in die Jahre 1777—1782. Später ver-

1) Briefe I. S. 137.
2) Briefe I. S. 231.

ließ ihn, bei der wechselvollen Gestaltung seiner Lebensschicksale und Neigungen, die dazu erforderliche Ruhe und das Behagen; seine Beiträge beschränkten sich mehr und mehr auf Notizen, Reflexionen und Maximen über Gegenstände der bildenden Kunst, und auf Kritik, die er aber in einer Weise übte, welche es bei einigem Studium möglich macht, selbst die geringsten seiner Recensionen aus dem übrigen Wuste herauszuerkennen. Hier nimmt er unter seinen Zeitgenossen nach Lessing unbedingt den ersten Platz ein. Schon Dalberg nennt ihn »den einzigen festen, gründlichen und doch gefühlvollen Kunstrichter, der ihm bekannt sei« [1]), und wäre uns auch keine Zeile von ihm erhalten, so würde doch die praktische, keineswegs bloß negative, sondern sehr positive Kritik, die wir ihn bei den ersten Götheschen Werken üben sahen, ihm als Kritiker die Unsterblichkeit sichern. Und Wieland, obgleich er von sich selbst sagen konnte: »daß er von poetischen Dingen zwar ein schrecklich momentanes Gefühl habe, so scharf als es irgend einer haben könne, aber doch nicht im Stande sei, als Kritiker ein gescheites Wort von solchen Dingen zu sprechen, ohne ein Geträtsch von Commentarius perpetuus daraus zu machen,« besaß doch in hohem Grade die Gabe, das ihm Versagte bei andern zu erkennen und zu würdigen. So erkannte er vorzugsweise Mercks ausgezeichnetes kritisches Talent, »vor dessen verwünschter Scharfsichtigkeit kein Nebel schütze, keine Täuschung bestehe.« »Ich kann dir nicht ausdrücken,« schreibt er mit Bezug auf einen größeren kritischen Aufsatz Mercks [2]), »wie so ganz und gar nach Kern und Schaale, Wort und Geist Alles darin männlich und deiner würdig ist, und wie sehr dieser einzige Artikel den sinkenden Merkur wieder stützen, das Publikum in Respect setzen, und alle rechtschaffenen Leute befriedigen und zu unsern Freunden machen wird. Die Gerechtigkeit, die du darin so manchem braven, verdienten Manne, in einem Tone, der durch seine bescheidne Simplicität und Zuversicht ohne Prätension nothwendig jedem mehr flattiren muß, als das schwärmendste éloge, er-

1) Briefe I. S. 172.

2) Bilanz der Literatur des Jahres 1778 im ersten Hefte des Merkur vom J. 1779.

weisest, giebt dir nun um so mehr ein Recht, von dem Fache der poetischen und theatralischen Produkte freimüthig zu urtheilen. Du bist der einzige Mann, den ich kenne, der eine solche Musterung so meisterlich, so wahr und verständig, ohne dem Ding zu wenig noch zu viel zu thun, ausführen konnte, und sobald du von irgend einem Ding ohne Pik und Ekel urtheilst, so wird gewiß kein gesunder Mensch sich einfallen lassen, an ein höher Gericht zu appelliren.«

Und wirklich verdienen nicht wenige unter Mercks zahlreichen, meist freilich sehr kurzen kritischen Beiträgen dies Lob in einem hohen Grade. Ich nenne hier nur seinen Aufsatz über den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend (v. J. 1779), die genannte Bilanz der Literatur d. J. 1778, seine Recension über Dalbergs Betrachtungen über das Universum, in der freilich Wieland nach seiner Art Wunder was für versteckte Persiflage und feine Bosheit witterte[1]), und gebe endlich zur Probe seines körnigen Stils, seines köstlichen Humors und seiner schlagend eindringlichen Kürze hier die Anzeige, mit der er den gefeierten Siegwart begrüßte[2]):

»Wenn öfterer Druck und Nachdruck und allgemeines Lob von Halbgelehrten und Ungelehrten, und großen und kleinen Nachtwächtern in der gelehrten Welt der papiernen Krone teutschen Literaturlobes etwas mehr Dichtigkeit und Dauer verschaffen könnten, so hat dieses Buch sich deswegen gewiß zu erfreuen; denn es ist gesungen und posaunt worden an allen Straßen und Ecken. Darüber ist auch das Volk nicht zu schikaniren, wenn es bei einer neuen Erscheinung zujauchzt, und dem Einzuge so lange nachläuft, bis davon nichts mehr zu sehen ist. Die ganze Welt liegt nicht sowohl im Argen als im Schlafe; und also Dank dem, der sie daraus weckt und sie so lange durch irgend etwas munter erhält, bis sie von neuem einzuschlafen Beruf fühlt. Allein es giebt mitunter auch Leute, die wachen, denen es auch in ihrem eignen Hause so wohl ist, daß sie selten ans Fenster gehen, um

1) Briefe II. S. 96.
2) S. Merkur 1777 II. S. 255—257.

was Neues zu sehen. Wenn nun Lärm entsteht, und die Menschen laufen nach dem neuen Thier, Popanz, Hanswurst, oder was es ist, so darf man ja wohl den Kopf ein wenig dazu schütteln, oder kurz und gut sagen, was es eigentlich ist, wonach die Leute laufen. — Bedächtliche Leute wundern sich immer, wie ein solch Ding, als ein Roman, ein Aufsehen machen, alle Stände und Alter in Eins vereinigen könne, um darüber zu urtheilen, sich zu freuen und zu betrüben — da man doch wisse, daß das Ding nicht wahr sei. Darin aber haben sie Unrecht. Denn **wahr** ist's immer, das Mährchen mag auch von dem Schaum menschlicher Geschichte noch so sehr oben abgeschöpft sein, für den, der grad so viel und nicht mehr Beobachtungsgabe und Gefühl hatte, als der Autor. Zuweilen hat der Autor von diesen beiden Stücken mehr als sein Leser, ja es soll unter ihnen solche Zauberer geben, die ganzen Nationen von Lesern überwachsen sind. Erscheint nun ein solcher unter dem Volk, und macht seinen Raritätenkasten weit auf, so ist freilich des Schauens kein Ende. Da zeigt er ihnen so natürlich, wie sie's nennen, ein Stückchen Natur, groß oder klein, wie er's abzuschneiden für gut gefunden, und wenn sie eins nach dem andern vorrücken sehen, so spielt er ihnen auf süße Melodien eignen Gefühls und Erfahrung. Dies macht sie nun so glücklich und berauscht, daß sie glauben, sie seien ganze Leute, und mitunter geben sie zu, der Autor sei auch ein ganzer Mann. — «

»Bei der Laterna Magica, die hier herumgetragen wird, kann man nun nicht eigentlich sagen, daß Einem so recht wohl wird. Der Amtleute, Klöster und Landjunker mag's wohl keine so geben, wie hier abgemalt stehen. Aber wohl solche Studenten und Jungfern, die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stückchen Mondschein glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heirathen wollen, — und dies Alles für eine besondere Tugend halten. In der Manier, wie die Sachen gemalt sind, läßt sich Alles malen, und man sieht nicht ab, warum's mit dem dritten Bande zu Ende geht, da doch mit denselben Unkosten noch viel mehr dergleichen hätten zu Tage gebracht werden können.«

Diese schlagende Kraft und große Prägnanz des Ausdrucks verband sich bei Merck mit einer Gewandheit im Gebrauche freier Ironie und Allegorie, die es ihm möglich machte, ohne den äußern Anstand zu verletzen — den er, im Gegensatze zu dem ihm wohl sonst im vertrauten Verkehr eignen Tone des »cynischen Bonsens,« in seinen literarischen Arbeiten stets beobachtete[1]), — oft die bittersten Wahrheiten zu sagen. »Die Kunst zu wenden ist eine von deinen großen Siebenkünsten,« schreibt ihm Wieland, doch »machte er nie den Gebrauch der Sophisten von ihr, sondern sie diente nur seiner Gutmüthigkeit und seinem Zartgefühle, eine entsprechende Form zu finden[2]).

Kräftig und laut erschallt sein Heroldsruf in dem Kampf des herrlichen Lessing gegen den heimtückischen Hamburger Ze-

1) Man hat hie und da vorzugsweise von dem Cynischen in Mercks Sprach- und Ausdrucksweise gesprochen. Ich weiß nicht mit welchem Rechte. In den bisher veröffentlichten Briefen findet sich davon wenig oder nichts, in seinen übrigen Schriften vollends noch weniger. Jedenfalls steht er in dieser Hinsicht vielen andern Zeitgenossen, selbst Göthe und Wieland, nach, um von Lenz und Klinger gar nicht zu reden. Eine kernige Derbheit und nervige Prägnanz zeigt sich freilich überall, und vielleicht mag jener Ton des cynischen Bonsens in den verlornen Briefen und im vertrauten persönlichen Verkehr noch stärker hervorgetreten sein. Allein gewiß entsprang er bei ihm nicht aus derselben Quelle, wie bei vielen andern, die der geselligen Bildung und Sitte nicht gewachsen, sich ihr doch nicht unterordnen wollen, sondern lieber durch schroffe Negation derselben andere zu imponiren und Recht zu behalten suchen. Vielmehr war Merck der Freund der gebildetsten Fürsten und Fürstinnen, die an dem persönlichen Verkehr des feingebildeten, welterfahrnen Mannes großes Behagen fanden, dieser Lebenselemente vollkommen mächtig. Aber es läßt sich auf ihn anwenden, was Göthe einmal von Lessing sagt: daß er die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich getraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können. Eben darum war er denn auch ein Feind von allem Rohen und Cynischen, wenn es aus Unreife und Unbildung hervorgehend die Sitte und Bildung brutalisiren sollte. Daher seine Abneigung und sein Haß gegen die studentische Roheit auf den deutschen Universitäten. Aber eben weil er selbst die Formen der geselligen Sitte und feinen Bildung vollkommen beherrschte, und doch zugleich auch vielfach das Leere und Gehaltlose, was sich oft dahinter versteckt, das Schwankende, Halbe und Haltlose, das in ihnen seinen Schutz und Halt sucht und findet, tief durchschaute, warf er gern, wo er es konnte und durfte, das knappe Anstandskleid bei Seite.

2) Wagner. Briefe, Einleitung S. XVII.

loten Göze: »Diese flüchtigen Blätter,« heißt es bei der Anzeige der Lessingschen Flugschriften, »betreffen nicht eigentlich Zwistigkeiten zwischen zwei Männern, von denen der eine Lessing und der andere Göz heißt, sondern es ist der Kampf zwischen Ehrlichkeit und Gleißnerei! Wer Lust hat zu sehen, was das Schwert der erstern in der Hand des Starken vermag, der komme und schaue.« Lessings Glaubensbekenntniß erklärt er dort auch für das seine[1]). Ueberall erweiset er sich, bei einer tiefen Abneigung gegen die spanischen Stiefeln der Systemsucht, einer Abneigung, die ihm für die damalige Zeit wohl nicht zum Tadel gereichen darf, als einen wahren Freund des freien Forschens und Schaffens, und wenn in seiner Kritik das negative Element des Abweichens und Entfernens auch das vorherrschende, und er selbst, wie Göthe von ihm sagt, stets Eklektiker blieb, so war doch zugleich in dem Streben und der Forderung: »das in jeder Menschenbrust niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und manigfaltig ausgebildet, und die eigenthümliche Richtung, Bewegung und Aeußerung des Geistes nur durch die in der großen Natur außer uns und in uns beobachteten Gesetze bestimmt zu wissen«[2]), schon genug des Positiven gegeben. Die Fesseln des Ungeschmacks und des Vorurtheils abzustreifen, das Ueberladene und Verzerrte in allen Kreisen und Zuständen des Lebens der Einfachheit und Ursprünglichkeit wieder anzunähern, dem Genius im Leben Ansehn und Geltung zu verschaffen und ihn von dem Joche der Afterkritik wie des Vorurtheils zu emancipiren, das Zurückgesetzte hervorzuheben, das Mittelmäßige abzuweisen, das Falsche und Blendende in seinem wahren Lichte darzustellen, das Schlechte der verdienten Verachtung Preis zu geben; das waren die Punkte, auf welche er, wie im Leben so als Schriftsteller hinarbeitete, und bei denen er den Bezug auf die ihn umgebende Realität der menschlichen Verhältnisse so wenig aus den Augen verlor, daß ihm, dem gebornen »Manne der Prosa,« neben den höchsten Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, auch die sehr prosaischen Verhältnisse des unter dem Druck der Abga-

1) Merkur 1778. II. S. 166. ff.
2) Wagner. Briefe I. Einleit. S. XVIII.

ben und der Justizverwaltung seufzenden und fast erliegenden deutschen Landvolks in seinen Productionen Stoff zu den trefflichsten Schilderungen geben, in denen es denn freilich an scharfer Satire nicht fehlt. So blieb ihm in den schönsten Jahren seiner Thätigkeit, wie dem ihm geistverwandten Herder, »der Mensch in seiner sittlichen Größe immer die Krone aller Erscheinungen,« wie er ihm in seinen realen Verhältnissen ein praktisches Interesse einflößte, das sich bei Göthe nach und nach in dem künstlerischen durchaus verlor. Eben darum hatten aber auch für den letzteren die Schilderungen und Relationen von seines Freundes »poetisch-unpoetischer Hand«[1]) so viel Anziehendes.

Um aber noch weiter zu begreifen, wie unschätzbar Mercks kritische Mitwirkung für Wielands journalistisches Unternehmen sein mußte, genügt es, auf den außerordentlichen Umfang derjenigen Kreise und Felder hinzuweisen, deren Leistungen Merck mit selbstständigem Interesse verfolgte. Mit Ausschluß der drei engern Fachwissenschaften, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, ließ sich sein Streben nach Universalität der Bildung und des Wissens keine literarische Erscheinung von einiger Bedeutung entgehen. Einem kühnen, seiner Kraft vertrauenden, Parteigänger gleich durchstreifte er das ganze Gebiet der Literatur. Wie er als Kritiker die sogenannte Belletristik im weitesten Umfange beherrschte, haben wir bereits mehrfach zu sehen Gelegenheit gehabt. Hier aber war er zu einer Zeit von chaotischem Geschmack und anarchischer Urtheilslosigkeit auf der einen und hochmüthiger Pedanterie des gelehrten Fachstolzes und des gesellschaftlichen Vorurtheils auf der andern Seite, einer der wenigen, der es laut auszusprechen wagte: »daß ohngeachtet des großen Geschrei's, das man gemeiniglich gegen die sogenannten schönen Wissenschaften erhebe, sie doch die Kultur des nöthigern und nützlichern Wissens keineswegs beeinträchtigten,« und daß der dichterische Genius auch ohne den bezahlten Stempel des bürgerlichen Ranges auf gesellschaftliche Achtung und bürgerliches Ansehn Anspruch zu machen berechtigt sei. Die entgegengesetzte Ansicht war noch die herrschende, als Göthe nach Weimar ging, und

1) Briefe I. S. 384.

daß ein »Belletriste,« als solcher, auch nur Hofrath werden könne, schien ein Ding der Unmöglichkeit.

Ja, wenn er kein Belletriste wäre!

ruft der Professor W. in Mercks Matinee eines Recensenten bei dieser Gelegenheit aus[1]). Aber der »Meister Recensent« (Merck) bleibt die Antwort nicht schuldig:

Als Genie ist er ein Mann von Stand!
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedesel, Dalberg genannt!

Und wenn dann der Metropolitan Job den Einwurf macht:

Scherz bei Seite! wenn er sich nicht engagirt,
So ist man bei Hofe doch gewaltig genirt;
Man weiß nicht, wo man ihn hin soll stellen.

so erwiedert ihm Meister Recensent:

Für solche Kerls hat man freilich keine Ellen.
Drum riecht der Monsieur von weitem den Spaß,
Und geht dem Herrn hübsch nicht unters Maaß;
Das Decret wär ja doch nur ein Wisch.

Aber neben dem Gebiete der Poesie, Kunst und schönen Literatur beachtete Merck, als Kritiker und Berichterstatter im Merkur, nicht minder alle bedeutenden Erscheinungen der Geographie, Geschichte, Alterthumswissenschaft, der Mechanik, Astronomie, sowie der Naturwissenschaften im weitesten Umfange. Und das bei Wagner mitgetheilte Verzeichniß seiner gedruckten Schriften kann beweisen, wie neben diesen und seinen spätern wissenschaftlichen Liebhabereien und Lieblingsbeschäftigungen im Gebiete der Botanik, Gartenkunst, Münzkunde, Mineralogie und seinen ausgezeichneten Leistungen in der Osteologie, wovon später noch die Rede sein wird, selbst die Pädagogik ihm nicht fremd blieb, wo er in dem von ihm herausgegebenen deutschen Lesebuch für die ersten Anfänger einen »eben so rühmlichen als gelungenen Versuch machte, dem kindlichen Alter in dem ersten Elementarbüchlein auch

1) Von diesen sog. Matineen ist eine einzige in dem zweiten Theil der Wagnerschen Sammlung mitgetheilt (S. 59), aus welcher das obige entnommen ist.

wirklich etwas Zweckmäßiges, Gemüth und Geist ansprechendes zu geben«[1]).

Seit den Jahren 1782 und 83 finden wir das Verhältniß zwischen Merck und Wieland in etwas getrübt. Merck schickte nicht mehr so häufig wie sonst Beiträge zum Merkur, und was er schickte, war bei seiner sich immer mehr particularisirenden Hinneigung zu den Naturwissenschaften, weniger in Wielands Geschmack[2]), der zuletzt bei den ihn immer mehr in Anspruch nehmenden philosophischen und andern Arbeiten wieder in der Correspondenz sich saumseliger zeigte, als es Merck gewohnt war. Wenigstens hören wir, daß dieser sich darüber mehrfach und oft so schwermüthig beklagte, daß es dem alten Poeten an das Herz ging. Doch läßt sich nicht entscheiden, ob das gänzliche Abbrechen des Briefwechsels in Mercks fünf letzten Lebensjahren auf Rechnung einer zwischen beiden eingetretenen gänzlichen Trennung, — was kaum glaublich erscheint — oder sonst eines äußern Umstandes zu setzen ist.

Wir sehen, daß Mercks schriftstellerische Thätigkeit sich hauptsächlich an den Merkur anschloß. Nun ist bekannt, daß Göthe Mercken die Productivität wiederholt abgesprochen hat. Allein dies mit Gervinus dahin zu verstehen, daß er überall keine Ansprüche an sein ausübendes Talent habe machen dürfen, ist wohl irrig, und reimt sich kaum mit dem so richtigen Ausspruche desselben Kritikers, wenn er ihn mit Justus Möser vergleicht. Allerdings »urtheilte er und war er Kenner in den Gebieten der Kunst und Naturkunde, wie jener in den politischen und staatswirthschaftlichen, und einzelne seiner Aufsätze, oder die Schilderungen des jungen Oheim von dem Stadtwesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantasien nicht unterscheiden, denn es gehört schon ein Auge dazu, seine ernsteren Sarkasmen von Mösers mehr gutmüthiger Ironie zu trennen.« Aber eben hierin liegt auch die Art und Weise seines productiven Talents ausgesprochen. Fern lag ihm und fremd war seiner innersten Natur eben nur die eigentlich poetische, von innen heraus mit Nothwendigkeit

1) Wagner a. a. O. I. S. XXXV.

2) Briefe I. S. 418—420.

schaffende und gestaltende Productivität, aber dafür war er durchaus berufen zur Prosa, zu jener, wie Göthe sagt, »unpoetisch-poetischen« Darstellung, die sich wohl mit dem Genre der Niederländer in der Malerei vergleichen läßt. Solche Genrebilder sind durchaus jene kleinen Romane und Novellen, wo das kleinste Detail des alltäglichsten Lebens und der bürgerlichen wie der geselligen Verhältnisse, Interessen und Bedürfnisse aus dem höhern Gesichtspunkte der Naturgemäßheit mit frischem und markigen Pinsel dargestellt, und das Familien- und bürgerliche Leben in der Mitte der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nach vielen Seiten hin mit scharfen und treuen Zügen ausgeprägt ist.

Allein dieses ihm verliehene Maaß der dichterischen Produktivität befriedigte dennoch Merck nicht, und zwar darum nicht, weil es mit seinem reichbegabten Innern nicht in Verhältniß stand. Hierin theilte er das Schicksal der meisten, die sich als Freunde und Mitstrebende um Göthe sammelten. Das entschiedene kräftige Leben in und mit sich, jenes Selbstgefühl, das als Princip der Subjectivität jene Zeit — man denke an Lenz, Klinger, Wagner — im Innersten bewegte, war in Göthe mit aller Energie zum Durchbruch gekommen. Allein die Macht seines Genius und seines Talents, die gährende tiefbewegte Welt seines Innern nach Außen zu gestalten, und sie in ihrer Totalität sich gegenständlich zu machen, sich als Dichter von der pathologischen Unmittelbarkeit des gemüthlichen Processes zu befreien, und sich selbst über seine Naturbestimmtheit zu erheben, dies war es, wodurch bei Göthe jene Subjectivität sich zur Objectivität verklärte. Seine Freunde nun waren gleichfalls von jenem Princip der Subjectivität im Innersten ergriffen, doch ohne daß die Stärke dieser Herzens- und Gemüthsbewegung das Vermögen des Talents und die Freiheit des sich selbst bestimmenden und nach allgemeinen Gesetzen sich zur Darstellung bringenden Geistes entsprach; wodurch es geschah, daß die Subjectivität mehr oder weniger zum Leiden, zur Krankheit wurde, und nach gewaltsamen Anstrengungen sich in sich selbst verzehrte. Sie litten zum Theil an der Genie- oder Großmannssucht, wie man sich wohl damals auszudrücken pflegte. Sie

wollten es Göthe'n gleichthun; das lebendigste Selbstgefühl, das aufgeregte, rastlos mit sich beschäftigte und in sich arbeitende Ich sollte, wie es sich empfand, auch von andern empfunden und anerkannt werden. Man verstand nicht zu resigniren, sich zu beschränken, und da gab es denn Quaal und Herzenspein an allen Enden. So wurde der nicht geringbegabte aber charakterlose Lenz eben dadurch, daß er denselben Effekt erzwingen wollte, den er Göthe'n erreichen sah, über seine Sphäre hinausgetrieben, und ging er in diesem Widerspruche zwischen Wollen und Können zu Grunde, wie das in Göthe's Dichtung und Wahrheit in und zwischen den Zeilen zu lesen ist. Klinger rettete sich durch die Kraft und Festigkeit eines männlichen Charakters, der in einem bewegten Kriegs- und Weltleben den angemessenen Schauplatz würdiger Thätigkeit fand, und sich vom Glücke begünstigt durch die schwierigsten Verhältnisse rein und unbefleckt erhielt. Die Genugthuung, welche ihm hieraus erwuchs, erhob sein Selbstgefühl über seine Umgebung, und verlieh ihm jene stoische Sicherheit und stolze Resignation einer in sich gefestcten Subjectivität, die ihm trotz mancher herben Schläge des Schicksals zu hohen Jahren kommen ließ. Diesen Zug der Autarkie in Klinger fühlte Merck um so sicherer heraus, als grade ihm dieses Selbstgenügen an seinem eignen Werthe abging. »Mit Klinger und mir,« schreibt er an Schleiermacher im Jahre 1775, »wird wohl nicht in seinem Leben etwas gescheutes daraus. Er beträgt sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer andern Welt, und zwar mit Jedermann. Der Teufel hole die ganze Poesie, die die Menschen von andern abzieht, und sie inwendig mit der Betteltapezerei ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeublirt. Wir sind doch nur in sofern etwas, als wir etwas für andere sind.« Allein eben aus dieser Bemerkung ersieht man, wie im Gegensatze zu Klinger Merck sich durch das ihm verliehene Maaß von Produktivität nicht befriedigt fühlen konnte. Denn während einerseits bei ihm das lebhafte Gefühl des Selbst der Unmittelbarkeit entbehrte, auf welcher das Talent beruht, und darum in der Form der Reflexion hervortrat, mochten auf der andern Seite vor der tief eindringenden Schärfe der letzteren selbst diejenigen Ver-

suche seines Schaffens nicht bestehen, an denen andere, wie Göthe und Wieland, reine Freude hatten. Daher seine ängstlichen Anfragen, seine zweifelnde Unsicherheit selbst gegen seine besten Sachen, denen man zuweilen die Ungeduld eines Menschen ansieht, der sich während des Produzirens unaufhörlich selbst zuruft: es wird doch nichts Gescheutes daraus. Da hatten denn die Freunde, besonders Wieland, vollauf zu thun, ihn zu beruhigen, und ihm durch die schmeichelhaftesten, von Seiten Wielands oft übertriebensten Lobsprüche, zum Weiterarbeiten, zur Beendigung des Angefangenen Muth zu machen.

Da ihm nun aber solchergestalt die freie unbefangene Produktivität abging, und er doch das unabweisliche Bedürfniß fühlte, sein Ich, welches er so lebhaft empfand, den produktiven Talenten seiner Freunde gegenüber zu halten und geltend zu machen, so ward er ihr scharfer Kritiker, und ließ sie das volle Gewicht seines überlegenen Verstandes fühlen. Die Negation ward seine Schutz- und Trutzwaffe, und diese mephistophelische Seite seines Freundes ist es, welche in Göthe's Schilderung überwiegend hervortritt, während sich dieselbe doch gegen Göthe selbst, wenn wir den Streit über Clavigo ausnehmen, am wenigsten geltend machte, ja vielmehr bei vielen Gelegenheiten gradezu als ihr Gegentheil hervortrat. Daß Merck übrigens ein volles Bewußtsein von dem ihm anhaftenden Mangel an Produktivität hatte, kann man aus mehreren seiner eignen Aeußerungen, besonders aus dem Eingange zu dem kleinen Aufsatze ersehen, der unter dem Titel: »über die bei Kunstwerken objektiv gleichgültige Absicht ihrer Urheber« unserer Sammlung einverleibt ist.

Als Kritiker dagegen konnte er, wie schon Gervinus bemerkt, »das empfangende Publikum von der ernstesten, besten und tüchtigsten Seite repräsentiren, eben weil er, hoch über der allgemeinen Urtheilslosigkeit stehend und trotz seiner tiefen realen und praktischen Ausbildung, dennoch jene Urtheilslosigkeit seiner Zeit eben so sehr verachtete, als ihn die vorherrschende Richtung auf das Materielle anwiderte«[1]). Wäre es ihm gegeben gewesen sich beschränken, seine Thätigkeit auf den engen Kreis einer kritischen Wirksamkeit concentriren zu kön-

1) M. s. Gervinus a. a. O. S. 48.

nen, so ist kaum zu zweifeln, daß dieselbe eine ausgezeichnete gewesen sein würde. Allein seine Unruhe und Vielgeschäftigkeit ließ das nicht zu, und der Merkur, an den ihn doch eigentlich nur Wielands Persönlichkeit band, so wie der Zustand der deutschen Journalistik und Kritik überhaupt, konnte wahrhaftig einen Menschen wie Merck nicht anreizen, mit innerem Eifer daran mitzuarbeiten. Die behagliche Spießbürgerei einer breiten Mittelmäßigkeit, in der sich hier Alles bewegte, widerstand ihm. Er befand sich hier in der Lage solcher Menschen, die über ihrer Zeit stehen, ohne die Lust und Kraft zu haben, reformatorisch einseitig durchzugreifen und die Mitwelt sich nachzuziehen.

So sagt er von seiner Zeit: »Vor Zeiten war Wissenschaft und Kunst das Eigenthum weniger. Man hielt es für eine Art Zauberei, und der Nimbus, der die Gelehrsamkeit umgab, brachte ein stilles Anstaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt überging. Jetzt aber ist der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder aus- und einlaufen kann, jeder Trepp' auf- und abgeht — aber dafür wenige dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menschen von allen Ständen das Geklimper von Kunstwörtern, ihre Lehrer erklären sie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Wirkliche jeder Kunst, die Entstehung jedes Genius und die Analyse jeder Schönheit insbesondere. Die Charakteristik wiegt jeden eminenten Menschen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat und hätte bewirken können, entdeckt die ewige Kette zwischen Ursach und Wirkung, und richtet in der Literaturgeschichte mit ihrer pragmatischen Behandlung dasselbe Elend an, worunter die politische seufzt. Hierzu ist die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes große und kleine Ereigniß mit der wahren Behendigkeit einer Commère von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation ist so kritisch, wie wir; keiner wird von ihren Verschreiern die Meinung, die sie haben soll, so vorgekaut, aber auch keine hat so wenig eigene Meinung, wie die unsere. Mit stillem Bedauern bemerkt man so oft, wie beinahe Alles verkannt wird — das mittelmäßigste Produkt

wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das trefflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert so lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdann legt sich der Tumult, und jeder sieht wieder gutmüthig ein, daß er sich geirrt habe.«

Dieser ganze Aufsatz [1]) ist höchst wichtig, um Mercks Abneigung gegen schriftstellerische Wirksamkeit von seinem Standpunkte aus zu erklären. Die Anekdotensucht, die Lust an einer literarischen chronique scandaleuse, wie sie neuerlich in Böttigers Hinterlassenschaft verewigt ist, war ihm ein Greuel. Meint man nicht einen verdienten Bann über die letztere zu hören, wenn Merck in demselben Aufsatze sagt: »Mit wie weniger Unterscheidung wird bei uns den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geschmack der Nation eine wahre und bessere Richtung gegeben haben. Wird wohl je die Anekdotensucht in irgend einem Lande weiter getrieben als bei uns? Leute, die sich Einsicht und Beurtheilungskraft zuschreiben, hören mit Wollust den ersten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden sucht: es sei mit dem Manne, dem man nun einmal so viel Talente anerkennen müsse, doch im Grunde schlecht beschaffen. Welcher edeldenkende Mensch wird nicht zum voraus dem Verläumder das Maul stopfen, so bald er ihm beweisen will, der ehrliche Mann sei ein Schurke? Denn gewisse Dinge müssen schlechterdings als unwahr verworfen werden, sobald es den Leumund eines anerkannt würdigen Menschen angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.«

Rechnet man dazu die damalige niedrige Stellung der Literatur im bürgerlichen Leben, die daraus hervorgehende Menge des schreibenden und dichtenden Pöbels, die Undankbarkeit, mit der selbst »verdiente Genien, deren Werke zuversichtlich auf die Nachwelt kommen müssen,« bei Lebzeiten behandelt wurden — lauter Dinge, die Merck dort ausführlich bespricht, — so wird man keinen Anstand nehmen, ihn mit unter denen

1) S. Merkur 17779. II. S. 25—36.

zu suchen, — von denen er sagt — »darum schweigen viele von denen, die die Natur mit allem ausgerüstet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenossen zu belehren oder zu vergnügen, — weil sie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekanntheit zu verlassen, und sich dafür der Gefahr auszusetzen, von jedem, der's unternehmen will, im Guten oder Bösen verurtheilt zu werden.« Und eben so bezeichnend ist es, was er an einem andern Orte dem Heere der epischen Poeten, den Romanscribenten, zuruft, daß »unter dem nichtschreibenden Publikum zuweilen Personen mit auf den Bänken des Parterre sitzen, die selbst das gethan und gewirkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfassers tragirt wird, und daß diese Zuhörer noch weit mehr zu respectiren sind, als die gemeinen Feld- und Feuerschreier des gelehrten schreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dies müßige Handwerk zu treiben, und von ihnen gilt daher, was der treuherzige Berlichingen von sich in seinem hohen Alter prädicirt: daß er nun zu schreiben anfange, weil er sonst zu nichts mehr tauge.«

Daß Merck in der Periode seiner schriftstellerischen Produktionslust — und es gab eine solche — grade an Wieland gerieth, der alles eher als Kritiker, und dem der Merkur hauptsächlich eine Brodsache war, der jeden »Schnitzen« und »Brocken«, den ihm Merck zuwarf, mit jubelndem euge! bene! aufnahm und ans Herz drückte, war ein Hauptübelstand. In diesem ganzen Merkur war ohnehin nichts, was Mercken imponiren konnte. Wielands tastende Principlosigkeit verdarb es vollends. Merck verlor die Achtung vor dem Publikum und mit ihr die Achtung und Sorgfalt für das, was er ihm zu bieten sich genöthigt fand. Es war ein Mann in Deutschland, mit dem vereint als Kritiker Merck das ihm erreichbare Höchste geleistet haben würde, ein Mann, dem er geistverwandt wie wenige war, dieser Mann war Lessing. Aber beide haben sich nie gesehen.

So sehen wir denn, daß Merck auch an seinem kritischen Verhalten keine rechte Freude, keine volle Befriedigung hatte, und dies um so weniger, da die unbefriedigte Sehnsucht, produktiv sich innerhalb der Kunst, um die sich damals die Haupt-

interessen der Zeit bewegten, zu bethätigen, mochte er sich auch darüber selbst auf die mannigfaltigste Weise zu täuschen suchen, doch immer ein quälender Dorn in seinem Innern blieb. Diese Unfähigkeit, den vollen Gehalt eines reich begabten Inneren in positiv künstlerischen Gestaltungen für sich und andere befriedigend und befreiend herauszustellen und zur Anerkennung zu bringen, war, wenn nicht das einzige, doch ein Hauptgewicht, das die Schaale seines Lebens niederzog und ihn nach vielen Versuchen, durch Thätigkeiten anderer Art die schmerzliche Empfindung des poetischen Unvermögens zu vermindern, zuletzt in vollkommener Einseitigkeit und Einsamkeit sich jenem vereinzelten Zweige der Naturstudien gleichsam auf Leben und Tod hingeben ließ.

V.

Mercks Verhältniß zu andern ausgezeichneten Zeitgenossen.

Indem wir nun die glänzende Reihe der übrigen ausgezeichneten Zeitgenossen, mit denen dieser seltene Mann in enger Verbindung gestanden, kurz vorzuführen gedenken, treten, wie billig, die Herzogin Amalie, die Gründerin des Weimarschen Geisteslebens, und ihr ruhmgekrönter Sohn, der unsterbliche Karl August, in den Vordergrund. Der ausgezeichneten Hochachtung und Freundschaft, mit welcher beide fürstliche Personen unsern Merck beehrten, ist schon früher mehrmals gedacht worden. Ihre zahlreichen Briefe an Merck, wie sie von dem Werthe des Mannes, an den sie gerichtet sind, neues Zeugniß geben, sind ebensoviele Blätter in dem Lorbeerkranze, der die Stirne dieser hohen fürstlichen Gestalten unvergänglich schmückt.

Mit der Herzogin Amalie, von der uns zusammen ein und zwanzig Briefe mitgetheilt sind, stand Merck vom Jahre 1778 bis 1788 in einem fortdauernden Briefwechsel, der seit 1788 nur durch die Reise der Fürstin nach Italien, deren Vorhaben der letzte Brief gedenkt, unterbrochen wurde. Während dieser Zeit war Merck nicht nur wiederholt der ersehnte und erwünschte Gast seiner fürstlichen Freundin in Weimar und

Ettersburg, sondern geleitete sie auch mehrmals auf ihren Reisen in den Rheingegenden in den Jahren 1778, 1780 und 1785, wo er ihr als kunstsinniger, feiner und lebensfroher Gesellschafter nach Göthe's Ausdruck »leben und genießen half« [1]); und nichts gleicht dem Ausdruck der innigen Dankbarkeit, mit welcher die Herzogin in ihren Briefen sich dieser in seinem Umgange verlebten genußvollen Tage erinnert. »Nie werd' ich vergessen (schreibt sie am 14. Aug. 1778 nach jener ersten gemeinsamen Reise), wie gut es das Schicksal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu lassen wie Sie sind, der bei so wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfallenheiten des Lebens seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte so treu bleibt, dieß Alles ins Innerste seines Herzens schließt, und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herrn Wille ist« [2]). — Und dieser Ton herzlicher Freundschaft und hoher Achtung geht unverändert durch alle Briefe der Herzogin, welche, wie Wieland sich ausdrückt, so recht »den ganzen Werth der Totalsumme dieser Individualität fühlte«, und die wiederholtesten freundlichsten Einladungen nach Weimar wechseln ab mit Klagen, daß er entweder nicht gekommen oder zu bald wieder geschieden sei [3]). Mehrere Briefe Wielands sind voll von der hohen Gunst, deren sich sein Freund bei seiner hohen Gönnerin erfreue, in deren Zimmer Mercks Bild »wie eine Art Hausgötze hing«, dessen Briefe sie wahre Festgenüsse nannte, und dem sie in ihren Mittheilungen nichts von all den kleinen und größeren Heimlichkeiten, Anschlägen und literarischen Neckereien verschwieg, deren Tummelplatz damals das Leben in Weimar und Tiefurt bildete. Das sogenannte Tiefurter Journal, das unter Leitung seiner fürstlichen Redactorin zu einem geistreich-witzigen, satirisch-komischen Inventarium all der mannigfachen Ereignisse, Lebensvorfälle,

1) Briefe I. S. 136.

2) S. Briefe I. S. 140.

3) So schreibt sie im Jahre 1780 »jeder kleine Winkel in Ettersburg ist mir immer eine neue Erinnerung der glücklichen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte.«

literarischen und Kunsterscheinungen wurde, welche damals den Weimarschen Mikrokosmus bewegten, fand auch zu Merck seinen Weg, und mag manche Beiträge »Mephistophelischer Art, den Nächsten zur Erbauung« von seiner Hand enthalten[1]), die der fürstlichen Freundin stets willkommen waren.

Will man endlich das Zeugniß eines gewiß Unbefangenen aus der Umgebung der Fürstin über den ersten Eindruck vernehmen, den Merck auch auf die letztere machte, so findet man dies in einem Briefe des genialen v. Einsiedel, Oberhofmeisters der Herzogin, an Knebel v. J. 1778. »Wir haben,« heißt es dort (s. Knebels literar. Nachlaß Bd. I. S. 232), »die Bekanntschaft von Merck gemacht, der von Frankfurt aus unser Reisegefährte geworden ist. Ohne alle poetische Zuthat ist dies einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehen habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unserem allgemeinem Wohlbefinden bei. Merck ist ein großer Mentor für alle Kunstsachen und sieht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlags.«

Gleiche Hochachtung und Freundschaft, und gleiches fast unbeschränktes Vertrauen spricht sich in den sämmtlichen Briefen Karl Augusts aus, deren sich in beiden Sammlungen gegen dreißig vorfinden. Nicht bloß Kunstsachen, Gemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen u. dgl., deren Merck jährlich für eine bestimmte im Ganzen sehr mäßige Summe für den Herzog anzuschaffen pflegte, bilden den Inhalt dieser brieflichen Mittheilungen, sondern der Fürst beehrte ihn auch in Staatssachen und Unterhandlungen der mannigfachsten Art mit einem seltenen Vertrauen, nahm an seinem Schicksale den herzlichsten Antheil, und bethätigte denselben, als Unglücksfälle Mercks äußere Lage verschlimmerten, auf die edelste Weise. Hiervon erzählt Göthe bei Eckermann einen Zug, der auch auf Mercks großartigen Charakter ein eigenthümliches Licht wirft.

Der verstorbene Großherzog, heißt es dort[2]), war Mercken

1) S. Briefe I. S. 309. 2) II. S. 332.

sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Thalern für ihn verbürgte [1]). Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war räthselhaft, welche Art von Negociation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, lös'te er mir das Räthsel in folgenden Worten.

Der Herzog, sagte er, ist ein freigebiger trefflicher Herr, der Zutrauen hat, und den Menschen hilft wo er kann. Nun dachte ich mir: »bringst du diesen Herrn um das Geld, so wirkt das nachtheilig für tausend Andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß Einer ein schlechter Kerl war. — Was hab' ich nun gethan? — Ich habe speculirt, und das Geld von einem Schurken geliehen, denn wenn ich diesen darum betrüge, so thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es Schade gewesen.« Wir lachten über die wunderliche Großheit des Mannes. Ebendaselbst erzählt Göthe von seines Freundes Kunstliebe: »er ging darin so weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er Alles anwendete, um es in seine eigne Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug ward nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte.« — Um aber hier nur eine Probe davon zu geben, wie zu jener Zeit und noch später in Weimar selbst das Edelste durch bösliche Nachrede verfälscht worden, so lautete jener erstgenannte Vorfall im Munde der Stadtchronik vor dem Erscheinen der Eckermannischen Mittheilungen, wie wir aus dem Munde eines Ohrenzeugen wissen, allgemein dahin: Göthe habe, so leicht er es auch gekonnt, doch dem bedrängten Freunde das Geld vom Herzoge nicht verschafft, worauf jener keinen Ausweg mehr gesehen, und sich in seiner Verzweiflung in den Rhein gestürzt habe! Ob und wie er

1) Die Briefe des Herzogs an Merck II. S. 275 u. 277 ff. scheinen hierauf bezüglich.

wieder herausgezogen sei — da er doch weltbekanntermaßen nicht ertrunken — davon schwieg die Geschichte.

Jenes enge Verhältniß des Vertrauens und jene herzliche Zuneigung des Fürsten, für die es wohl charakteristisch ist, wenn ihm der Herzog in einem Briefe meldet: »wie er bei seiner Ankunft in Weimar sein, des Herzogs, Cabinet sogar durch einen neugesetzten Kamin sehr verändert und auch sonst verschönert finden werde,« verleitete aber Merck eben so wenig, jemals aus seinen Schranken herauszutreten, als er sich sogar vor dem leisesten Anschein hütete, dasselbe allzuängstlich und zuvorkommend zu pflegen. Im Gegentheil hören wir nur allzuoft von beiden Fürstlichkeiten Klagen, daß er so selten schreibe, Antworten selbst auf Einladungen schuldig bleibe, und mit Wieland zu reden »seine fürstlichen Freunde wie große Schönen ihre Liebhaber behandele,« während er dagegen bestimmte Aufträge stets pünktlich und nicht selten mit den größten Aufopferungen ausführte. So schreibt der Herzog im Sommer 1780: »Mein Brief, liebster Merck, soll weiter nichts bewirken, als was ein sehr gemeiner Hornstein bei einem sehr echten Darmstädter Stahle thut, nehmlich Funcken erwecken. Ich bin in dem elendesten Briefstellerhumor von der Welt, und bin so verwöhnt, öfters gute Briefe von Ihnen zu bekommen, daß ich fast ohne dieselbigen nicht leben kann.« Sein feiner Takt, verbunden mit männlicher Selbstständigkeit des Charakters und Urtheils, seine tiefe Menschenkenntniß und Lebenserfahrung ließen ihn auch in dem Verkehre mit anderen fürstlichen Personen, wie mit der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, und auf seinen Kunstreisen mit den Herzogen von Gotha und Coburg, die er nach Westphalen und Holland begleitete, stets den rechten Ton treffen, während er übrigens so wenig geneigt war eine Annäherung an Fürsten zu suchen, daß selbst Göthe, als er ihn aufforderte sich doch dem Erbprinzen von Darmstadt zu nähern, zugleich ihn durch Wieland bitten lassen mußte, »etwas von seiner gewöhnlichen Reserve mit den Fürsten bei jenem nachzulassen, und so offen und natürlich mit ihm zu sein, als jener seines Orts ihn durch sein Betragen dazu einladen werde«[1]).

1) Briefe I. S. 96.

Giebt es ein schöneres Zeugniß für die edle Unabhängigkeits- und Freiheitsliebe dieses großen Charakters, der dabei doch die ausgezeichnetsten Fürsten zu seinen Freunden zählte?

Wie er nun die Liebe dieser fürstlichen Gönner für alles Gute und Schöne zu fördern und zu beleben, wie er durch ihre Hülfe bald junge vielversprechende Künstler zu unterstützen, bald Werke der bildenden und zeichnenden Kunst vor dem Untergange zu bewahren und zu größeren Sammlungen zu vereinen suchte, dafür geben die gesammelten Briefe an unzähligen Stellen Zeugniß. Allein obgleich ihm selbst, wie er an den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha schreibt, nichts widerwärtiger war, »als in dem verhaßten Lichte eines Brocanteurs zu erscheinen, der die Werke großer Männer als eine feile Waare ausbiete, und mit dem Verdienste Anderer Markt halte,« obgleich er sagen durfte, »daß er nie ein Blatt von seiner Sammlung an einen Fürsten, noch an einen Privatmann verhandelt, und nur im Auftrage seines fürstlichen Freundes zu Weimar diesem alljährlich für die mäßige Summe von einigen hundert Thalern Zusendungen an Kunstsachen gemacht, und dadurch, daß er ihn an den Unkosten solcher Käufe Antheil nehmen lassen, die eigne Liebhaberei für seine Verhältnisse als Hausvater unschädlich gemacht habe,« so half ihm das alles doch nichts gegen die Verläumderzungen und gemeinen Naturen, deren niedriges Geklätsch in unsern Tagen sogar nach einem halben Jahrhundert durch den Druck erneuert worden ist. Oder kann es wer ohne die tiefste Indignation lesen, wenn der Sohn des alten Böttiger seinen Vater über einen Mann wie Merck sagen läßt: »Merck, den Göthe selbst als seinen ersten Lehrer im **einträglichen** Geniewesen respectirte, trat indeß in Weimar auf. Er predigte Kunstgeschmack, verschacherte Kupferstiche und schnitt sich aus jedem Rohr eine Pfeife. Er logirte einige Zeit bei der Herzogin in Ettersburg, und wußte sich durch seinen beißenden Witz überall in Respect zu setzen, war übrigens Brocanteur und Genie in Eins amalgamirt.« Oder wenn derselbe von einem solchen Manne weiter in seinen Klatschannalen etwa nur zu erzählen weiß: »daß Merck, Kriegszahlmeister in Darmstadt, zu Pferd mit einem ärmlichen Mantelsack und

einem einzigen Frack in Weimar eingeritten, und von Frankfurt bis dahin nicht mehr als einen Dukaten Reiseunkosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt habe.« Daß er ferner, »selbst zweifelnd an der Echtheit seiner Kinder, weil er einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ertappt, die Treue aller übrigen Weiber bezweifelt, überall, wo er Eheglück gefunden, den Samen der Zwietracht ausgestreut« (etwa auch bei Wieland, Jacobi, Carl August, Herder, u. A.?), »und überhaupt eine teuflische Lust daran gefunden, Leute, die sich glücklich fühlten, in ihrem Glücke zu stören, daß ihn Göthe deshalb in seinen Mephistopheles verewigt habe« u. s. w. Ist je das Gedächtniß eines Ehrenmannes schimpflicher geschändet worden, als es hier geschieht? Doch hinweg von diesem Schmutze der Gemeinheit, der mit vollem Rechte durch den Staupbesen der Kritik von der Schwelle unserer Literatur hinweggekehrt worden ist.

Außer der großen Anzahl ausgezeichneter Geister jener Zeit, die uns bereits in diesen Blättern als mehr oder weniger eng verbunden mit Merck entgegengetreten sind, begegnen wir in den »Briefen« noch vielen andern, die nicht weniger sich von dem vielseitigen Manne angezogen fühlten. Dahin gehören von edlen Frauen vor allen Göthe's Mutter, die ihn ihren »lieben Sohn« nannte; ferner Sophie v. la Roche und das Fräulein Luise v. Göchhausen, die geistreiche Hofdame der Herzogin Amalie, in den Weimarschen Kreisen unter dem Namen Thusnelda bekannt; Luise v. Siegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, und vor allen die liebenswürdige Albertine Grün, deren köstliche Briefe, wie Wagner bemerkt, an eine Persönlichkeit ähnlich derjenigen erinnern, welcher Göthe im sechsten Buche von Meisters Lehrjahren die Bekenntnisse einer schönen Seele zuschreibt. Eben so finden wir ihn im brieflichen Verkehr mit den Reisenden Banks und Forster, mit dem großen Philologen und Naturkundigen J. G. Schneider, mit dem Philosophen Hemsterhuys, mit den Naturforschern Camper, Sömmering, Blumenbach, Wyttenbach, Faujas de St. Fond, Saussure, Lichtenberg u. A., so wie mit den ausgezeich-

netsten Künstlern (ich nenne nur Tischbein, Wille, Zentner, Heß, Strack, Hockert, David), Gelehrten, Aerzten, Geschäfts-, Welt- und Staatsmännern. Ja man darf sagen, daß unter den bedeutenderen Zeitgenossen kaum einer gewesen, mit dem Merck nicht zu irgend einer Zeit in näherer oder fernerer Berührung gestanden habe. Daher denn auch unzweifelhaft die aus seinem Nachlasse herausgegebenen Briefsammlungen unter allen ähnlichen Aktenstücken der Literatur und Kulturgeschichte jener denkwürdigen Zeitepoche den ersten Rang einnehmen.

VI.

Mercks Verhältniß zur Kunst und den Künstlern.

In der Zeit der ersten Verbindung mit Göthe, ja schon in den Jahren seines freien akademischen Lebens [1]), hatte Merck die ausgezeichneten Anlagen für das tiefere Verständniß der Kunst durch fleißige Ausübung und gründliches Studium zu bilden begonnen. So erwarb er sich nach und nach den begründeten Ruf einer Kennerschaft, namentlich in Bezug auf Handzeichnungen und Kupferstiche, daß ihm damals in Deutschland vielleicht niemand den ersten Rang streitig machen konnte; wie er denn auch in dieser Hinsicht nicht nur von Göthe und Karl August als Lehrer angesehen, sondern auch von anderen Fürsten und Privaten bei allen bedeutenden Ankäufen zu Rathe gezogen zu werden pflegte, ja selbst eine Art von Kunsthandel über die Grenzen von Deutschland hinaus treiben konnte, bei dem er wenigstens so viel gewann, um, wie er sich ausdrückt, nicht fürchten zu dürfen, durch seine eigene Sammellust seinen Pflichten als Familienvater zu nahe zu treten. Schon früher sahen wir ihn als erwünschten Begleiter kunstliebender Fürsten und Fürstinnen auf ihren Reisen; und mit Recht bemerkt Wagner, daß selbst Meister der Kunst, wie Tischbein, Heß u. a., und Meister der Kunstkritik, wie Herder, sein Urtheil für

1) Man sehe den „Akademischen Briefwechsel.“

das reifste und gediegenste erklärten. Fragmente seiner Kunstansichten hat er in einzelnen Aufsätzen und Berichten im Merkur niedergelegt.

In wie ausgezeichnetem Maße er aber die Kunst in ihren Jüngern unterstützte, dafür geben uns gleichfalls die Briefe und Wagners einleitende Skizze, aus der wir die folgenden Einzelnheiten entheben, ein lebendiges Zeugniß. »Den talentvollen Uhrmacherssohn Leonhard Zentner († 1802 in Frankfurt) sandte er nach Paris in die Schule Wille's, und sorgte dort und nach seiner Rückkehr Jahre lang für leibliche Nahrung und technische Bildung; für mehrere andere, z. B. für die Brüder Mitzenius, honorirte er die Zeichenlehrer und trug die Kosten ihres Unterhalts bei fremden Meistern; seinen vielversprechenden und schon damals Treffliches leistenden Landsmann, Karl Heß[1]), hob und unterstützte er durch Theilnahme, Lob, Rath und That, und veranlaßte ihn namentlich zu dem gelungenen Kupferwerke nach Rembrand. Der geniale Wilhelm Tischbein[2]) verdankte seiner eifrigen Vermittelung die erste rühmliche Anerkennung und Unterstützung von Gotha aus, und blieb ihm dafür zeitlebens mit inniger Liebe verpflichtet. Mit den in Italien lebenden Künstlern Philipp Hackert und Ludwig Strack[3]), sowie mit dem verdienstvollen Alterthumskenner Hirt stand er brieflich in artistischer Verbindung, und besorgte Aufsätze von dem ersteren und letzteren zur Aufnahme in Wielands Merkur. Den Zeichner und Maler Gont aus Berlin beschäftigte er Jahre lang in Darmstadt theils selbst, theils durch Empfehlung an Hof, und ließ durch ihn die Ruinen um Speier aufnehmen, wozu er selbst den Text zu liefern vorhatte; dem ori-

1) Anfangs, wie Wille, nothleidender Schwerdtfeger.

2) Tischbeins Briefe an Merck gehören zu den köstlichsten Juwelen der Sammlung, indem sie, wie schon Gervinus bemerkt, „nicht nur die ganze Liebenswürdigkeit dieser treuen Seele eröffnen, sondern auch durch seine Ansichten von dem, was der ächte Künstler von je hochhielt, und was unsere neue historische Malerei am nothwendigsten bedarf, interessiren und belehren.

3) Einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler seines Jahrhunderts, Vetter Tischbeins, † als Hofmaler zu Oldenburg im Jahr 1836. S. Zeitgenossen № XXX. S. 171—191.

ginellen Zeichner Ramberg suchte er Anerkennung in Weimar zu verschaffen. Der polytechnische Prestel in Frankfurt war Jahrelang einzig damit beschäftigt, die von Merck erhaltenen Kupferstiche und Zeichnungen nachzustechen und in Gouache zu mahlen. Die aus dieser Kunstfabrik hervorgegangenen Arbeiten waren sehr zahlreich und fanden in Deutschland, noch mehr aber in England, ihres guten Effekts wegen großen Beifall, so daß noch im Jahre 1838 eine bedeutende Anzahl neuer Abdrücke nach England verlangt wurde. Die Kupferstecher Göpfert und Felsing in Darmstadt veranlaßte er nicht nur zu manchem Portrait, sondern nahm ihre ganze Kraft und Kunst lange Zeit zum Stich der Kupferplatten für das kleinere und größere Millersche Werk in Anspruch, auf welche Weise es ihm gelang, das große Prachtwerk der Vollendung nahe zu bringen, das nach seinem Tode Borckhausen auf Kosten der Wittwe herausgab. Die beiden tüchtigen Kupferstecher Susemihl zog er im J. 1789 von Cassel, wo ihr Talent nicht entwickelt werden konnte, nach Darmstadt, gab ihnen Wohnung, Gehalt und gute Muster, ließ sie unter seinen Augen arbeiten und brachte ihre Blätter in Umlauf. Der ältere, Konrad, arbeitete anderthalb Jahre für ihn, namentlich Tischbeins Götz von Berlichingen, von dem der Originalkünstler die erste Zeichnung »dem lieben Merck« aus Rom geschickt hatte [1]), und weiß noch immer Mercks belehrende Unterweisung, Rechtlichkeit und Gemüthlichkeit nicht genug zu rühmen. Der jüngere Susemihl, Johann (seit 30 Jahren in Paris unter dem Namen Theodor als Maler, Wachsboussirer und Hochkupferstecher sehr gesucht), wurde nebst dem Hofjäger, nachmaligem Forstmeister Heyer und einem verwaisten talentvollen Jünglinge, dem Merck den Vater zu ersetzen suchte, besonders zum Illuminiren des Millerschen Werkes benutzt. Während des Sommers kam denn Merck um 4 Uhr von seinem Sommeraufenthalt in Arheiligen (einem Dorfe eine Stunde von Darmstadt, wo auch Freund

1) Diese Handzeichnung hängt jetzt im Museum zu Darmstadt und trägt die Unterschrift von des Künstlers Hand: dem lieben Merck gezeichnet von Tischbein.

Borckhausen[1]) und der als Entomolog rühmlichst bekannte Pfarrer Scriba wohnte) in sein Haus in Darmstadt angefahren, ereiferte sich, wenn die Glieder seiner kleinen Akademie nicht schon die goldenen Morgenstunden für die Kunst benutzten, unterwies, besserte, tadelte und lobte jeden nach Verdienst.«

Die Nachweisungen zu den Details dieser inhaltsreichen Skizze sind theils von Wagner a. a. O. aus der Sammlung der Briefe an Merck gegeben, theils können sie aus der neuen Sammlung des Merckschen Briefwechsels mit leichter Mühe vermehrt werden. Wie groß der Umfang seiner eignen Anschauungen im Gebiete der Kunst gewesen — obschon er Italien nie gesehen — ergiebt sich am besten aus den zahlreichen Beschreibungen und Berichten von Gemäldesammlungen und Antikenkabinetten sowohl öffentlichen als privaten, die sich im Merkur zerstreut finden.

VII.

Mercks Verhältniß zu den Naturwissenschaften.

Schon vor seiner Petersburger Reise hatte Merck sich einzelnen Theilen der Naturwissenschaft mit Neigung zugewendet, und insbesondere dem Studium der Botanik und Mineralogie eine Aufmerksamkeit geschenkt, deren Resultate bei Männern von Fach die größten Erwartungen zu erregen geeignet waren. So schreibt ihm im Jahre 1782 der berühmte Geologe Faujas de St. Fond, daß man jetzt, da er, Merck, sich damit abgebe, eine ausgezeichnete Geschichte der Vulkane in Hessen von seiner Hand erwarten dürfe. Auch hier gingen seine Verbindungen durch halb Europa, und von der Schweiz bis in den Norden, nach Dänemark und Norwegen hinab, wußte er sich mit Gelehrten und Liebhabern in Rapport zu setzen[2]), während er bei seiner Reiselust und Beweglichkeit, unterstützt durch Vermögen und Muße, bald hier bald dort war, wo es etwas in dieser Art zu schauen und zu beobachten gab. Man könnte ihn recht eigentlich einen fahrenden Ritter der Wissen-

1) Man sehe die Anmerkung Wagners, Briefe I. S. 497.
2) Briefe II. S. 167.

schaft und Kunst nennen, da er seine zahlreichen Reisen meist zu Pferde, nur mit dem Nothwendigsten versehen, machte. »Wo in der Nähe und Ferne,« erzählt Wagner, »an Menschen oder in der Natur etwas Seltenes zu betrachten und kennen zu lernen war, da trug ihn sein Schweißfuchs hin, um selbst zu schauen und zu prüfen, dem Aechten Anerkennung zu verschaffen, und das Falsche, Schwache, Blendende mit allem Freimuthe jugendlicher Kühnheit ans Licht zu ziehen und in seiner Blöße darzustellen.« In der Beziehung mag Wieland von ihm gesagt haben: »er könne wohl selbst Ulrich von Hutten während seiner Wanderung auf diesem Erdenrunde gewesen sein.«

Seit dem Jahre 1782 aber wandte sich Merck, durch die Anschauung reicher Naturalienkabinette, namentlich der Kruseschen Schätze in Petersburg, schon früher mehr und mehr auf die Erforschung der Spuren vorweltlicher Geschöpfe und ihrer Bildungen hingerichtet, fast ausschließlich der Osteologie vorweltlicher Thiere zu. »Sie machte seit 1782 das Glück seines Lebens aus«[1]); und alle früheren Neigungen traten dagegen zuletzt völlig in den Hintergrund. »Ihr weihte er seine ungetheilten Kräfte, die jedem Fache, dem sie unzersplittert zugewandt waren, Licht und Wachsthum bringen mußten.« Nach allen Seiten knüpfte er Verbindungen mit Naturfreunden an. Was in Deutschland auf diesem Felde zu Tag gefördert wurde, mußte sich seiner Autopsie und Prüfung unterwerfen. Die ganze an interessanten Resten einer solchen frühern Welt reiche Rhein- und Neckargegend wurde durchstreift und so zu sagen unterminirt, überall hatte er seine dienenden und spürenden Geister auf die Wache gestellt. Er scheute dabei weder Mühe noch Kosten, und schon nach zwei Jahren war es seiner scharfsichtigen Thätigkeit gelungen, »bereits mehr Beweise und Beispiele in Händen zu haben, als die Anzahl derjenigen ausmachte, die man vorher in Deutschland aus Büchern kannte«[2]). Seine Wißbe-

1) I Lettre sur les Os fossiles p. 4. bei Wagner Einleitung S. XXV ff., aus der wir das Hierhergehörige zu entnehmen uns erlauben.

2) Er sagt dies selbst in seinem Aufsatz über den Ursprung der Fossilien in Deutschland (Merkur v. J. 1781. I. S. 51).

gierde trieb ihn zu Camper, dem berühmtesten Anatomen jener Zeit. Eine ganze Woche war er mit ihm in seinem Cabinette zusammen, und wiewohl er seine Reise mit einem hitzigen Fieber bezahlen mußte, so wiederholte er doch im nächsten Jahre seinen Besuch.

Auf diesen Reisen nach Holland sah, manipulirte und zeichnete er auch die Skelete von allen Arten der Cetaceen des Linnéischen Systems, und es gelang ihm sogar, sich in den Besitz einer Species zu setzen, die Linné nicht kannte. Die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, angeborner durch Uebung erhöhter Scharfsinn und brennender Eifer ließen ihn bald helle Ansichten gewinnen und gaben ihm Beruf zu weiteren kühnen Forschungen. Göthe, der, wie wir sahen, an diesen Bestrebungen seines Freundes eifrig Theil nahm, verglich ihn der Grille oder Nachtigall der Alten, die, von wenig Thau genährt, ihr liebliches Lied anstimme und ringsum die Gegend beherrsche[1]), und Camper, der mit dem Lobe so wenig freigebig war wie mit dem Gelde, erklärte: »Merck mache Riesenschritte als Osteolog und Physiolog.« Wirklich gelang es ihm, mit Campern manche Entdeckung zu machen, und dieser räumt ihm geradezu in der Odontologie einen Platz neben sich und über Sömmering ein. Sein osteologisches Cabinet wuchs durch seine unermüdete Thätigkeit, nicht unbedeutenden Kostenaufwand, zum Theil auch durch Geschenke von La Roche, Berolдingen, dem Pfarrer Scriba u. A. zu einer Sammlung, der man damals keine andere an die Seite stellen konnte, und bildete nach seinem Tode, wo es der Großherzog Ludwig ankaufte, den Grund und, in den Gattungen des Rhinoceros

1) Göthe an Merck im Mai 1783. Merck hatte den petrificirten Kopf eines Alligators für 20 Louisd'or erstanden, der jetzt zu den werthvollsten Stücken des Darmstädtischen Fossiliencabinets gehört. Dazu schreibt Göthe: »Du bist zu loben, daß Du den famosen Krokodilskopf weggeschnappt hast. Ich gönne Dir ihn am liebsten, da Dich so etwas herzlich interessirt und Du:

'ολίγην δρόσον πεπωκώς
βασιλεὺς ὅπως ἀείδεις,

wir hingegen dem Leviathan zu vergleichen sind, der den Strom verschlingt und sein nicht achtet. Besonders seitdem ich die Rolle des Al Hafi übernommen habe, muß ich ganz andern Betrachtungen nachhängen.«

und Elephanten aus dem Diluvium, noch immer den Hauptbestandtheil des in seiner Art einzigen Fossiliencabinets in Darmstadt; über dessen Besuch im Jahre 1814 Göthe sich äußert: »Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, und durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers gesammelt und gesichtet liegen.« Sein eigenhändiges Verzeichniß seiner Fossilkörper führt 96 größere und kleinere Stücke auf, und schließt mit der interessanten Bemerkung: »Ich setze noch immer meine Nachforschungen von Elephanten, Rhinoceros u. s. w. fort, und bin weit über 300 Elephanten und einige 30 Rhinoceros fortgerückt, die ich alle fossil in Deutschland gefunden habe, das *Incognitum* am Ohio (Mastodon giganteus), den *Crocodilus longirostris*, der nur am Ganges zu Hause ist, und große Asowsche Fledermäuse (?) ohngerechnet. Nun gehe ich zu der *Flora antediluviana* fort, die noch merkwürdiger ist.«

»Sind gleich Mercks Untersuchungen in der Osteologie vorweltlicher Thiere, so wie alle früheren, gleichzeitigen und späteren durch das Licht, das Cuvier angezündet, in Schatten gestellt, oder gleich Bächen in den Strom von dessen *Ossemens fossiles* geflossen, so bleibt ihnen doch das hohe Verdienst, tüchtig vorgearbeitet, mächtig angeregt, Sammlungen veranlaßt und der Wissenschaft Schätze erhalten zu haben, die ohne sie zerstört worden oder unberücksichtigt geblieben wären. Seine drei Briefe sur les os fossiles werden ihm einen nicht untergeordneten Rang unter den Naturforschern seiner Zeit sichern, und können als Beweis dienen, wie schnell sein klarer Geist auch auf dunklem Felde heimisch wurde. Es kann ihm so wenig wie seinen Vorgängern, bei der damaligen Dürftigkeit osteologischer Sammlungen zum Vorwurf gereichen, daß er die Fauna der Urwelt für eine ähnliche, wenn nicht gleiche, mit der jetzigen hielt, und alle seine Entdeckungen nach der Weise seiner Zeit, über die sich nur Sömmering theilweise erhob, auf bekannte Formen der Jetztwelt zurückzuführen suchte.«

»In Anerkennung seiner Verdienste um die Naturwissenschaft ward Merck sowohl von der Gesellschaft der Mineralo-

gen, welche die Herren v. Trebra und Born gestiftet, als auch von der **Société des sciences physiques** in Lausanne zu ihrem wirklichen Mitgliede gewählt; um sein Andenken zu ehren, fand sich noch im Jahre 1834 die kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher in Breslau bewogen, einer alten Sitte gemäß, ihrem neu ernannten Mitgliede, dem Herrn **Dr.** J. J. Kaup in Darmstadt, dessen **Ossemens fossiles des Mammifères inconnus qui se trouvent au Muséum de Darmstadt** das von Merck gewonnene Feld nun weiter kultiviren, den Beinamen Merck zu geben, um auch die Namen der Männer aneinander zu reihen, deren Kenntniß und Bemühung die hiesige (Darmstädter) Sammlung fossiler Thierreste begründet, erweitert, beschrieben und zu der bedeutendsten ihrer Art in Deutschland erhoben haben.«

Bei allen diesen so mannigfachen Bestrebungen und Leistungen, die schon einzeln eines Menschen Leben ausfüllen könnten, fand Mercks außerordentliche Thätigkeit und rastlose Betriebsamkeit doch noch Zeit, sich mit Angelegenheiten der Industrie zu beschäftigen, für die er von Jugend auf ein reges Interesse gehabt hatte. Kaum glaublich erscheint es hier, wenn wir bei Wagner lesen, wie er in dem Streben für sich und sein Vaterland auch auf diesem Felde die Vortheile zu gewinnen, die er an andern Orten aus gewissen industriellen Unternehmungen entspringen sah, bald eine Buchdruckerei, bald eine Kattundruckerei, bald eine große Bleichanstalt und eine Baumwollenspinnerei in Darmstadt errichtete, bei welcher letztern er hauptsächlich die Beschäftigung armer Soldatenkinder im Auge hatte. »Vieles, sagt Wagner, was jetzt unsere Gewerbevereine zu realisiren rühmlich bemüht sind, unternahm er schon damals allein. Theoretische Kenntnisse ins Leben einzuführen, die Anwendbarkeit neuer Erfindungen zu versuchen, was sich in der Fremde bewährt in der Heimath nachzubilden, kurz industrielles Leben zu wecken, die Ideen und Kräfte der Menschen in wohlthätigen Umlauf und Austausch zu setzen, das war das schöne Ziel, nach welchem er mit großer Selbstaufopferung rang.« Und wenn freilich fast alle jene Unternehmungen ihm früher oder später

fehl schlugen, oder doch nicht die gehofften Erfolge gewährten, je mehrfach auch beträchtliche Verluste für den Unternehmer herbeiführten, weil ihm entweder Niemand unter die Arme griff und sein eigenes Vermögen nicht zureichte, allen Bedürfnissen schnell abzuhelfen, oder auch seine eigene Rastlosigkeit vielleicht allzuschnell von dem Einen zum Andern eilte, und das Eine über dem Andern vernachlässigte — so kann dies Schicksal, welches er übrigens mit bei weiten den meisten unternehmungslustigen Menschen, die gleich ihm erst die Bahn zu brechen haben, theilt, doch sein Verdienst nicht schmälern, seinen Ruhm auch hier nicht verringern.

Ueberblicken wir vielmehr noch einmal diejenigen verschiedenen Richtungen der Thätigkeit des wunderbaren Mannes, welche in dem Bisherigen kurz angedeutet worden sind, so werden wir unsere Bewunderung dem außerordentlichen Umfange derselben nicht versagen können. Hier erscheint uns *Merck* recht eigentlich als das äußerlich und innerlich treibende und anregende, weckende und fördernde Princip des Kreises und der Epoche, welcher er angehörte. Jenes Wort des alten griechischen Denkers ὁ βιός πρᾶξίς ἐστιν, sehen wir hier im vollsten Umfange erfüllt. *Mercks ganzes Leben war eine That.* Nicht das ποιεῖν, sondern das πράττειν war vorzugsweise die Aufgabe dieser großen Natur. Aber zu dem Einen wie zu dem Andern die vorzüglichsten Geister seiner Zeit anzuregen, in beiden sie zu fördern, war die ihm vom Schicksal zugedachte Bestimmung. Und wer mag hintreten und sagen, *daß er sie nicht glänzend erfüllt hat!*

Der große Geist, von dem an eine neue Aera unserer Literatur und Geistescultur datirt, gesteht, daß dieser Mann den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung, auf sein Leben und Thun gehabt, und wir haben gesehen, von *welcher* Art dieser Einfluß gewesen.

Er *hat* mit den Edelsten, und *für* die Edelsten seiner Zeit gelebt und gestrebt, und wer wie er

den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

VIII.

Schluß.

Mercks letzte Lebensjahre trübten sich mehr und mehr. Er war ein Starker, darum ward ihm vom Schicksal viel zu tragen auferlegt. Ein zärtlicher Vater, mußte er von sieben blühenden Kindern bis zum Jahre 1789 fünf sich durch den Tod entrissen sehen, und es gehörte sein mächtiger Geist dazu, aus solchem Jammer sich wieder emporzurichten. Wäre es außerdem wahr, daß Untreue seines Weibes ihm auch den letzten Trost des häuslichen Glückes vergiftet, wie dies Böttiger in rohester Weise erzählt, so wäre das Geschick des Mannes furchtbar zu nennen. Freilich scheint es kaum glaublich; denn noch aus Mercks letzten Lebensjahren finden sich Briefe von ihm an seine Gattin, deren ganzer Ton auf ein herzliches Verhältniß schließen läßt. Allein gewisse Anspielungen in den Briefen Wielands und der Herzogin Amalie, besonders aber eine aus achtbarster Quelle uns zugekommene Mittheilung, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß die von Göthe eben so zart als kräftig berührte düstere Stimmung Mercks bei seiner Rückkehr von der Petersburger Reise, durch die Einsicht in eine unselige Verirrung seiner Gattin entstanden war; eine Verirrung, die sowohl damals wie auch später zur ungeheuren Last für ihn nach Innen und Außen wurde, und wohl mit den Grund zu jener schwermüthigen Verdüsterung seiner Seele legte, der er später als Opfer erlag.

Tief beugte ihn der frühe Tod (im J. 1784) seines geliebtesten Jugendfreundes von Schrautenbach. Was dieser seinem Herzen gewesen, ersieht man am besten aus dem, was der Herzog von Weimar und Göthe ihm darüber Tröstliches sagen. »Schrautenbachs Tod, (schreibt der Erstere v. 13. Aug. 1783) ist mir und zumal meiner Frau sehr empfindlich gewesen. Mir war er's doppelt, als in Rücksicht auf Sie mit. Er war so viel ich weiß sonst, wo nicht gar ganz der einzige Mensch, mit dem Sie vertraut lebten, und dem Sie Sich mittheilen konnten. Sie haben seit einigen Jahren sehr empfindliche Verluste erlitten. Ich kann nicht sagen, wie sehr mir die Trennung, auf Gott weiß wie lange, von diesem wei=

sen, schönen, feinfühlenden Menschen wehe gethan hat. »Man räsonnirt sich so das ganze Jahr über dergleichen Fälle vor, und wenns zum Treffen kommt, so ist man so wenig an dergleichen Scheidungen gewöhnt, als wie das best' vorbereitetste Kind aufs Medicineinnehmen.« Und eben so schreibt einige Tage später Göthe an denselben: »S.'s Tod hat uns alle gerührt, und Du wirst sehr bedauert. So lang die besten Menschen leben, genießt man sie nicht, und wenn sie sterben, gafft man ihnen nach.«

Seit diesem Verluste verdüsterte sich Mercks Gemüth auffallend. Er fühlte sich so vereinsamt und liebeverlassen, daß er im Anfange des Jahrs 1784 an Wieland schrieb, »wie jetzt seine Elephantenknochen und sein Hund sein einziger Trost im Leben und Sterben sein sollten«[1]); und wirklich hängt sein gänzliches sich Versenken in das Studium der Osteologie vorweltlicher Thiere in den letzten Jahren seines Lebens, wobei er fast für jedes andere Interesse abstarb, genau mit jenem Gemüthszustande zusammen, in welchem er mit aller Anstrengung seines Geistes nach Selbstvergessenheit rang. Auch die alten Genossen traten ihm ferner, Wielands Briefe wurden seltner, Göthe und die Herzogin Amalie gingen nach Italien. Seine Reisen nach Weimar hörten auf und Wallfahrten nach Holland zu Camper traten an ihre Stelle.

Bittere Erfahrungen und harte Täuschungen konnten in dem Leben eines Mannes nicht fehlen, der, wie Merck, mit Welt und Menschen in so vielfache Berührung gekommen und vermöge seines tiefeindringenden Scharfsinns nur zu befähigt war, das verworrene Getriebe menschlicher Leidenschaften, und die verstecktesten Motive menschlicher Handlungen zu durchschauen. Merck aber besaß Alles, nur nicht jene mephistophelische Kälte, die innerhalb der eignen Verstandesüberlegenheit in der Erkenntniß »alles Eitlen dieser zeitlichen und geistigen Herrlichkeit« nur einen Genuß und eine Befriedigung ihrer Subjectivität findet, und unzugänglich dem edlen Schmerz einer reineren Seele sich an dem Flackerfeuer des Negirens erwärmt. Und doch hat man, auf den Grund einiger miß-

1) Briefe II. S. 231. ff.

verstandenen Göthischen Aeußerungen, diese mephistophelische Natur in einem Manne finden wollen, dessen große Empfänglichkeit und Zartsinnigkeit für alles menschlich Gute und Reine, bei natürlicher Geneigtheit zu lieben und sich hinzugeben«[1]), ihm die Herzen der edelsten Menschen verband. »Es ist mir,« schreibt Wieland einmal, »als könne ich in Deine Seele hineinfühlen, und ich möchte die Wundenmale küssen können, die Ursache sind, daß einem Herzen, wie das Deinige, bei jeder nicht allzugewöhnlichen Aeußerung von Gutmüthigkeit so wunderlich zu Muthe wird, ordentlich als ob Du ängstlich fürchtest, es möchte nur eine Illusion sein! Guter herrlicher Mensch! was mußt Du gelitten haben, um dahin zu kommen. — Ich darf nichts mehr davon sagen; aber wenn ich Dir untreu werde, so habe ich vorher meine Frau vergiftet und meine sieben Kinder erwürgt.« Wir wollen ähnliche Aeußerungen anderer Freunde nicht häufen, sondern nur noch einige wenige Züge für die tiefe Innigkeit seines Gemüths und die Wärme seines edlen Herzens sprechen lassen.

Als Leuchsenring, der von Merck und Göthe so bitter gegeißelte, einige Jahre später krank und bekümmert und ohne Geld in Paris lebte, wendete sich seine alte Freundin La Roche mit ihren Klagen und Hülferufen an Merck und sagt am Schlusse ihres Briefes: »Dieß Alles muß Ihnen zeigen, daß ich Sie kenne, wie schrieb ich sonst von Leuchsenring an Sie?« Freilich stimmte sein Ton nicht zu der damals beliebten Jacobi-Gleimschen Liebes- und Freundschaftsüberschwänglichkeit, in deren Weise auch Wieland zu Zeiten wohl einzugehen verstand. »Liebe und Freundschaft, schrieb er an den letztern, »sind mir zu heilig, um viel darüber zu reden. Es ist mir schon genug, daß man über Gefühl an Natur und Kunst sich öffentlich erklären muß.« Aber wenn es galt, so war er der Mann, der Alles für seine Freunde einsetzte, und nicht Wieland allein machte davon mehrmals Erfahrungen[2]). Der unglückliche Lenz, dessen er sich annahm, schrieb ihm

1) Worte Wielands. S. Briefe I. S. 151.

2) Man vergl. Briefe I. S. 120, wo Wielands dankerfülltes Herz überströmt.

dankerfüllt[1]): »Bei meiner Jugend, Schwachheit und Thorheit führt mir der Himmel doch immer weise, reife und große Freunde zu, die mich wieder auf die Beine bringen,« und Göthe's Schwager Schlosser hat keinen süßeren Wunsch, als in seines Merck unmittelbarer Nähe sein Leben zu beschließen[2]). »Du hältst immer mehr als Du versprichst und bist immer besser als Du scheinen willst,« und »Du hast einen tollen Tic immer gegen Dich ungerecht zu sein,« ruft ihm Wieland wiederholt zu[3]). Gewiß ist dies eins der bezeichnendsten Worte, die noch über Mercks Charakter gesagt worden sind. —

Im Jahre 1788 trafen ihn große Verluste durch fehlgeschlagene industrielle Unternehmungen, die sein Vermögen zerrütteten, wenn gleich der Edelmuth seines Landesherrn und die thätige Hülfe der Freunde[4]) das Aeußerste abwandten, und ihm, dem Thatkräftigen, wenigstens Zeit gaben, sich selbst zu helfen. Allein der Kummer und Unmuth hierüber, verbunden mit einer schmerzvollen, seine Kräfte erschlaffenden Leberkrankheit untergruben doch mehr und mehr das Fundament seiner Existenz, indem sie ihm die geistige Spannkraft und Entschlossenheit raubten. Noch einmal raffte er sich empor, als ihn, auf den Vorschlag seines Freundes, des Geh. Cabinetssecretairs Schleiermacher, der Landgraf von Hessen mit ehrenden Aufträgen zu Ende des Jahres 1790 nach Paris sandte. Die Hoffnung seiner Freunde, daß durch diese Reise sein Gemüth erheitert und Lebensmuth und Selbstvertrauen wieder geweckt werden möchten, schien glänzend in Erfüllung zu gehn. Ein Brief aus Paris (vom 23. Januar 1791), der letzte und merkwürdigste, ja historisch wichtige, der beiden Sammlungen, ist voll Frische der Anschauung, und der Eindruck der Weltstadt, in der sich in jenen Tagen das Ungeheuerste, Welterschütternde vorbereitete, auf Mercks Gemüth unbeschreiblich. Er fand die Umwandlung des Volks unglaublich. Ganz Paris erschien ihm als »eine große Familie« von einem Geiste beseelt. »Ich

1) Briefe II. S. 51 ff.
2) Briefe I. S. 112.
3) Briefe I. S. 339 v. J. 1782, vergl. Briefe II. S. 129.
4) Man siehe die Briefe II. S. 274—277.

habe," schreibt er, "die Einnahme der Bastille gesehen, ein völlig Shakespearsches Drama, das Göthe nicht besser hätte kalkuliren können. Ich bin in Thränen geschwommen, nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge, sondern wegen der Theilnahme des Publikums. Nichts Erhebliches war da, das nicht zwei, dreimal mußte gesagt werden. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlornen Sohnes Alles hergab, was er im Hause hatte. Die Akteurs übertrafen sich selbst, sie spielten nicht mehr, sie handelten." Sein Herz sympathisirte wie das der edelsten Zeitgenossen mit jener ersten großen Begeisterung für Menschenrecht und für die Sonne der Freiheit, deren erste goldne Strahlen damals in dieser "edelsten That des Jahrhunderts" selbst ein Klopstock zu erblicken meinte. Neben dem trefflichen Maler und Architekten Clerissau ward der edle Republikaner Maler David sein Freund ("kein edleres, wärmeres Herz als das von David giebts nicht," schreibt er). Durch ihn ward er in den Klubb der Jacobiner eingeführt und aufgenommen, "der alle Leute von Genie und warmen Herzen umfaßte." "Hier ist der Ort," schreibt er weiter, "wo der Grundstein zum Wohlsein der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird." So urtheilte noch am Rande des blutigen Abgrundes, in den kaum ein Paar Jahre später die empörte Leidenschaft Frankreich hineinriß, ein Mann, dem an Besonnenheit und Freiheit von aller Schwärmerei, scharfem Verstande, tiefer Einsicht und gesundem politischen Urtheil wenige Zeitgenossen sich gleichstellen durften! —

Die Propaganda erklärt er für ein Unding, das nur in den Zeitungen existirt habe. Er besuchte zum öftern die Assemblée nationale, wo er mit der größten Höflichkeit aufgenommen ward. "An dieses Tableau aber," schreibt er, "leg ich keine Hand, als mündlich, eben so über die Charaktere der meisten handelnden Helden. Mirabeau ist und bleibt der Jupiter der Maschine, und nach ihm Lameth und Camus." Uebrigens fand er überall, trotz der wenigen anwesenden Fremden, ein fröhliches Gewimmel von Menschen neben der größten Ruhe und Ordnung. Vom Herzoge von Orleans sagt er: "er ist als wenn er verreist wäre. Es geht ihm wie

der christlichen Religion, man spricht weder Gutes noch Böses von ihm. Der Hof sieht aus, wie ein Haus wo ein Todter drinnen ist.«

Absichtlich habe ich diese Auszüge aus jenem letzten inhaltreichen Briefe hier mitgetheilt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade sich die Elastizität seines Geistes in diesem geistigen Bade wieder herstellte. Nach glücklicher Erledigung seiner Aufträge, wobei er für seine Privatzwecke und Neigungen die Schätze, welche Paris bot, auszubeuten nicht unterlassen hatte, kehrte er, scheinbar gestärkt an Leib und Seele, tief erregt von dem, was er gesehn und erfahren, nach Darmstadt zurück. »Allein das Grundübel war nur beseitigt, nicht gehoben, und mit dem Wiedereintritt in die alten Verhältnisse und Zustände kehrte die düstere Stimmung mit erneuter Gewalt wieder zurück. Sein amtlicher Beruf, obgleich er ihm für seine sonstige vielfache Thätigkeit die erwünschteste Muße zu gewähren geeignet war, hatte doch schon früher unter jener zerstreueenden Masse fremdartiger Beschäftigungen leiden müssen. Auch war ihm der bloße Verkehr mit Zahlen und Rollen zuwider, pünktliche Ordnung fremd, die dringenden Arbeiten für seine vielen Unternehmungen und Neigungen wuchsen ihm oft zu Haufen an, flüchtig entledigte er sich seiner Berufsgeschäfte, und behielt die genauere Besorgung freierer Stunden vor. Eins drängte das Andere, Vieles blieb ungeordnet, immer schwieriger und lästiger wurde das Aufarbeiten. Der Zustand seiner Rechnungsbücher blieb kein Geheimniß, man mißbrauchte sein Vertrauen, seine Nachlässigkeit und Zerstreutheit, und nach seinem Tode ergab es sich, daß Manche wirklich ihre Forderungen an die Kriegscasse sich zweimal ja dreimal hatten entrichten lassen«[1]).

So gesellte sich denn bei zunehmender Verdüsterung seiner Seelenstimmung auch die quälende Unruhe über einen möglichen Receß der ihm anvertrauten Casse zu seinen andern körperlichen und geistigen Leiden. Er glaubte sich der Gefahr eines schimpflichen Banquerottes nahe, obschon sich später auswies, daß seine eignen Angelegenheiten gar nicht so schlecht

1) Wagner Einleit. Briefe I. S. XXXI.

standen, und die nach seinem Tode angestellte Untersuchung der Kriegscasse statt Deficits noch einen Ueberschuß ergab[1]).

Endlich erlag seine Kraft diesen Stürmen körperlicher und geistiger Leiden, und der Mann, »der in den Zeiten seiner Energie sich ins Ungeheure zu schicken verstand,« endete am 27. Juni 1791 sein Leben durch Selbstmord.

In Schlichtegrolls Nekrolog der Deutschen auf das Jahr 1791 S. 332 heißt es: »Den 27. Juni 1791 starb zu Darmstadt der Kriegsrath Johann Heinrich Merck, im 50sten Jahre seines Alters: ein Mann von weitumfassenden Talenten, der mit der Kenntniß der vornehmsten neueren Sprachen und der schönen Literatur tiefe Einsichten in die Naturgeschichte verband, dessen Schriften, die das Publikum mit Beifall aufgenommen hat, nur den kleinsten Theil dessen darstellen, was er war, und der noch mehr geleistet haben würde, wenn er nicht, theils aus Veränderlichkeit des Temperaments seine Lieblingsbeschäftigungen so oft abgeändert, theils dem hohen Ideale von Vollkommenheit in jeder Wissenschaft, das er sich machte, aus Bescheidenheit nicht entsprechen zu können, geglaubt hätte.«

Keiner von seinen Freunden und Zeitgenossen hat dem Leben und Streben dieses Mannes ein würdiges Denkmal gesetzt, auch Göthe nicht, dessen Mittheilungen in Dichtung und Wahrheit doch bis vor wenigen Jahren die einzige Charakteristik dieser merkwürdigen geistigen Erscheinung bildeten.

Vielleicht daß dieser unvollkommne Versuch einen Befähigteren zu jener Pflicht der Pietät und zu einer Arbeit auffordert, die auch nur veranlaßt zu haben als Lohn und Gewinn zu betrachten ist.

1) Göthe bei Eckermann II. S. 333. Wagner a. a. O. S. XXXII.

Zweite Abtheilung.



Ausgewählte Schriften

von

J. H. Merck.

I.

Akademischer Briefwechsel.

I.

1. Werner an Sternberg.

G***.

Da ließ einliegende Briefe, lieber Sternberg, und setze Dich einmal in meine Lage. Sie wollen mich schlechterdings nach Hause haben, und versprechen mich recht gut zu füttern, wenn ich mich ruhig in den Käfig stecken lasse, und mich zur Ergötzlichkeit der Familie von einem Stänglein zum andern bewege. Sie hätten mir das nur nicht vorhersagen, und den Käfig so schön beschreiben sollen, so lange ich in Gottes freier Luft lebe, und die Wahl habe, ob ich zu ihnen heimkehren will oder nicht. Wäre es nicht besser, man bliebe in dem dumpfen Sinn, wie sie alle, und wüßte es nicht anders? Wer zur bürgerlichen Karre verdammt ist, sollte von Jugend auf hineingespannt werden. Da machen sie's in vielen Ländern besser, und erziehen die Leute in den Bureaux, wie Bediente und Jungen, zu Gesellen, und endlich werden sie frei gesprochen, und arbeiten wie Meister. Aber Wir dürfen uns in allen freien Künsten berauschen, dürfen uns an den Quell lebendiger Erkenntniß lagern, und hohes Gefühl von Menschenwürde und Freiheit athmen, — um es nachher feierlich abzuschwören.

Weil es doch nun mit dem Leben zu Ende geht, so dachte ich neulich, ich wollte den Harz noch einmal besuchen. Ich nahm Zimmern zum Zeichnen mit, und wir gingen mit unsern Portefeuillen, wie Jagd-Taschen umgehängt, zu Fuße. Ich weiß nicht, ob der gute Kerl schon mit uns bekannt war, als Du weggiengst. Er ist einer der größten Zeichner, die ich je gesehen habe; und

vielleicht hat keiner alle Verhältnisse und Formen so in seiner Gewalt, und zum schnellen Gebote, wie Er. Er zeichnet Dir in allen Manieren, die Du nur verlangst. In seinem Kopfe stehen fertig Formen von Raphael, von Albr. Dürer, von Buonarotti, von Paolo Veronese, von was Du willst. Neulich zeichnete er mir aus dem Stegreife mit der Diamantspitze auf eine Fürstenberger-Porzellantasse Schaafe ganz in Berghems Manier, und auf die andere Schaafe von Heinrich Rose. Wir rieben es mit Kupfer-Drucker-Schwärze aus, und das Ding hattte sogar seine gehörige Haltung, als wenn's radiert wäre. Und dieser Mensch steht in Gefahr — weil es in Teutschland ist — Hungers zu sterben. Sein ganzer Character ist der leibhaftige Asmus. Er urtheilt eben so wenig, wie Jener, ist eben so bescheiden, eben so unnütz und ungeschickt wie andere Lumpenhunde — — Geld zu machen.

Wir besuchten zuerst Scharzfels, und blieben den Abend beim Mondschein und beim Rauschen des Wassers an der großen Brücke sitzen, nicht weit vom Wirthshaus. Diese diente uns zum Vorgrund und zum Repoussoir des ganzen Gemäldes. Dabei hatten wir die Musik der Hämmer der umliegenden Gegend.

Den andern Morgen gingen wir frühzeitig in die Scharzfelser Höhle. Uns war's diesmal nicht um's Ausgraben von ein Paar Knochen oder Zähnen zu thun, sondern wir wollten wo möglich die Form der Höhle auf's Papier bringen, und große Massen von Clairobscur darstellen. Wir zündeten nicht weit vom Eingange ein hübsches Feuer von Reisern an, und wir hatten die letzte Stufe vom Eingang noch im Gesicht. Es war eine der feierlichsten Scenen meines Lebens, als ich in der Höhle saß. Hier hätte Marcenay sein sollen, als er seiner Zauberin befahl, den Geist Samuels aus der Erde hervorzurufen. Die Menschen, die man durch den Rauch erblickte, sahen alle aus wie entkörpert und aus dem Grab erstanden. Die Wände, die mit ihren tausenderlei Farben streifweise sichtbar und wieder vom Rauche verschlungen wurden, schienen sich zu entfernen, und der Raum erwuchs zu einer Art von Meere. Schade, daß Zimmer noch zu viel Ehrfurcht für's Wahre hat, und daß seine Manier noch nicht genug prononcirt. Er schneidet noch nicht gehörig ab, und thut nicht an Wirkung hinzu: so daß derjenige, der Augen-

zeuge von der Scene war, freilich doppelte Achtung für sein Werk hat; aber derjenige, der abwesend war, nicht alles sieht, was da ist.

Ich war selig im Genuß des Unendlichen — und wünschte es mit guten Menschen zu theilen. Ich dachte an Dich, und an meine Elisa. Das wäre eine Scene zum Malen gewesen, wenn ich dem edlen Mädchen die hohen Stufen in die Höhle herab, wie ein andrer Perseus, die Hand gereicht, und sie mir zitternd, mit flatterndem Gewand und blasser Wange gefolgt wäre, um sich in meine Arme gegen das Ungeheuer, das man le mari nennt, zu retten. Der Kerl hat freilich nichts Monstroses als seinen Wanst, aber seine Prätensionen dagegen sind ungeheuerer. Er verlangt, weil sie seine Frau ist, — sie soll nur an ihm und der Erde kleben, — und dabei allem entsagen, was man Gefühl für's Gute und Edle nennt. Ist das nicht eine bittre Wahrheit, daß alles, was noch in der Welt schmeckt, verbotene Frucht heißt? Indessen der Pursche ungestraft bei Wackern sitzt, und sich's bei der theuern Bouteille wohl sein läßt: sitzen wir in der Laube und lesen Werthern, oder eine Stelle aus Ossian; Wenn sie dann der Schrecken des Herrn beim Schlachtgetümmel und beim Niedersinken der Helden ergreift, und sie an meinen Busen sinkt, und ich ihre Fingerspitzen mit meinen Lippen berühre, — soll das mein Nachbar tadeln können.

Neulich kam ich in ihre Stube! Die Fenster und Vorhänge waren dicht zugemacht. Sie war in Angst und alle Glieder zitterten ihr. Ich fragte um die Ursache. Sie sagte: die Natur ist so wild! Die vorbei rauschende Wolke, die der Wind so schnell jagt, schüttelt die Zweige der Bäume so stark. Es scheint alles zu zerbrechen. Das hat mein Blut so in Bewegung gesetzt.

Nimm damit vorlieb, lieber Sternberg. Vielleicht ist die Portion zu stark für Dich und Deine Umstände gerathen. Denn, wie ich höre, bist du nahe an dem Consistorial-Assessor. Adieu.

№ 1.

(№ 1. ist von meiner Mutter).

Lieber Sohn.

Jetzo kommt die Ostermesse herbei, und wer hätte mir das vorhersagen sollen, daß Du um diese Zeit noch nicht bei uns wärest und daß ich auch nicht einmal wissen sollte, ob Du lebst und gesund bist? Deine Schwester sagt immer: sein sie nur ruhig, Mama, es geht ihm wohl. Er hat keine Zeit zum Schreiben. Er arbeitet zu viel, er ist zu sehr geliebt von seinen Freunden. Das will ich alles gerne glauben, lieben Kinder aber das Herz einer Mutter verlangt, so wenig als es erwartete, doch Etwas. Bedenke nur, liebes Kind, es sind nun bald drei Monate, daß ich Dir die 40 Louisd'or schickte, und ich habe noch keine Quittung, daß es angekommen ist. Mein Bruder Anton sagt immer, er wird schon schreiben, wenn er Geld braucht.

Wir haben den Winter über einen Haufen Projekte gemacht, wie wir Dir eine schöne Stube zurechtmachen wollten. Ich dachte die vorn rechter Hand wäre Dir die Liebste, weil man da auf den Markt sehen kann. Deine Schwester weiß alles besser; die sagte es wäre Dir Leid, wenn Du viel von den Menschen hier zu Lande zu Gesichte kriegtest. Ich sollte die Stube in den Hof zurechtmachen. Die hätte Nordlicht, und das wäre gut zum Zeichnen. Ich hoffe doch nicht, daß Du über dem Malen Dein Haupt-Studium hast liegen lassen.

Wir waren neulich bei dem Herrn Kanzler zum Besuch, und da war auch von Dir die Rede. Ich nahm dabei die Gelegenheit in Acht, Dich der Gnade Sr. Excellenz zu empfehlen, und Sie versprachen mir: daß wenn Du einmal auf dem Platz wärest, und Lust hättest zu arbeiten, so würden Sie für Dich zu sorgen suchen. Aber Du müßtest hübsch von Unten anfangen. Sie hätten auch von der Pique an gedient, und das gäbe die brauchbarsten Leute. Vor ihren Zeiten wäre zwar der Mißbrauch eingeschlichen, daß man die Leute von der Akademie an sogleich zu Assessoren angestellt hätte. Allein die Collegia empfänden's nunmehr, und mit Ihrem Willen sollte dieß nicht mehr geschehen.

Ich hoffe doch, daß Du mit dem überschickten Gelde zu Deinem Abzuge reichen wirst. Die Einnahme vom Gütchen,

so abgedroschen als Dir auch dieser Text scheinen mag, war dieses Jahr ungleich schlechter bei uns als seit langer Zeit. Es ist im Grunde ein Mißjahr gewesen, ob man gleich auswärts glaubt, es wäre alles überflüssig gerathen. Der Gesindelohn geht fort, der Wagner und Zimmermann wollen bezahlt seyn, die herrschaftlichen Abgaben auch. Und doch kann man nichts versilbern. Es ist nirgends mit der Frucht ein Abzug. Da sind die preußischen Zölle in Wesel Schuld daran. Auch das trockne Obst mag niemand. Der Wein hat, wie du weißt, doppelt in's Maaß gegeben, allein dafür ist er von schlechterer Qualität. Es scheut sich Jedermann zu kaufen. Alle Keller sind überladen, und man sieht niemand, der nur nachfragt. Man hatte sich Hoffnung gemacht, es wartete Jedermann auf den Ablaß, allein nunmehr hat dies auch fehlgeschlagen.

Hört man gar nicht bei Euch, ob's mit dem Krieg in Amerika ein Ende nehmen will? Man kann das Geld für den Caffee und Zucker nicht mehr erschwingen. Trinkt man denn auch bei Euch Cichorien? Ich befinde mich wohl dabei, denn es ist eine wahre Magenstärkung. Deine Schwester sagt zwar immer, es fehle das Balsamische, und der Geist erhalte keine Nahrung dadurch. Hast du keine Nachricht von Herrn Sternberg, wie's ihm bei uns im Herbste gefallen hatte? Es ist ein feiner junger Mensch, und vielleicht hat Dir Deine Schwester schon geschrieben, daß er uns recht wohl gefallen hat. Nur mit dem frischen Fleische hatten wir ein wenig Noth; denn wenn wir allein sind, lassen wir wenig aus der Stadt kommen.

Sag mir doch im Vertrauen, lieber Sohn, hat Dir Deine Schwester nichts von einer Heirath geschrieben, die wir mit ihr vorgehabt haben? Ich glaube es wäre gegangen, wenn der Sternberg nicht in's Spiel gekommen wäre. Der junge Reinhard hat das Gut von seinem Vater in Dohle übernommen, und da er sich bloß auf Landwirthschaft applicirt hat, ist das Gut jetzo in doppeltem Ertrag. Er hat gegen 60 Stück Rindvieh und, Jahr aus Jahr ein drei Branntweinblasen. Er macht in Einem Jahr mehr Dünger, als sonst in zehn nicht ist gemacht worden. Er hat bei meinem Bruder förmlich um Deine Schwester angehalten, und das kam durch einen Brief, den er irgendwo von ihr gesehen hatte. Wenn sie nur Alles sonst so gut machte, als sie schreibt.

Das Unglück ist nur, sie hat gar keine Neigung zu dem jungen Menschen, und sie wäre doch auf ihr Leben bei ihm versorgt. Er ist ein trefflicher Wirth und kann seinen Knechten Alles angeben, wenn und wie sie's thun sollen. Wenn die Noth an Mann geht, wirft er seine Schweine und Stiere selbst.

Nun wir hoffen bald auf gute Nachricht von Deiner Ankunft. Deine Schwester und ich sind neulich, da das Wetter trocken ward, auf Reminiscere, zu Gottes Tisch gegangen. Es war das Evangelium vom Cananäischen Weiblein, und der Herr Superintendent legte den Text fürtrefflich aus. Es war mir ganz wehmüthig um's Herz, wenn ich daran dachte, wie lange her es wäre, daß Du, mein lieber Sohn, dieses gute Werk nicht mit uns vorgenommen hättest. Ich empfehle Dich in den Schutz des Höchsten und bin Deine treue Mutter

N. T.

№ 2.

Hochzuehrender Herr,
Werthester Herr Neveu!

Es ist schon lange Zeit, daß wir nichts von Ihrem Wohlbefinden vernommen haben. Indessen tröste ich meine Schwester, wenn ihr die Geduld ausreißen will, damit, daß ich ihr sage, daß sich die jungen Herren immer wohl befinden, wenn man ihnen nur fleißig schickt, was sie verlangen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung? Ich weiß auch, wie Einem zu Muthe ist, wenn man noch keine Frau am Halse hat. Die Jahre kommen nicht wieder, und man geht nur Einmal auf Akademien. Man kommt noch immer zeitig genug in's Joch. Indessen muß es auch einmal sein, daß man an das Solide denkt. Das Vaterland hat noch keinen ausgetrieben, und geschickte Leute braucht man zu allen Zeiten. Wir haben uns alle schon oft die Köpfe zerbrochen, an welchem Ende Sie's eigentlich angreifen sollen, wenn Sie nach Hause kommen. Und ich muß aufrichtig gestehen, ich habe hierin so meine besondere Meinung. Da stimmen einige für den Advocaten-Stand. Das ist aber zu weitläuftig, und würde Sie beständig an die Stadt heften. Andere wollen haben, Sie sollen den Acceß bei der Regierung suchen. Da können Sie zehn Jahre mit

einem Federmesser und einem Calender dienen. Meine Meinung ist ohnmaßgeblich diese: Sie suchen eine tüchtige Landbedienung, und zwar eine solche, wo Sie die Verwaltung Ihres Gütchens nicht nöthig haben, fremden Händen zu übertragen. Die Beamten bei uns sind doch die Leute, die eigentlich das Land regieren, so wenig man's ihnen äußerlich ansieht, und dabei sind's noch die einzigen freien Leute. Freilich sind der Rescripte von allen Collegiis kein Ende. Allein dafür muß man auch auf ihren Bericht fußen, und am Ende steht Wohl und Weh in ihrer Hand. Die Herren in der Stadt, die so gern ihre Namen unterschreiben, meinen, Sie wären die Herren: allein sie bedenken nicht, daß sie eigentlich nur das expediren, was ihnen der Beamte im Berichte vorgeschrieben hat. Nun, was meinen Sie? so eine tüchtige Beamtenstelle, und eine hübsche, junge, reiche Frau dazu, und Fourage auf ein paar Pferde, das wäre doch kein Hinwurf nicht? Neulich war ich bei dem Herrn Amtmann Arends, und da ward Ihre Gesundheit getrunken. Diesem Mann ist schon seit lange her seine Rentherei zur Last, und ich glaube, er träte sie gerne in favorem eines künftigen Schwiegersohnes ab. Das wäre so eine Gelegenheit, sich zu wichtigern Geschäften vorzubereiten. Und dabei ist das Mädchen nicht zu verachten. Der Alte muß das Mütterliche gleich herausgeben. Und sie ist auch keine Verschwenderin nicht. Sie trägt keine Handschuhe im Hause, und greift selbst in's Wasser, wenn Noth an Mann geht. Bei so einer Frau kann ein ehrlicher Mann bestehen. Sie hatte sonsten eine feine Taille. Die letzten Jahre her aber ist sie ein wenig stark geworden. Das wird aber schon vergehen, wenn sie in's Kreuz kommt.

Doch das Alles in parodo. Sie werden meine gute Meinung verzeihen, und dabei doch thun, was Ihnen am besten dünkt, wie wir's alle machen.

Ich bin meines Hochzuehrenden Herrn und Neveu u. s. w.

K.

P. S. Mein Bruder der Legations-Rath, empfiehlt sich, und wird nächstens schreiben.

---

2. Werner an Sternberg.

G***.

Lieber Sternberg, Du bekommst nächstens ein großes Werk von mir zu sehen. Ich habe Dir die Stolzenburg radiert, und Dir soll's auch zugeeignet werden. Was man nicht lernt mit der Nadel! das kannst du Dir nicht vorstellen. Da sieht man erst, wie sich überall die feinsten Reflexe anbringen lassen. Ich gehe nun auf allen Wegen und Stegen mit dem Hohlspiegel spatzieren. Was sich da dem Beobachter für eine Welt öffnet! Ich glaube die Niederländer haben alle nicht anders studiert. Ich habe ihn an den grausen Wintertagen und den ödesten Gegenden probiert, und überall hat Mutter Natur ihr ewiges Gesetz von Haltung ausgeübt. Die ärmste Gegend wird dadurch interessant, und überall ist Gottes Licht: man muß es nur packen können. So wie die Juden sagen: das Geld ist in der Welt, wer es nur zu halten weiß.

Ich habe mich eine Woche über dem Radieren eingeschlossen, und meine Leute im Hause haben sagen müssen, ich wäre verreißt. Was Dir aber dieß für einen teuflischen Spektatel gegeben hat! Die Philister gingen zum Prorektor, und übergaben förmlich meinen statum passivum. Mein Vetter, der Professor W**, der sonst zu nichts gut ist, als neue Mähren an die Eltern zu schreiben, nahm sich aber dießmal meiner an, und sprach so halb und halb gut für mich, damit sie mir die Thür nicht erbrachen. Ich hätte den Tropf sehen mögen, wie er einem ehrlichen Kerl das Wort geredet hat! Ich glaube, er hat's als ein Pinsel gethan, und erst Stryk de Cautelis nachgelesen. Ich denke es giebt gewisse Kerls, die haben immer Unrecht, und wenn sie auch bis an den Hals in's Wasser gehen, um einem andern die Hand zu bieten, der ersaufen will. Wenigstens krähen sie nachher, und gebärden sich, als wenn sie der Welt ein goldnes Ey gelegt hätten.

Ich suche nun nach und nach meine Manichäer zu befriedigen. Es kränkt mich aber doch, wenn man die schönen Füchse so um Nichts und wieder nichts aus der Hand lassen muß. Meinem Haus-Philister, ob der gleich die meiste Sicherheit hat, mußte ich zuerst blechen, damit er mich nur nicht den andern verrieth. Sodann kam die Reihe an den Pferdehengst. Der ist der ehrlichste

von allen, und ob er gleich in seinem Leben so oft ist geprellt worden, so traut er doch immer wieder. Dem habe ich auch alle gute vollwichtige Braunschweiger ausgesucht. Ich habe nun das Räppchen mit den weißen Hinterfüßen auf die ganze Zeit, daß ich noch im Leben sein werde, in meinen Sold genommen, und es trägt mich überall mit Freuden hin. Neulich ritt ich nach zwei Uhr weg, und war Dir Abends noch vor Nacht in Clausthal in der Krone. Der ehrliche Falkenberg grüßt Dich. Er malt jetzo recht artig in Wasserfarbe. Ich habe neulich in seiner Gesellschaft den Weg nach dem neuen Zechhause, wenn man nach Lehrbach geht, gezeichnet. Das Ding nimmt sich, bloß wegen der enormen Massen, auch ohne allen Schatten und Licht ungemein aus. Ich hätte gerne auch den Brocken bestiegen, und aus dem Wirthshaus oben noch einmal den Aufgang der Sonne mit einem Stolbergischen Hymnus begrüßt. Es war aber vor Schnee und Eis noch nicht fortzukommen.

Hat Dir Wähler das Päckchen Zeichnungen überbracht? und hast Du ihm auf die Hände gesehen? wie ihm der Zeigefinger krumm stehet von dem vielen Hefte-Schreiben? Wer doch gegen diese Sünde wider sich selbst ein Buch schreiben wollte, wie Tissot gegen die andre Sünde geschrieben hat! aber doch mit Circumspection, damit nicht jemand die Sünde daraus lernen könnte, der sie noch nicht weiß! Die Kerls, die die großen Portefeuillen aus einer Stunde in die andre und aus einer Straße in die andre tragen, sehen alle aus als wie verwünscht. Sie haben keinen Blutstropfen im Gesicht, und um die Augen haben sie einen Kreis, als wenn sie wie Hercules in einer Nacht fünfzig Thaten gethan hätten. Dafür will ich lieber in Cassel auf der Redoute veillirt, und an eine hübsche Frau mein Geld verspielt haben. Wenn man denn die Louisd'ors flinkern läßt, so begegnen sie einem doch mit Respect, die vornehmen Weiber ziehen einem einen Stuhl herbei, und der Croupier ruft einem auch wohl zu: Mylord, Sie haben ein Plié zu machen.

Ich möchte wissen, wo das herkommen mag? wo ich hinkomme, nennen mich die Leute Baron, in Münden, in Cassel, in Heiligenstadt, in Pyrmont. Und ich nenne mich doch überall schlechtweg mit meinem Namen. Es kommt nicht, wie Dein Bruder sagte, von dem Vornehm-Aussehen: sondern wenn man

sich honett aufführt, so begegnen einem die Leute so. Ich fodere alles bittweise, und schikaniere keinen Kerl über seine Zettel, und den Mägden und Knechten geb' ich ihr Trinkgeld richtig. Siehst Du, das prägt Respect ein, und wenn's alle Leute so machten, so stünd es besser in der Welt. Gehab Dich wohl, und laß nächstens Deine Meinung über meine Stolzenburg hören.

Sternberg an Werner.

Dieselben belieben nur künftig Ihre Briefe so anzufangen: Wohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Consistorial-Assessor. Stelle Dir nur vor: ich habe ganz und gar die Tonsur angenommen. Und wie Du mich ehedem mit meinem rundgeschnittenen Haar und meinem englischen flachen Filzhut, in der grünen Reitweste, mit offenem Halse, mit ledernen Hosen und Steifstiefeln auf den breiten Steinen hast auf- und abgehen gesehen: so sieh mich nun alle Tage mit einem Haarbeutel, und einer eleganten schwarzen Kleidung von Oben bis Unten, mit einem seidnen Chapeaubas-Hut, und einem blauen Stahldegen in einer weißen Scheide. Vorige Woche haben sie mich, wie sie's nennen, in Pflichten genommen. Es war ein großes Schauspiel für meine Herren Collegen: und ein Paar der Allerältesten, die vollkommen gichtbrüchig sind, hatten sich auf die Beine gemacht, um Theil daran zu nehmen. Das Gratulieren nahm gar kein Ende, und einige, die nichts zu sagen wußten, wünschten in der Angst Gottes Segen. Sie meinten alle, es sei ein höchstwichtiges Amt. Ich habe sogar Sitz und Stimme; und um mich recht zu ehren, ließen sie mich auf der Stelle ein Decret zeichnen, wo ein Mädchen mit schneeweißen Zähnen in's Zuchthaus condemnirt wird. Ich hielt mich tapfer, und that so wenig die Augen dabei zu, als Gil-Blas, da er auf seinem ersten Raube vor seinen Cammeraden aus der unterirdischen Wohnung eine Pistole auf die Kutsche abfeuern mußte.

Ich begreife nun, wie Heinrich Füeßlin so lüstern sein konnte ein Consistorium zu sehen, daß er sich drüber aus dem Lande vertreiben ließ. Ich versichere Dich, der Fraß ist ein Consilium abeundi werth, oder man kann sich auch dafür zum Membre

annehmen lassen. Die geringsten Kleinigkeiten, wie die mit Umständlichkeit traktiret werden, davon hat Hogarth selbst keine Idee. Und der Respect, den sie sich alle wechselsweise erweisen! Sogar wenn sie auch schon die Hüte in der Hand haben, und gehen wollen, reichen sie einander doch den Tabak, alles hübsch nach der Anciennität. Und ihr Raisonnement über Welthändel! wie sie dem Kaiser nichts Gutes prophezeihen! wie sie's nicht mit dem Rebellen (so nennt man hier die Amerikaner) halten wollen! Das schönste aber ist, wie sie sich Alle gesegnete Mahlzeit wünschen, und hübsch hintereinander die Treppe hinunter gehen. Ich glaube, ich würde gehängt, oder, wie die hübschen Mädchen, in's Zuchthaus geschickt, wenn ich in Gedanken die Treppe hinunterschießen wollte, ohne zu bedenken, daß ich der letzte bin. Von der Figur der geistlichen Herren ist nicht die Rede. Die hat Gott und Chodowiecky gezeichnet. Aber stelle Dir die weltlichen Herren vor! z. E. mit braunen Röcken und rothem Fälbel-Futter, in dubio aber allezeit mit schmalen goldenen Tressen und steifen Pagniers; die eine Hand führen sie auch in der Rocktasche, wo sie den Chapeaubas-Hut halten, und über der Tasche hängt denn eine breite Manschette herunter. Zu färbigten Beinkleidern siehst Du, der lieben Oeconomie wegen, auch schwarze Strümpfe, und überall kleine silberne Degen.

Ich bitte, nächstens die nöthige Courtoisie in Deinem Briefe nicht zu vergessen, so wie ich auch einer Gratulation zu Antretung meines wichtigen Postens entgegen sehe.

Ich bin u. s. w. St.

II.

Mariane Werner an ihren Bruder.

Lieber Bruder.

Du kannst Dir nicht vorstellen, was ich armes Mädchen für Dich leide, daß Du nun bald wieder zurück unter das H—nde Geschlecht mußt. Für eins ist mir's lieb, daß Du nun bald begreifen kannst, was aus mir geworden ist, und wie ich mich durchgeschlagen habe, um nicht ganz zu werden wie sie.

Du hast doch das Geld richtig empfangen, das ich unserm Schwager aus dem Beutel gefegt habe? Für die lumpichten funfzig Louisd'or hätte es Noth gethan, ich hätte ihm meine Ehre verschrieben. Als ein ächter Cammerrath murmelte er über das Risico bei seinen sechs Procent, die er zieht, und bei dem Agio von zwei Batzen, das ich ihm für jeden Louisd'or habe vergüten müssen. Sei doch so gut und schicke ihm bald seinen Wechsel. Er sagte, ich könnte sterben — der Esel — als wenn nichts dabei verloren ginge wie seine Louisd'or — und es müßte der Zahlungs-Termin bestimmt sein — auch der Werth wohl empfangen! ich glaube gar — Gott mit uns! Als wenn unser Herr Gott von einem Menschen, der nichts als Ziffern macht, Notiz nähme! oder an ihn und andere ehrliche Leute zugleich dächte, wenn er nicht ein langmüthiger Gott wäre.

Hat Dir Sternberg lange nicht geschrieben? Der edle Junge! Es gleicht doch Keiner Fritzen von Stollberg in seinem ganzen Profil so gut wie dieser! Mir war's wie göttliche Erfrischung! und was daraus geworden ist, kannst Du aus der Anlage sehen. Ich war gerade in der kritischsten Lage von der Welt. Sie wollten mich schlechterdings verheirathen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil der Mensch Lust zu mir hätte; und dann zweitens, weil er, wie sie alle versicherten, Brod hätte. Brod! Brod! das hör' ich alle Tage, und um Dich bekümmern sie sich, daß Du bald Brod haben sollst.

Wenn ich meiner Mutter glauben wollte, so hätten wir alle kein Brod. Denn da mag's Frühling oder Herbst sein, so ist immer zu klagen. Kein Mensch von ihnen freut sich der Wiederkehr des Lenzes, seiner milden Sonne, des lieblichen Abendroths, der blauen Ferne der Berge. Kein Mensch horcht auf das Murmeln des Bachs, lauscht nach seiner fliehenden Welle, die nie wiederkehrt!

Sag' mir, hast Du die Cora von Naumann je gehört? Es ist das Göttlichste, was je ein Sterblicher gedichtet hat. Ich habe sie im Clavier-Extract, und sie hilft mir des Lebens Last ertragen. Ich sitze oft bis nach Mitternacht an meinem Forte-Piano. Wenn alles still um mich her ist, kein Mensch seufzt über böse Zeiten, kein Mensch erzählt was es Neues giebt, kein Schwein grunzt, kein Hund bellt, und ich mich allein fühle in der Schöpfung!

allein leider, allein ohne meinen Sternberg. — Und doch ist's gut allein sein, fern von den Menschen, deren Gefühl zum Leben verdumpft ist, die nichts sinnen als Materie — o daß sie doch alle spännen, und striegelten, und kämmten, und rührten bis an der Welt Ende, und satt wären! Sie werden aber niemals satt.

Lieber Mensch, sage mir aufrichtig, wie wird Dir's, wenn Du bedenkest, daß Du bald wieder zu uns mußt? — Ich denke, es wird Dir, als gieng's in den Ehestand, mit einem Menschen der Brod hat.

Du hast doch den Menschen gesehen, den sie mir vermählen wollten? Nein, Du hast ihn nicht gesehen. Stelle Dir also vor eine Gestalt Etwas über fünf Fuß — mit einem hübschen breiten Rücken, und auf dem Rücken einen langen steifen Zopf, auf den die Figur reichlich sitzen kann. Das Haar pechschwarz, und nicht gepudert, aber wohl eingeschmiert, und an beiden Schläfen eine runde große Rolle. Vom Gesicht ist weiter nicht die Rede, das ist in seine 3 Theile getheilt, und die Ohren sitzen am gehörigen Orte, etwas größer und röther als bei andern ehrlichen Leuten. Die Weste ist scharlach — mit breiten Tressen und langen Schößen; auf den schwarzen Hosen sitzen Stiefel-Manschetten, und in der Hand hält die Figur einen breiten bordirten Huth. — Nun nimm Deine Brieftasche und vergleiche damit die Silhouette, die ich Dir darauf gestickt habe, und setze Dich an meine Stelle, ob ich auch verglichen habe, da Noth an Mann gieng. Glaubst Du nicht, daß das allweise Schicksal gewaltet habe, daß sie mich gerade mit ihren Absurditäten placken mußten, als Sternberg in's Mittel trat? Der edle Junge! Er ist über den Bergen! **Oltra li monti** — wie die Italiener sagen, wo alles Gute liegt. Adieu, vergiß aber doch nicht das Gott mit Uns!

Mariane Werner.

Sternberg an Mariane Werner.

In ganzen vierzehn Tagen keinen Brief von meiner Liebe! O wie hart ist das! Gestern Abend machte ich mir das süße Geschäft, Deine wenigen Briefe zusammenzulegen, zu ordnen, und mit Nummern zu bezeichnen. Einige der liebevollsten las ich wieder

durch, und meinem Herzen war's gar wohl. Ich gieng so zu Bette, und sah Dich. Du kamst nach W. und in unser Haus. Ich umarmte Dich mit der höchsten Inbrunst, der innigsten Freundschaft. Als ich erwachte, war ein Brief die Erfüllung meines Traums, die ich prophezeite. Aber ich erfuhr endlich auch hier, wie betrüglich die Träume sind. Liebe Mariane, warum thun Sie uns das? lassen mich und meine Schwester so harren, und sehnen und schmachten! Uns, die wir Sie so sehr lieben, uns, denen Ihre Briefe, wenngleich nur halbe Umarmungen, so unbeschreiblich lieb sind!

Meine Schwester ist noch hier, bleibt auch noch acht Tage und wohl länger hier. Denke, denke, was das wäre, wenn Du bei uns sein könntest Liebe! Mit uns singen könntest: warum ziehst Du mich unwiderstehlich. — Wir singen's sehr oft. Kommt mir's nur so vor, oder ist's wahr? die Melodie des zweiten Verses in jeder Strophe hat für mich eine so unaussprechliche Süßigkeit, als ich in wenig Liedern finde. Es sind nur wenige Töne, und die Tonfolge ist so simpel als möglich: Aber eine solche herzbrechende Anmuth und Zärtlichkeit ist darin, daß ich den Erfinder als Compositeur neben den Dichter des berühmten Komm Luft mich anzuwehen setze. Freilich bin ich in diesem Punkt ein sehr bestochener Richter. Denn wo hörte ich das Lied zum erstenmal? von wem? wie? Schwamm da meine Seele nicht in einem Meere der höchsten Erdenseligkeit? Und kann nicht die Rückerinnerung an dieses Gefühl dem Stück in meinen Augen einen Werth geben, den es sonst bei Niemand hat. Ich wünschte Ihr Urtheil zu wissen, meine theuerste Freundin.

Ist denn bei Ihnen auch der Mai so traurig als bei uns? Wir haben noch keine drei warme Tage in dem ganzen Monat gehabt. Schon oft nahmen wir uns vor, meine Schwester und ich, nach U. zu fahren, aber das Wetter war nie günstig.

Sagen Sie mir doch, auf welchen Tag war's, als ich das Erstemal zu Ihnen nach W. kam. Ich habe mir schon längst vorgenommen, Sie zu fragen, und immer vergaß ich's. Im Monat September war's; aber wissen Sie nicht an welchem Tage? Ich habe einige Tage im Jahr, die ich der Freundschaft zu Ehren feiere. Darunter muß in Zukunft auch der Tag sein, da ich Sie zum erstenmal sah; zum erstenmal meine Mariane, o laß mich

das süße Wort noch einmal schreiben, meine, meine Mariane sah. Was das vor ein Tag war! Noch stehen alle Bilder dessen, was geschah, so deutlich vor meiner Seele, als die Bilder des gestrigen Tages. Ich wollte noch die Stelle in der Stube bezeichnen, worauf Sie standen, als ich hereintrat. Die Stelle an der Sie bei Tische saßen, den Ort wo Sie standen, am Klavier, als Sie mich fragten, ob ich die Petrarchischen Oden gelesen hätte? den Ort, wo ich stand, als ich Ihnen einige Strophen aus Klopstocks Petrarch und Laura vorsagte. Ich sehe noch Ihre Miene, Ihr Kleid, Ihr blaues Auge, alles, alles, daß ich's malen könnte, wenn ich Maler wäre. Mein weißes Kleid ist mir darum so lieb, daß ich's in meinem Leben nicht weggebe, weil es von den ersten Strahlen Deiner lieben Augen beglänzt ward.

Vor acht Tagen war ich auf einem Ball. Meine Schwester war mit. Wir hätten beide gern geschwärmt, aber alles war umsonst. Nicht so viel Schwärmerei, als man im Auge leiden kann, kam in unsre Herzen. Da tanzten wir mit dem Körper herum, aber die Seele blieb im Winkel auf dem Stuhl ganz phlegmatisch sitzen.

Umsonst rief ich den heiligen September-Abend des Jahrs 1780 zurück, und bat Ihren Genius, mich zu begeistern. Der Genius antwortete: Allein komme ich nicht: wäre jemand mit mir, so könnte ich kommen.

Gestern erzählte mir ein Freund: bei A. liege ein Berg, von dem man bis zu Ihnen nach W. sehen könne. Wie mir's bei der Nachricht war, kann meine Mariane empfinden. Lieber Berg, wer doch bald zu dir hinwallen könnte, dich besteigen, von deiner Höhe in den Himmel hinblicken könnte! So bald ich nur kann, reise ich dahin. Daß ich Ihnen zuvor Nachricht davon gebe, versteht sich. Da man von dem Berge W. sehen kann: so kann man auch von W. aus den Berg sehen. — Wenn man doch Telescope hätte, die zehn Meilen reichten! Ich gäbe alle meine Habe dafür. Meine Schwester grüßt Euch liebreich. Denket an Euren wahren, ewigen

Sternberg.

An Ludwig Werner, von seinem Oncle, dem Legations-Rath Meininger.

Liebster Vetter.

Niemand fühlt außer Ihnen vielleicht so sehr das Beschwerliche Ihrer Lage als ich. Ich bin vollkommen in Ihrem Falle gewesen. Ich mußte so wie Sie die freie weite Luft und Welt verlassen, und mich in den Kerker eines kleinen Aemtchens einsperren lassen, wo ich damals so viel Himmel zu erblicken hoffte, als hier auf meinem Schreibtische Raum haben mag. Und doch stehe ich noch auf meinen Beinen, und bin meinem Gefühl nach so munter, als einer der jüngsten von Klopstocks oder Göthens Lesern. Der Nimbus von Achtung für sich selbst, das Gefühl von Menschenwürde, das mich damals zu einer so ungeheuren Gestalt erhob, daß ich glaubte ich würde überall damit anstoßen — half mir gerade durch.

Man fehlt freilich sehr in der Direction der Studien, und man sollte uns gerade nicht mehr lernen lassen als man künftig braucht. Um ein Protocoll zu führen, oder einen Akten-Extract zu machen, braucht man nichts von Buffons Epochen, von fixer Luft, von historischer Kunst, von Cosmogonie, von positiver und negativer Elektricität, von den Austral-Ländern, von großen Conturen oder Haltung des Ganzen, u. s. w. Auch bedarf's nicht der Seele eines Brutus oder Rousseau's, um einen grünen Stuhl in einem Collegio einzunehmen. Man kann sein Glück machen, wenn man auch nicht den Shakespeare in der Grundsprache liest, oder den Homer ohne Version expliciren kann. Das sind freilich große Allotria.

Indessen hat es doch, glaube ich, noch keinen gereuet, daß er diese brodlosen Künste in der Tasche geführet hat. Nur muß man sie nicht aus der Tasche spielen wollen; außer vor ganz honetten Leuten, die es einem nicht übel nehmen, daß man ein wenig mehr Hocuspocus zu machen versteht, als sie.

Verzeihen Sie mir, liebster Freund, daß ich mich noch einmal zum Beispiel anführe. Ich war jung, und dachte wie ein junger Mensch. Warum sollte ich nicht gedacht haben wie Sie? Mir schien nirgends in der Welt ein großes Interesse obzuwalten, als in einem großen Reiche, in einer großen Stadt. Ich eilte

was ich konnte in die große Welt; und glaubte nun, mein Kopf würde größer, meine Seele auf einmal weiter werden. Und beinahe wäre mir das Gegentheil wiederfahren. Wenigstens meine Seele verengt sich zusehends. Das Schauspiel der Leidenschaften war bunter, aber dagegen oft gröber; der Laster und des Betrugs waren tausend mehr Abarten, und der Tugenden nicht mehr. Der Cirkel meiner Freunde war so eng wie hier auch, und der aufgeklärten Köpfe waren so wenig in Paris und in Berlin zu dutzenden, als irgendwo. Wenn der innere Friede fehlte, so sah's auf den Boulevards nicht munterer aus als in unserm Schloßgarten.

Die Kunst mit den Menschen zu leben, das doch ungefähr die Haupt-Kunst ist, die man nöthig hat, läßt sich so gut in einer Dorfgemeinde als an einem Kaiserlichen Hof erlernen. Der geringste dumme Streich hat hier eben so gut seine Folgen; und eine brave Handlung macht auf dem Kirchenplatz oder vor dem Rathhause eben so viel Aufsehen, als wenn's in London-Chronik gestanden hätte. Ist man zum Führer geboren, so wird man Schultheiß oder Autor für die Ewigkeit, — wo nicht, so hilft's nichts, und wenn man sich auch in der Suite des Großfürsten aller Reussen befände.

Es ist wahr, die Laufbahn die Einer betritt ist Etwas, aber sie ist doch nicht Alles. Ich horchte vorigen Sommer in Wilhelmsbad dem General Solomon einige wahrhaft Salomonische Sprüche ab. Es war von zwei Brüdern eines berühmten adelichen Hauses die Rede, wovon derjenige, der am meisten Talente hatte, zurück blieb, und der andere Minister ward. Der Unterschied war dieser, sagte der General: der Eine ergriff eine bessere Parthie, gieng in die Dienste meines Königs, und der andere in Dienste der Republik H**.

Die Haupt-Furcht, die Sie noch immer von Hause hält, wird wohl diese sein: man muß sich vor so vielen absurden Leuten bücken, und man muß um's Brod arbeiten. So höre ich wenigstens alle junge Leute klagen, die von Akademien kommen; und man soll von unten anfangen. Was das Bücken anbelangt, so können die Menschen hierin nicht mehr prätendiren als in Religions-Sachen. Wenn man das Aeußerliche mitmacht, so bleibt der Glaube ungekränkt. In Ansehung des um's Brod Dienens muß ich Ihnen sagen, daß sich dieses am Ende doch auch lernt;

und ich kenne einige dieser Herren, die es vor Zeiten verschmähten, und die jetzo der Commissionen, Diäten und Zulagen nicht satt werden können.

Wollen Sie ungehudelt Ihres Wegs wandeln, so müssen Sie's machen, wie man's in London auf der Straße macht. Man trägt nämlich keinen Haarbeutel, wo kein Mensch einen trägt. Und wo kein Mensch Witz und Lectüre hat, da hat man auch keine. Mit so einem Hausmittel schlägt man sich durch die ganze Welt durch, und man kann's dahin bringen, daß man in der Residenz eines Reichs-Grafen lebt, und so wenig von einem gesprochen wird, als ob man in Paris lebte. Am Ende sprechen auch die Leute Gutes von Einem, so lange man nämlich Wort hält, und nichts Klügeres vorstellen will als sie selbst. Sollte Sie auch in der Folge der böse Feind verleiten wollen, einen Mann von Ansehen in einem kleinen Ländchen vorzustellen, so ist kein anderer Weg dazu zu gelangen: als die Unbedeutsamkeit. Haben Sie aber endlich Ihren Mitbürgern den Theil von Ansehen und Gewalt entwandt, den Sie für nöthig fanden: so können Sie sich nachher als ein Genie betragen, Musen-Almanache lesen, so wie mit Vieren fahren, physikalische Experimente machen, Tragödien schreiben, u. s. w. Nur vorher ist es eine bedenkliche Sache.

Nebenbei wollte ich Ihnen auch rathen, daß Sie dem Beispiele kluger Geistlichen folgten, und nicht in allen Stücken Ihren Beruf vom Himmel erwarteten. Bei allen Talenten ist's immer gut, wenn man irgend einem Manne von Ansehen attachirt ist. Hätte Cook den Ministern nicht fleißig die Cour gemacht, so hätte er, bei aller Lust und Geschicke dazu, nicht die vierte Fahrt um die Welt thun können.

Verzeihen Sie, liebster Freund, meinen so sehr langen obgleich wohlmeinenden Brief. Sie sehen aus meinem Beispiel, daß man nie aufhört sich selbst gerne zu hören, und wenn man noch so alt wird. Für Thorheit schützt nicht, daß man auf Reisen gewesen ist.

Ich bin und verbleibe

Ihr eigner Onkel —

III.

Werner an Sternberg.

Was thut ein Mensch nicht, der sich vor dem Stranden fürchtet!

Sie bekommen mich nun und nimmer nicht nach Hause, und ich denke wenigstens noch die ersten besten zehn Jahre nach Lust und Belieben auf dem Ocean des Lebens herumzusteuern. Freilich geschieht es nicht ganz auf meine eigene Weise; indessen hoffe ich doch so ziemlich Herr von meiner Situation zu sein. Ich thue, was so viele brave Leute vor mir gethan haben, die nicht nach Hause wollten, und werde für's Erste Hofmeister. Alsdann kann ich noch immer werden, was ich will; Soldat oder Pachter, oder Einnehmer, oder Rath, oder Comödiant, oder Klopstockischer Vorleser, oder Philantropisten-Lehrer, und am Ende — Autor!

Professor F. ließ mich neulich zu sich kommen, und auf's höflichste niedersitzen. Es ist sonderbar, daß alle Menschen immer am meisten Respect für dasjenige haben, dessen sie selbst nicht fähig sind. Er sprach zu mir, daß er schon längst mit Vergnügen an mir bemerkt hätte, daß ich warmes Gefühl für alles Große in der Kunst und Natur hätte, und daß es schade sei, daß diese Wärme in dem Nothstall einer dürftigen Bedienung so schnell verdunsten sollte. Seine Meinung sei, ich sollte mich noch einige Zeit der Welt widmen, zu dem Einkriechen sei es noch immer Zeit genug. Das war den Mäusen gepfiffen. Ich dachte anfangs der Mensch hätte mich zum besten, und er könnte mir durch die barchenten Hosen in die Ficke sehen, wie da der letzte Louisd'or im Winkel stak. Da er mir etwas von Hofmeister vorsagte, so setzte ich mich auf meine großen Pferde, und versicherte ihn, daß ich diese unsichere Art zu leben aus einigen Beispielen meiner Freunde zu vermeiden gelernt hätte. Ich erklärte ihm, wie man dabei nach und nach alle Principia der Brod-Wissenschaften verschwitze, sich an ein Herrn-Leben und tausend falsche Bedürfnisse gewöhne, und doch am Ende im Vaterland als ein alter Knabe von untenauf zu dienen sich entschließen müsse. Indessen seien Leute in Bedienungen eingerückt, die man als Kinder weit unter sich gesehen habe; und was das schlimmste sei, so hätten sich diese Kinder indessen Fähigkeiten und Talente erworben, die der Staat anerkenne,

und deren Nützlichkeit man nicht läugnen könne, ob man sie gleich nicht selbst besitze, u. s. w.

Der gute Mann faßte mich bei der Hand, und die Thränen standen ihm in den Augen. »Fürchten Sie sich nicht vor dem Hofmeisterstande! Ich bin auch Einer gewesen. Und es giebt so viele brave Leute in allen Ständen, die durch dieses Medium gegangen sind! Die Situation hat nicht Schuld, sondern der Mensch selbst, wenn er schlechter wird. Freilich giebt es so alte Knaben, die nichts aus ihrer großen Welt mitgebracht haben, als daß sie Spieler werden, contes à rire erzählen, Anekdoten von gens de lettres und Acteurs herumtragen, ihre Schnallen selber putzen, sich die Fäserchen von den Federn lesen, und alle Leute mit Haut und Haar gesehen haben, die jetzo in den Zeitungen vorkommen. Aber dafür hat's keine Gefahr, daß Sie so Einer werden. Der Vorschlag, den ich Ihnen zu thun habe, hält Sie noch einige Jahre auf unsrer Universität; und was haben Sie nicht bei dem Gebrauch unsrer trefflichen Bibliothek für Gelegenheit, sich Kenntnisse auf Ihr ganzes Leben zu erwerben! Sie kommen in einen nähern Umgang mit unsern würdigen Professoren. Sie erhalten öftern Zutritt zu den besten Häusern, und wenn Sie Ihren künftigen Eleven in sein Vaterland begleiten, so eröffnet sich für Sie vielleicht eine Scene zu dem blühendsten Glück! Es ist kein Land wie D.... k, wo deutsches Verdienst so freudig empor wachse, und sich so schnell an die wichtigsten politischen Posten anranke. Und welch eine frohe Aussicht für die Wissenschaften, wenn ein Literator selbst am Steuerruder steht, und den Lauf des Staatsschiffes lenkt. Ich stehe schon seit dem Tode des sel. Ober-Post-Commissair G. mit den besten Häusern in D. in Connexion, und ich kann ohne Ruhm versichern, daß ich schon manchen braven Mann placiert habe. Man hat wegen des jüngsten Grafen von M. an mich geschrieben und mich sondirt, ob ich ihn nicht in's Haus nehmen könne. Da ich dieser Familie nicht leicht etwas abschlagen mag, so habe ich mich entschlossen zu bauen, und denke wirklich über der Chaisen-Remise im Hof ein artiges Quartier fertig zu machen. Die Wahl des künftigen Führers ist mir ganz überlassen, und ich habe deswegen vor allen andern mein Augenmerk auf Sie gerichtet.«

Ich dankte in den höflichsten obgleich ziemlich kalten Aus-

drücken, warf es nicht ganz weg, wiederholte aber noch einige tüchtige Einwürfe gegen die Unbequemlichkeit dieses Standes. Ich erzählte, daß ich in meinem Vaterlande aus einer solchen Familie wäre, deren Connexionen mir eine baldige Beförderung zusagten; daß ich meine Mutter als eine alte Frau nicht verlassen könne; daß unsere Grundstücke eine eigne Aufsicht heischten, u. s. w. Indessen wolle ich die Winke der Vorsehung nicht verkennen, und diesen Vorschlag mit mir selbst und den Meinigen genauer überlegen. .

Der gute Professor drückte mir beim Abschied zärtlich die Hand, und ließ mich angeloben, wenigstens in vierzehn Tagen meine positive Entschließung von mir zu geben. — Ich gieng, wie Du Dir vorstellen kannst, nicht von hier — in die Kirche, oder in die Schenke — sondern zu meiner Elise! die mich beinahe mit ihren weißen Armen erstickte, als ich ihr verkündigte, daß der Abschied noch weit entfernt wäre. Gehab Dich wohl. — Nächstens ein mehreres.

Sternberg an Werner.

Lieber Bruder, danke Gott, daß Du noch im Leben bist. Ich bin beinahe schon durch die Mauern unsers Städtchens zu Boden gedrückt, und sehe aus wie die andern Schatten hier zu Lande. Wenn's ja mitten im festen Lande gelebt sein muß, so lobe ich mir noch die Reichs- und Handelsstädte in Teutschland. So dick auch die Breter sind, die die Leute da vor den Köpfen haben, so schmausen sie doch noch eins und lassen sich's in ihrer Haut wohl sein. Aber in den Residenzstädtchen sieht sich jeder um, wenn er einen Bissen in's Maul steckt, ob's nicht Einer sieht, der's am unrechten Orte verrathen könnte. Und zu reiten und fahren getrauen sie sich gar nicht; denn das sähe aus, als wenn sie zu Hause nichts zu thun hätten.

Ich fange nach und nach an, einen großen Geschmack an den politischen Zeitungen zu gewinnen, und lese Alles durch bis auf die Steckbriefe und die Edictal-Citationen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was das einen Menschen umändert, wenn er einmal in den Geschäften sitzt. Alle Welthändel cujuscunque generis gewinnen in seinen Augen ein merkwürdiges Ansehen. Ich

lese Dir jetzo in der Zeitung die Ceremonien-Geschichte von Krönungen und Belehnungen und Empfangung großer Herrschaften ohne alle Aergerniß. Wer nur ein wenig Akten gelesen hat, dem kommen die Wörter glorwürdigst, gnädigst, landesväterlich, huldreichst, alle Augenblicke vor die Sinnen. Immhofs Bildersaal scheint mir ein wohlgeschriebenes Werk zu sein. — Und diese Stimmung geht auch, wie ich merke, auf mein Aeußeres über. Ich gehe Dir, ohne daß ich's selber weiß, ganz anders über die Straße, und seitdem ich in Pflichten stehe, könnte ich Dir nicht laufen, wie sonst, und wenn auch das Haus brennte. — Das Wort Herr College fährt mir alle Augenblicke über die Zunge; und wenn's ausgesprochen wird, so horche ich immer auf, als wenn's mir allein gälte. Der Canzleidiener bekommt nie ein freundlicheres Nicken, als wenn er Etwas zum Zeichnen oder Unterschreiben bringt; und wenn er mir dann die Streubüchse reicht, so fühle ich recht, wie weit angenehmer es ist, wenn man seinen Namen unter ein Rescript setzt, als unter einen Wechselschein; und wenn's ja einmal zur Unzeit geschieht, und man drüber zur Rede gesetzt wird, so stehen so vieler anderer ehrlicher Leute Namen darunter, die in solidum dafür haften müssen.

A propos! wie steht's mit Dir und den Weibsleuten? Ich denke das Gehänge mit Deiner Hausfrau geht noch immer fort, bis Dich der alte Kerl bei den Ohren erwischt. Hat sie noch immer so zarte Nerven, daß sie zittert, wenn man sie anrührt?

Hier zu Lande weiß man von keiner Intrigue; und wenn ja einmal Eine zerplatzt, so ist's auf eine solche Art wie neulich, da ein Candidatus Theologiæ zu einem Mädchen steigen wollte und in's Regenfaß fiel. Daß die Mädchen nicht hier und da einen ehrlichen Kerl in der Stille sollten suchen fest zu machen, daran ist kein Zweifel; allein es geschieht alles in Züchten und Ehren, und es kommt hier Niemand zu früh in die Wochen, als die Bauernmenscher. Du kannst auch hier, und wenn Du hexen könntest, keine gute Bekanntschaft in einem Hause machen, wo ein lediges Mädchen ist. Denn wenn Du sie von ohngefähr von einer Visite oder von einem Nachtessen nach Hause führst, und es sieht Dich nur die Schaarwache, so ist's morgen in der ganzen Stadt, Du wärst mit ihr versprochen. Da nun unmöglich was dran sein kann, so ist das arme Mädchen doppelt geschlagen, und Du thust

besser, Du bleibst aus dem Hause, oder wo Du sie antriffst, Du überläßt es ihrer Magd, sie nach Hause zu führen.

Hat Dir Deine Schwester nichts von meiner werthen Person geschrieben? Ich wäre wirklich begierig zu wissen, mit welchem von ihren Helden sie mich vergleicht; denn sie hat der Abgötter viele in ihrem Kopfe. Ich estimire sie sehr, weil sie einem nicht zu nahe kommt, und nicht sogleich eine förmliche Herzensangelegenheit und einen wohl etablirten Briefwechsel von einem verlangt. Dazu hat doch diesmal das Lesen etwas geholfen, daß sonst in der Regel so viel Unheil anstellt. Sie hat Dir eine Art von Großmuth, über die Nichts geht, und man kann sich's wohl in seiner Haut bei ihr sein lassen, ohne daß Nachwehen von Zärlichkeit erfolgen. Bei den meisten von den armen Thieren darf man nicht die Hälfte von seinen Künsten oder Talenten sehen lassen, so sind sie verloren.

Von mir spricht nun hier die ganze Stadt in einem sehr zweifelhaften Ton. Da ich mein Decret bekam, und jedermann, der eine Schwester oder eine Tochter hatte, glaubte, daß dereinst ein Braten an mir zu fischen sein möchte, da hatte ich alle gute Eigenschaften; da wünschte man dem Vaterlande zu meiner Festmachung Glück; da glaubte man, daß ich mein Glück mit schnellen Schritten machen würde rc. — Nun aber haben sie's auf mich herausgebracht, daß ich ein paarmal zu Deiner Mutter geritten bin, und vielleicht wissen sie gar, daß ich an Deine Schwester zuweilen schreibe — und so haben sie mich in die Ausgabe geschrieben.

Ich bin gewiß versichert, Deine Schwester ist zu ehrlich, als daß sie einem gleich das Heirathen zumuthen sollte; und so lange man noch halbwege etwas mit einem Mädchen anfangen kann, muß man's zu diesen Extremitäten nicht kommen lassen. Ich denke, Du wirst mich zu seiner Zeit in diesen Deinen eignen Principiis mainteniren, und wenn mir ja etwas von Deiner Mutter oder Deinem Onkel Anton sollte zugemuthet werden, gegen Gewalt schützen.

Deine Stolzenburg hat mir recht wohl behagt. Ich habe's in meiner Stube aufgehängt, und die Leute hier zu Lande können noch nicht begreifen, daß Du's gemacht hast, weil sie sagen, es wäre ja in Kupfer gestochen. Einer davon, der sich klüger dünkte als die andern, sagte: es wäre doch möglich, man müßte aber

dabei alle höhere Wissenschaften aus den Augen setzen. Das hoff' ich hast Du bisher redlich gehalten. Gehab Dich wohl und komm so spät als Du kannst, denn in hiesiger Gegend ist kein Heil zu suchen. Adieu.

Werner an Sternberg.

Du hast doch den Brief von meiner Entrevue mit dem Prof. F. bekommen! Seit der Zeit sah's scheu bei mir aus. Ich stand wie einer, der am Ufer gegenüber Elysium sieht, und dahin zu kommen das Fährgeld nicht bezahlen kann. Den letzten Louisd'or hatte ich zwar noch in der Tasche; allein ihn auszugeben erlaubte die Klugheit nicht. Denn mir hat ein alberner Mensch den sehr klugen Satz beigebracht: man solle sich ja hüten, den letzten Heller zu verthun.

Was war aber zu machen in dem großen Intervalle, bis die Negociation zu Stande kam? Ich sann wie ein anderer großer Herr hin und her, ob nicht etwas auf Credit zu machen wäre. Allein der Credit muß so gut da sein, wie das Geld, wenn man ihn brauchen will. Endlich fiel mir ein, daß mein letzter Besuch bei F. eine große Fundgrube dazu sein könnte. Ich mußte sie aber, wie jede mündliche Verhandlung, legal oder schriftlich machen; und dazu schickte ich mich folgendermaßen an.

Ich schrieb an den guten F., daß ich neulich biedermännischerweise vergessen hätte, was denn eigentlich die Conditionen wären, unter welche ich mich meiner Freiheit begeben sollte. Ich würde noch nicht daran gedacht haben: allein da ich nach Hause um die Einwilligung der Meinigen schreiben müßte, so wäre es nöthig, daß ich doch etwas Gewisses bestimmen könnte. F. schrieb mir sogleich bonnement zurück: daß er die Vollmacht habe, nicht geringer als 300 Thlr. Hamb. Courant zu bieten, und daß man nicht ungeneigt sei, in den folgenden Jahren den Gehalt um ein Drittheil nach den Umständen zu erhöhen. Auch sagte man eine mäßige Pension auf Lebenslang zu, in sofern der künftige Führer die große Reise durch Italien und Frankreich übernähme. Kaum hatte ich dieß schriftlich so ließ ich meinen Hofjuden, den Levi Nathan, kommen und sagte ihm ganz aufrichtig: daß ich in ohngefähr sechs Wochen abgienge; vorher brauchte ich aber noch einen

hübschen Ring, einen Stockknopf und ein Paar Uhren, und das alles für Courant. Er sah mich an, weil ich so ferm sprach, ließ sich dießmal doch übertölpeln, und versprach nächstens mit den Waaren zu erscheinen. Den andern Tag hatte ich schon meine Batterie für ihn zurecht gemacht. Des Prof. F. Brief lag nachlässig auf dem Tische, und nebenbei ein andrer von meiner Hand, wo ich darauf antwortete. Als der Jude seine Waaren ausgekramt hatte, ließ ich mich von der Aufwärterin aus dem Zimmer rufen, als ob mich jemand unten zu sprechen verlangte. Ich ließ den Juden, ohngeachtet aller seiner Protestation, im Zimmer, und er behielt Zeit genug übrig, des Professors Brief und den meinigen zu lesen. Als ich zurückkam, handelte ich dem Anschein nach auf's genaueste, ob ich gleich über's Ohr gehauen wurde. Die Sache ward richtig. Ich fragte ihn: ob er sein Geld gleich zur Hälfte oder nach 14 Tagen das Ganze auf einem Brette haben wollte? Er klopfte mich auf die Schulter und fragte mich: ob ich ihn nicht besser kennte? Mir stünde sein ganzes Haus zu Dienste, und ich sollte bezahlen, wenn ich wollte und könnte.

Seine Großmuth rührte mich so, daß ich auf der Stelle meinen Brief zusiegelte, und ihn bat, ob er ihn nicht im Vorbeigehen selbst im F.schen Hause abgeben wollte. Er sah, daß er nicht falsch gelesen hatte; und da er sich bei F.'s Frau ein klein wenig weiter erkundigte, so ward die Sache in seinem Kopfe vollkommen richtig.

Nun giengen natürlich die Bijoux in's Pfandhaus, und verwandelten sich in schöne Braunschweiger Füchse, die in der ganzen weiten Welt zu brauchen sind.

Seit dieser chirurgischen Operation, ob sie gleich an einer dritten Person unternommen worden ist, schlafe ich ungleich besser, habe weniger Drücken im Unterleibe, und ich glaube ich wäre vollkommen tüchtig, wie ein andrer Mensch, wohlgebildete Kinder zu zeugen, wenn mir's ein Ernst wäre. Daß des Menschen Herz an solchen Kleinigkeiten hängt, und es ist doch um alles Irdische so ein eitles und vergängliches Ding!

Du wirst aus diesen meinen Reflexionen ersehen, daß ich schon zum Führer auf dem moralischen Ocean des Lebens reife. Mit der Kunst sieht's übel aus, sobald man in's thätige Leben kömmt. Ich konnte Dir die paar Tage über, bis mein Opera-

tionsplan ausgeführt war, keinen Strich zeichnen. Nun aber soll's besser gehen. Adieu.

IV.

Werner an Sternberg.

Vogue la galère! lieber Sternberg. Du hast doch den Brief bekommen, worin ich Dir schrieb, daß Aussehen zu einem neuen Leben da ist? Einen Schelm zu betrügen ist doch eine süße Empfindung! Was hatte der Jude in den Brief zu gucken! Und baute sogleich darauf einen neuen Plan, mich wieder gröblich anzuführen! Ich habe die Louisd'or freilich theuer gekauft, wenn ich sie wieder bezahlen sollte. Allein dafür wird auch Rath werden. Zeit gewonnen Alles gewonnen. Weil Du immer ein ruhiger ordentlicher Kerl warst, hast Du nie Gelegenheit gehabt, die theure Erfahrung zu machen, was das heißt, wenn man kein Geld hat, oder von Gott verlassen ist.

Das ist eins. Und dann wird man so ein nüchterner Mensch, wenn die Taschen leer sind. Man hat keine Fähigkeit zum Guten. Es fallen einem alle seine Sünden ein. Ich war Dir wahrlich die Tage über, da ich den letzten Louisd'or, wie mein Palladium in der Tasche führte, wie ein andrer Philister. Es war mir als wenn ich nichts gelernt hätte, als wenn ich gar nichts taugte. Jeder Mensch, dem ich in die Augen sah, kam mir als ein brauchbarerer, tüchtigerer Kerl vor. Aber nun hat sich Gottlob! das Blatt gewendet. Ich fühle Dir wieder Beruf zur intellektuellen Welt und merke, daß ich zu was Besserem geboren bin, als Brod zu erwerben.

Der junge Bär aus Norden, den ich führen soll, wird nun bald ankommen. Es sind schon einige Kisten von ihm da, und es wird ihn ein alter Candidatus Theologiä begleiten, der ihm in der Jugend das ABC beigebracht hat. Die Herren reisen, wie ich höre, mit einem Hodometer im Wagen; sie haben auch die neue Erfindung bei sich, wie man sogleich die Pferde loslassen kann, wenn sie durchgehen wollen. Das verkündigt uns der treuherzige Pinsel, der guten Menschenverstand nöthig hat, mit etwas von unserer Imagination tingirt zu werden. In ihrem letzten

Briefe, der von Hamburg datirt ist, erkundigten sie sich, ob es noch Zeit wäre, auf Pastor Gözens Werk von den Würmern zu pränumeriren. Ich denke, ich werde mich in meinem Alter noch aufs Insektenfangen legen müssen. Als der Professor neulich einige von ihren Sachen auspackte, nahm ich Microscopien und mehr dergleichen Apparatus wahr. Vielleicht werde ich künftig beim Begatten der Infusionsthierchen Wache halten, und zuschauen müssen, wie die Flöhe Eier legen. Einige Erbauungsbücher mit vergoldetem Schnitte waren auch mit unter, und Betrachtungen über die Größe des Schöpfers auf 365 Tage. Was man nicht alles noch in seinen alten Tagen lernen kann!

Hier hast Du auch ein Paar Briefe von meinen Leuten zu Hause, wie diesen sich mein neuer Lebenswandel vorspiegelt. Du wirst ohne mein Erinnern aus dem ganzen Packt ersehen, daß Mariane noch die einzige kluge Person in der Familie ist.

Vom Onkle Anton.

Wohlgeborner,
Hochzuehrender Herr Neveu.

Sie werden verzeihen, wenn ich mit diesen wenigen Zeilen von neuem beschwerlich falle. Meine Schwester hat mir Ihr werthes vom 15. des vorigen Monats mitgetheilt, mit dem Verlangen, daß ich ihr über den Inhalt meine ohnmaßgebliche Meinung sagen sollte. Ich sage immer, zu geschehenen Dingen soll man das Beste reden, und was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Meine Schwester ist sonst eine Frau, die sich in den Willen der Vorsehung schicken kann; allein dießmal schien ihr doch der Geduldsfaden auszureissen. Das war ihr hauptsächlich so schmerzlich, wie sie nicht sehe, ihren einzigen Sohn neben sich in ihrem eignen Hause, und wohl versorgt, und dereinst wohl verheirathet zu wissen. Doch dazu wird auch Rath werden. Die alten Leute haben freilich Mühe, sich in eines andern Lage zu setzen.

Ich wüßte selbst nicht, was ich gethan hätte, wenn mir in der Jugend wäre proponirt worden, 300 Thlr. Dänisch Courant anzunehmen, um daneben anzugeloben, drei Jahre lang auf eines

andern Kosten in Frankreich oder Italien zu Mittag und zu Nacht zu speisen. Doch es sind auch Fatiguen dabei; und besonders soll in Italien gar schlechtes Essen und Trinken sein. Sie haben gewiß gar keine Oefen, und das ist doch betrübt!

Aber freilich ist's hübsch, wenn man so im Monat März unter den Orangen- und Citronen-Bäumen sein Pfeifchen in der freien Luft rauchen kann. Sagen Sie mir doch, geht's denn gleich nach Italien? — Ich dächte nicht. Der grade Weg geht über den bekannten Mont-Cenis, und da wird man, dünkt mich, auf Tragsesseln fortgeschafft. Es soll erstaunlich geschwind gehen. Wer da den Schwindel hat, der ist übel dran. Ich habe neulich davon eine schöne Nachricht in dem Leben des Sir Carl Grandison gelesen, wo alles recht ausführlich beschrieben ist. Nehmen Sie sich in acht, wehrtester Herr Neveu, daß Sie nicht auch eine Clementine della Porretta finden, die Sie gar an das schöne Land fesselt!

Ich freue mich recht sehr, dereinst Ihr Journal durchzulesen. Unser einer ist wirklich übel dran, der nicht ein bischen in der Welt gewesen ist. Man weiß von gar nichts zu reden, als von der Zeitung, und auch das nicht recht. Neulich war unser Vetter, der Lederhändler Mühl, der kürzlich aus Frankreich gekommen ist, in einer unsrer Gesellschaften, und da sperrte Alles Maul und Nasen auf, wenn der junge Mensch redete. Es waren Leute aus allen Collegien da, und der wußte doch alles vom Krieg und Frieden besser zu erzählen, als wir. Es ist ein verzweifeltes Ding, wenn man sagen kann: ich bin da gewesen — ich hab's gesehen — ich hab's gegessen. — Da waren neulich die jungen Herren, die mit dem Herrn Professor Schlözer in Italien gewesen waren, die sagten: an vielen Orten wäre keine Butter — keine Milch, und nirgends ein Tropfen Bier! — Das ist doch arg! — und sie hätten oft in einem Tage viermal Capaunen gegessen; gesotten, gebraten, fricasirt, und ich glaube gar, eingemacht. —

Nun, ich denke, Sie werden meinen guten Rath zur bevorstehenden Reise nicht nöthig haben, zu der ich Gottes Glück und Segen wünsche, und mit vollkommner Hochachtung verharre ꝛc.

Werners Mutter an ihren Sohn.

Du kannst Dir vorstellen, liebes Kind, daß ich von Herzen erschrocken bin, über den Inhalt Deines letzten Briefs. Ich mußte mich sogleich zu Bette legen, und meine alten Verstopfungen zeigten sich von Neuem. Ich ließ Deinen Onkel, den Legationsrath, beschicken, und fragte ihn um Rath, ob er nicht glaubte, daß die Sache möchte hinterstellig gemacht werden können. Er gab mir schlechten Trost, und führte mich auf das Exempel unsers Vetters Lippoldts, der eine Frau mit von Universitäten gebracht hatte, und der seiner Mutter auch nicht eher schrieb, bis er mit ihr hochschwanger unter Wegs war. Freilich ist's nicht so schlimm, als wenn Du mir eine fremde Frau in's Haus gebracht hättest. Aber Gott weiß, wenn ich Dich wieder sehen werde!

Ist's denn gar nicht möglich, daß Du uns vorher besuchst, ehe Ihr auf Reisen geht? Dein Weißzeug muß doch vorher durchgesehen, und besonders die Strümpfe ausgebessert werden. Ich habe schon ein Dutzend neue Hemdenkragen daliegen; denn daran wird's wohl am meisten gebrechen. Und das schöne Stäbchen Tuch, das ich Dir selbst zu siebenthalb Ellen gesponnen habe! Es ist kein Faden von einer fremden Hand daran, und wir haben's hinter dem Hause auf dem Rain linker Hand gebleicht. Wenn wir's so alle Abend und Morgens früh um vier Uhr begossen haben, ist mir's nicht umsonst oft so schwer um's Herz geworden. Die Wege des Herrn sind freilich unerforschlich.

Ich hatte Dir die große Stube in den Hof so schön zu rechte machen und frisch ausweissen lassen. Deine Schwester ist ein albernes Ding; die sagte immer, es wäre nur zu viel Licht darinn, Du könntest vor dem Licht nicht sehen. Man müßte das unterste Fenster vermachen. Was doch alles in der Welt Mode wird! Ich glaube man wird uns alte Leute am Ende noch alle zu Thoren machen wollen.

Ich bin auch Deinetwegen bei dem Herrn Kanzler gewesen, und habe ihm Deinen Entschluß bekannt gemacht. Seine Excellenz haben mir aber nichts darauf geantwortet, und das halte ich für kein gutes Anzeichen. Man hatte mir den Rath gegeben, ich sollte Dich herkommen lassen, damit Du Dich examiniren ließest. Alsdenn würde es nicht schwer halten, daß Du einen Acceß bei

der Regierung erhieltest. Du könntest doch hernach thun, was Du wolltest, und so wäre Dir doch die Anciennität vorbehalten.

Schreibe mir doch mit ein paar Worten, ob du darauf gar keine Reflexion nimmst? Ich denke, wenn ich Dich nur einmal wiedersehe, ist die Hälfte meiner Sorgen schon vergessen. Neulich wollte der junge Lehr, der von G*** kam, behaupten, Du hättest Dir das Haar hinten rund abschneiden lassen? Ist denn das wahr? Schreib mir doch auch, ob Du Deines Vaters Ring, mit dem schönen Topaß mit Rosettchen besetzt, überschickt haben willst, und ob Du noch etwas Geld nöthig hast, damit ich mich bei Zeiten darauf schicken kann. Das schönste aber wäre, Du holtest es selbst ab, und wenn's nicht anders sein kann, Du brächtest Deinen jungen Herrn mit. Wir haben ja Betten genug auf dem Boden, und für die kurze Zeit über, die Ihr hier seid, wird sich wohl auch noch ein Essen Fische oder Krebse auftreiben lassen.

Ich empfehle Dich in den Schutz Gottes, und Dir in's Angedenken

Deine treue Mutter

† † †

Mariane an ihren Bruder.

Lieber Engel, ich möchte Dich vor Freude erdrücken, daß Du ein Mittel gefunden hast, dem H—beleben zu entgehen. Ich will herzlich gerne darauf resigniren, Dich zu sehen, wenn's hier sein muß, wo Du sichtbarlich zu Grunde gehen müßtest. Ich glaube, wenn's Sternberg selbst wäre, ich hätte das Herz und gäbe ihm die Hand, und sagte zu ihm: ziehe hin im Frieden, und komm wieder als ein Mann! Ach wie pocht mir das Herz auf, wenn ich das Wort höre: Reisen! Wie seid Ihr so glücklich vor Uns, Ihr Männer, daß Ihr Euch bewegen könnt! Wir verdienen aber auch kein besser Schicksal. Denn wo ist ein Weib, die sich über ein Vorurtheil erheben kann? Ich glaube nicht einmal, daß die Mädchen hier zu Lande Lieben können, und wenn's Eine kann, so hat sie doch das Herz nicht, es vor den Leuten zu gestehen. Ich wünschte, daß ich ein Page sein und Dich begleiten könnte. — Du solltest mich in Männerkleidung mitnehmen, und für Deine Maitresse passiren lassen; das gäbe der ganzen Reise ein mysteriöses Ansehen. —

Neulich fuhr ich mit Sternbergen Abends bei Mondschein in einer halbbedeckten Calesche von meiner Tante nach Hause. Es war ein göttlicher Abend; wir lagen eins dem andern in den Armen, und sangen, Silberner Mond rc. Wir sprachen von Deiner Reise, — wir dachten uns den süßen Gedanken, daß wir beide, Hand in Hand, durch die schönsten Länder von Europa reisen könnten. Sternberg hatte den Lord Hervey gesehen, der so mit seiner schönen Frau schon seit vier Jahren durch Frankreich, Deutschland und Italien reiste. Welches wonnevolle Gefühl, Eins an des Andern Busen die Reize der Natur einzuathmen, schweigend zu bewundern, und einander doppelt dafür zu lieben! Trunken von immer neuen Gegenständen, ist's ohnmöglich daß man einen Augenblick Sattheit und Trägsinn fühlen kann, der hier zu Lande das ganze Leben wie ein Schlamm überzieht. Ich möchte zuweilen eine Kanone losbrennen, wenn ich so eine recht große Gesellschaft sehe, die gänzlich eingeschlafen ist. Und wenn sie vom Schlafe erwachen, so gähnen sie! — Unsere liebe deutsche Nation ist und bleibt doch die gähnende!

Liebes Kind, schreib bald! Ich schreibe Dir dann auch von mir und von meinen Umständen.

Der Legations-Rath an seinen Vetter.

Ich höre, Sie gedenken auf Reisen zu gehen, liebster Vetter. Die Wißbegierde ist in Ihrem Alter die natürlichste und heftigste Leidenschaft. Ich wünsche von Herzen Glück dazu; und daß Sie in dem Alter, worin ich jetzo bin, noch immer Lust haben mögen zu reisen. Ihre Mutter sieht die Sache von der schlimmen Seite an, und glaubt daß es auf Ihr künftiges Leben einen widrigen Einfluß haben dürfte. Ich fürchte's einmal nicht.

Reisen und Heirathen sind freilich zwei Dinge, die man oft zu früh unternimmt, deren man sich nachher im Alter schämt, und die man einmal der Welt nicht wieder ableugnen kann, wenn man sie gethan hat. Indessen kann man sie schlechterdings so obenhin nicht als gefährlich ansehen, und jedem jungen Menschen abrathen. Jeder, der in den Wagen und in den Ehestand springt, bedenkt freilich nicht, wenn er das erste Chausseegeld bezahlt oder

die Bettvorhänge wegzieht, zu welchen ernsthaften Pflichten er sich hierdurch verbindlich macht. Der Durst nach Vergnügen und nach Neuigkeiten bestreut den ganzen Weg des Lebens und der Welt mit Rosenblättern; und man schüttelt nachher den Kopf, wenn's Einem übel wird, oder man für sein theures Geld eine schlechte Mahlzeit hält. Vieles hätte man freilich wohlfeiler zu Hause haben können, sagen die klugen Leute; und wenn man den hohen Berg erstiegen hat, ist die Aussicht nachher oft der Mühe nicht werth. Das ist aber das Schicksal aller menschlichen Erfahrungen.

Sie werden oft gehört haben, daß es vortheilhaft sei mit einer Uniform zu reisen. Ich bin auch der Meinung; es muß aber nicht gerade eine holländische, eine französische, oder gar eine von einem kleinen Reichsfürsten sein. Reisen Sie in der Uniform einer bestimmten Wissenschaft; erwerben Sie sich in irgend einer Art eine Masse von individuellen Kenntnissen, mit denen Sie an dem Orte, wo Sie erscheinen, saldiren können. Reisen Sie, wie Sie wollen, als Mineralog, Chemiker, Botaniker, Oekonom, Historiker, Architekt, Künstler, oder wie's Ihnen beliebt. Nur nicht unter dem verschiedenen Namen eines Liebhabers oder Kenners aller möglichen Wissenschaften; denn das ist so schlimm, als wenn man in Paris von einem Menschen nichts weiter zu sagen weiß als: C'est un Baron Allemand.

Noch mehr hüten Sie sich vor dem Vagieren, oder vor dem üblichen Durchreisen, das unsern jungen Leuten so gewöhnlich ist. Ein Aufenthalt von sechs oder acht Monaten in einer großen und berühmten Stadt ist Ihnen mehr werth, als wenn Sie indessen ganze Länder gesehen hätten. Fangen Sie mit Paris an. Diese Stadt ist und bleibt einmal die Hauptstadt der bewohnten Welt, der Zusammenfluß aller Fremden von Werth, die Niederlage von so vielen Kenntnissen der Vorwelt, und der Sitz so vieler Leute von Talent. Sterne hat im Spaß gesagt: die französische Nation sei die ernsthafteste; und ich sage es von ihrem edlern Theile im vollkommensten Ernst. Denn noch nie hab' ich einen Ort gesehen, wo jede Kenntniß höherer Art mit so vieler Liebe aufgenommen und gepflegt, so viel Wohlthun ausgeübt, und von einzelnen Menschen so viele edle Handlungen sichtbar werden. Wenn Sie nur irgend als ein Mann von Wissenschaften eingeführt worden sind, so stehen Ihnen in kur-

zer Zeit die Tafeln, die Häuser, die Cabinete der ersten und verdientesten Männer offen. Ich weiß, daß man Fremden, die man zu schätzen genöthigt war, nach einer nicht langen Bekanntschaft eigne Schlüssel zu Privat-Bibliotheken und Sammlungen überschickt hat, sich ihrer zu bedienen, wie sie's gut finden würden. Gehn Sie nach England, und Sie werden Jahre nöthig haben, von den stummen Britten in London sich die geringste Notiz über Derbishire oder Wallis zu erbetteln.

Halten Sie ein genaues Journal über alle Erfahrungen und Bemerkungen. Nicht wegen der Wichtigkeit der Dinge, die in das Journal zu stehen kommen, sondern wegen des großen Vortheils, daß man sich selbsten eine Bilanz vorlegt, ob man Etwas gethan hat oder Nichts. Ein Journal vertritt die Stelle eines zweiten Gewissens. — Aber darum muß man's nicht sogleich publiciren; so wenig als das Inventarium über seine Vermögens-Umstände. Mancher Reisebeschreiber meint Wunder, was er geleistet habe. Gegen die Sachen, die in der Beschreibung stehen, ist oft auch wenig einzuwenden; aber desto mehr gegen diejenigen, die nicht darin stehen. Auch lesen die Sapientes dergleichen Bücher nicht wegen der Materien, die man lernen könnte, sondern, wie so viele andere Bücher, wegen der Form — aus bloßem physiognomischen Hunger, den Autor, oder das neue Individuum zu kennen, das auftritt, und darüber abzusprechen.

Verzeihen Sie das Geplauder eines alten, und, was noch verzeihlicher ist, eines gereisten Mannes; und nehmen Sie meine aufrichtige Wünsche, für Ihre neue Lebensart, so freundschaftlich auf, als sie gemeint sind. Ich bin 2c.

II.

Lindor,

eine bürgerlich-deutsche Geschichte.

C'est tout comme chez nous.
Arlequin.

[illegible]

[illegible] durch die [illegible]

[illegible] nach [illegible]

[illegible]

Die große [illegible]

[illegible]

Lindor war ein junger Mensch von bürgerlichen Eltern geboren und zu keinen großen Hoffnungen erzogen. Die Richtung, die man seinem Kopf und Herzen gegeben hatte, war von der ganz gemeinen Art; wenigstens hatte seine Erziehung keine andere als gemeine Wirkungen hervorbringen sollen. Allein in ganz früher Jugend zeigte es sich, daß ihm eine leicht zu bewegende Einbildungskraft und ein großer Hang zur Divinationsgabe einen außerordentlichen Pfad in der Reihe des Lebens vorzeichnen würde. Er combinirte sehr schnell, und die allgemeinen Begriffe im Urtheilen sowohl als Empfinden wuchsen zu Tausenden in seiner Seele auf. Der Scharfsinn schmeichelte seiner aufkeimenden Eigenliebe, und so ward nach und nach durch jeden Erfolg, der seiner Vorhersagung entsprach, sein Charakter gebildet. Sein Witz und Humor machte ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Thoren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête à tête geschah, unschlüssig, ob es nicht eine Anspielung sei, die ihm gelte.

Die große Ehrlichkeit seines Herzens machte, daß er nicht ein Jota an seinen Entscheidungen milderte oder abschnitt, gerade weil er sich keiner bösen Absicht bewußt war, und weil's ihm Gerechtigkeit schien, die er sich selbst als Referent, oder der Natur der Sache oder des Charakters, wovon die Rede war, schuldig zu sein glaubte. Dadurch ward bald seine Reputation eines bedenklichen Menschen festgesetzt. Hierzu kam, daß er Talente besaß, die ihm die Natur gegeben, und die er sich durch Kenntnisse erworben hatte, und diese brachten die Wirkung zuwege, daß er in den meisten Gesellschaften die werthen Anwesenden weit hinter sich ließ. Wenn das Publikum in dem Moment von Augenweide an einem

außerordentlichen Menschen diese Vorzüge auch hinunterschluckt, ohne sie gerade sogleich arg auszulegen, so bleibt doch ein gewisser Eindruck von dieser Erscheinung zurück, der, wenn er oft wiederholt wird, für denjenigen, der daran Schuld ist, bei ernsthaften Gelegenheiten künftig unangenehme Folgen haben kann. Ohne daß sich's jeder mit Bewußtsein hinters Ohr schreibt, daß er diesmal beleidigt war, so stellt er sich doch bei einer Beförderung dieses Menschen nicht ungern stummerweise in den Weg, oder thut doch seinen Mund nicht auf, wenn es Zeit wäre ein Wort für ihn zu reden.

Daher ist es sehr zu begreifen, warum diese Leute, die so oft der Abgott der Weiber und der Großen sind, in der Welt nicht leicht ein Glück machen; weil diese beide Arten von Menschen, durch die, wie man sagt, alles gehen soll, entweder die Dinge dieser Welt gehen lassen, wie sie kommen, oder das Instrument der Tröpfe oder Schurken werden, die sich's über sie angemaßt haben. Noch ist zu bedenken, daß Männer von dem Charakter, wie Lindor hier beschrieben wird, die Großen und die Weiber zu ehrlich behandeln, — von denen man nicht leicht, wie die Fabel sagt, etwas erhalten soll, als warum man sie betrügt.

Man verzeihe uns diesen Prologen von sogenannten Allgemein-Plätzen; sie sind uns nöthig, um dasjenige, was wir von der Geschichte vorzubringen haben, einigermaßen vorzubereiten. Dem Plautischen Lustspiel wird ja sogar oft die ganze Intrigue zum Titel vorgesetzt, und doch gefällt sie nicht minder nachher in der Ausführung. Warum sollte es nicht erlaubt sein, hier die Exposition des Charakters vorzutragen, um den sich alle Ereignisse winden, oder dessen Individualität einem großen Theil dieser Ereignisse diejenige Wendung gab, warum man sie eigentlich merkwürdig nennen könnte?

Lindor kam nach zurückgelegten akademischen Studien nach Hause. Er hatte seine Kenntnisse weniger der fleißigen Besuchung der ordentlichen Lehrstunden, als seinem häuslichen Fleiße und dem emsigen Gebrauche der Universitäts-Bibliothek zu danken. Da sie also nicht aus dem Munde des Professors auf eine leichte Art aufgefangen waren, wie sie jeder auffangen kann, sondern durch Excerpte, Nachforschen und eigenes Suchen erwachsen waren, so unterschieden sie sich merklich von der gemeinen Tradition, die in Je-

dermanns Händen ist. Alles was er wußte, wußte er recht, obgleich vieles war, das er gar nicht wußte. Von Haus aus hatten ihm seine Eltern angelegen, den Gradum anzunehmen; er wählte sich auch zu diesem Endzwecke eine berühmte controverse Lehre aus dem Teutschen Staatsrecht. Diese arbeitete er selbst aus, ließ sie drucken und vertheidigte sie ohne Vorsitz mit allgemeinem Beifall. Er dedicirte sie dem Minister, überreichte sie eigenhändig, und hatte auch bald das Glück, eine erwünschte Wirkung dieses Schrittes wahrzunehmen. Es war eben eine Stelle in der Landesregierung ledig, und diese ward ihm sogleich ohne sein Ansuchen durch die Vorsprache des Ministers zu Theil, der überhaupt in dem allgemeinen Ruf stand, daß er Wissenschaften und Künste schätze und das stillschweigende Verdienst hervorziehe.

Es war natürlich, daß ihm sein Glück Neider zuzog, weil einige Glieder des geheimen Conseils waren, die nichts dazu beigetragen hatten, und folglich seine Beförderung nicht wohl billigen konnten. Vielen war er zu jung, und die andern konnten ihn nicht leiden, weil er geschrieben hatte, da sie doch nichts geschrieben hatten. Man hieß ihn schlechtweg Herr Doktor. Außerdem waren auch einige Leute, die eben so gut wie er, und vielleicht mit noch mehrerem Rechte, auf diese Stelle hätten Anspruch machen können; und da jederzeit die ganze Familie an den fehlgeschlagenen Hoffnungen eines Candidaten aus ihrer Mitte Theil nimmt, so waren viele Stimmen gegen ihn. Er selbst konnte sich's am besten erklären, wie es zugegangen war. Der Minister hatte sein Opus von Erudition gelesen, hatte dadurch Hoffnung geschöpft, was der Staat dereinst aus diesem aufkeimenden Genie für Nutzen ziehen könnte und, in diesem Anfall von Enthusiasmus für alles Edle und Gute, hatte er seine Person vielen anderen vorgezogen. Vielleicht war auch die Eitelkeit des Ministers etwas im Spiele, weil sein Name dem Werkchen vorstand. Lindor fand hier eine leichte Aufgabe für seinen Scharfsinn, und ihm schien alles im vollkommensten Zusammenhange vorgefallen zu sein, ohne daß ihn seine Eigenliebe insbesondere hierüber zu täuschen nöthig fand. Allein der schärfste Verstand schießt fehl, wenn er über Begebenheiten raisonnirt, und in der Ordnung der Dinge nur ein einziger Umstand, wodurch das Ding zur Begebenheit wird, seiner Wissenschaft entgangen ist. Und dies war hier der Fall. Lindor wußte nicht, daß

unter den vielen Personen, die sich auf diese Stelle Hoffnung machten, derjenige, der das nächste Recht dazu hatte, dem Minister verhaßt war. Und um diesen zu entfernen, machte man diesmal eine Ausnahme von der Regel und wählte ihn, von dem man nicht sagen konnte, warum es geschah. Wäre der nächste nach dem verhaßten Subjekte hervorgezogen worden, so war die Absicht sogleich aufgedeckt. Auf diese Art glaubte man sie aber auf viele Jahre verhüllt zu haben.

Lindor wollte diesen unangenehmen Argwohn in seinem Herzen nicht wurzeln lassen, als man ihm Nachricht davon gab. Allein ein anderer kleiner Umstand nöthigte ihn dazu. Der Minister lud ihn einige Zeit nach seiner Beförderung zum Essen. Er war ganz allein und daher schien ihm diese Einladung doppelt schmeichelhaft. Nach dem Essen, als sie sich zusammen auf's Canapee niedergelassen hatten, entdeckte ihm der Minister, warum er gerade heute seine Gesellschaft gewünscht hatte. Die Stimmen des Geheimen Conseils waren über einen wichtigen Lehensfall getheilt. Se. Excellenz vertrauten ihm, daß sie mit der Meinung ihrer Herren Collegen Ursache hätten, unzufrieden zu sein, und weil der Fall in eine Materie einschlage, über die wenig oder nichts geschrieben wäre, so wollten sie ihm die Akten nach Hause schicken, um eine besondere Relation darüber auszuarbeiten. Wie erstaunte aber der gute Lindor nicht, als er die Papiere erblickte und den Fall betrachtete, der in seiner Inaugural-Dissertation, die er dem Minister dedicirt hatte, nach allen seinen Umständen ausgearbeitet und entschieden war! Er wollte in seinem ersten Erstaunen über diesen Mißverstand sogleich zum Minister eilen, ihn davon zu benachrichtigen. Er fand aber Se. Excellenz nicht zu Hause und der Haus-Sekretair sagte ihm, zu diesen Stunden geruhten sie in einem Otio non otioso in ihrem großen Garten vor der Stadt sich mit nichts als den Wissenschaften zu beschäftigen. Er klingelte an der Thüre und sie ward ihm von einem Livreebedienten geöffnet, der hier auch den Gärtner vorstellte. Dieser war eben beschäftigt, die jungen Pflück-Erbsen vor den Sperlingen zu bewahren, und reihete kleine Fetzen Papier an lange Fäden: Dieses Papier hätte aus alten Gesangbüchern oder Postillen sein können; allein es war nichts Geringeres, als kleingeschnittene Blätter seiner Inaugural-Dissertation; und damit ihm gar kein Zweifel übrig

bliebe, daß es von dem Exemplare wäre, das er übergeben hatte, so trug der Bediente einen Theil der goldpapiernen Decke unterm Arm. Lindor vergaß nach Sr. Excellenz zu fragen, nahm einen Vorwand, daß er als Gartenliebhaber hereingetreten wäre, und ging nach Hause, darüber nachzudenken, wie dieser Fall seiner Perspicacität hätte entgehen können.

Er war in allen Frauenzimmergesellschaften wohlgelitten, besonders in der Donnerstags-Assemblee, die aus lauter jungen unverheiratheten Damen bestand. Die eine fand ihn artig, weil er sie am besten beim Flügel accompagnirte; die andere, weil er ein guter Tänzer war; die dritte, eine Kennerin der schönen Literatur, weil er mit den besten Köpfen in Deutschland in Verbindung stand; eine andere, weil er die kleinen Spiele und Kartenkünste am besten wußte, oder weil sein Urtheil am treffendsten und sein Humor der angenehmste war. Warum sie ihn aber alle artig fanden, ohne in weiteres Detail einzugehen, das konnte er sogleich nicht entdecken, ob es gleich ein Umstand war, den aufzufinden sein Scharfsinn nicht nöthig gewesen wäre.

Seine Person war nämlich für Alle eine höchstanständige Parthie, und unter ihnen war keine, die eine Ursache finden konnte, warum er an sie nicht eher als an eine andere denken könnte. Seine Wahl fiel endlich auf eine Person, die wirklich vorzügliche Eigenschaften hatte. Sie besaß bei vielem Witz und Verstand eine Gutherzigkeit, der Niemand wiederstehen konnte. Sie ward von einem Haufen ihrer Freundinnen geliebt und angebetet, und jedermann sprach Gutes von ihr ohne Rückhalt. Eine Art von Schwermuth machte sie doppelt interessant, und diese schrieb man dem Andenken an einen entfernten Geliebten zu, mit dem sie einige Jahre lang in Verbindung gestanden hatte, und der, wie man sagte, nächstens zurückkommen würde. Diese Neigung entspann sich bei beiden Theilen aus einer Ursache, der schon mehr als eine ernsthafte Verbindung ihren Ursprung zu danken hat. Es war beleidigte Eitelkeit: die Dame fand's Unrecht, daß er sie vernachlässigt hatte, und er fand's ungereimt, daß man beständig mit einem abwesenden Gegenstande sich beschäftigen und dadurch gegen seine vermeinten Vorzüge blind sein könnte. Kurz sie näherten sich beide und ohne die mindeste Erklärung liebten sie sich heftig, suchten unter anscheinendem Lachen und Leichtsinn eins das andere auf, und bald

konnten sie nicht ohne einander leben, ohne daß sie sich's gesagt hatten. Sie schwuren sich ewige Treue, und die ewige Vereinigung folgte bald nach. Der abwesende Liebhaber ward freudig aufgeopfert, und dieses Opfer war kein geringer Reiz für Lindorn bei dem Besitz seiner Geliebten. Ihr Charakter war wirklich edel, sie war, in der Liebe selbst sogar, keiner Lüge fähig. Offenheit war ein Hauptbestandtheil ihres Charakters. Und doch, ohne die geringste Untreue und Falschheit zu begehen, weiß jedes Mädchen so viel zu schweigen, als nöthig ist. Sie sagte ihm nämlich nicht alles von der gegenwärtigen Situation, worin sie mit ihrem entfernten Liebhaber stand. Das, was man als Sehnsucht nach seiner Wiederkunft auslegte, war Traurigkeit über die Nachricht, die sie von seiner Lebensart erhalten hatte. Er hatte sich dem Trunk und dem Spiel ergeben, und also hörte er auf, sowohl für sie als für ihre Familie eine annehmenswerthe Parthie zu werden. Lindor überwog jenen an Werth in allem Betracht; — allein doch wäre sein Triumph weit kleiner gewesen, wenn er Alles gewußt hätte. Und da es oft nicht möglich ist, daß man Alles wissen kann, so fällt der schärfste Verstand zu kurz, und sollte es auch Lindor mit aller seiner Divinationsgabe sein.

Die ersten Wochen des Ehestandes gingen vorüber, wie sie vorüberzugehen pflegen, in Zerstreuungen, häuslichen Anordnungen, Festen, Besuchen, kurz, was man nennt — in dem Rausch des Vergnügens. In kurzer Zeit empfanden beide Theile, was sie nicht vorhergesehen hatten und was sie doch wissen konnten, daß es jedermanns Schicksal ist.

Der jungen Frau ward übel und dem jungen Mann nicht wohl. Sie hatten einander vorher in physischer Unbehaglichkeit gesehen, und der üble Humor, der daraus entsteht, überfiel sie wie ein Dieb in der Nacht. Sie konnten nicht begreifen, wie es zugieng, daß man einander herzlich lieb haben und doch in so kurzer Zeit über gewisse Materien verschiedener Meinung werden könne, wie z. E. über dies oder jenes Gericht, über diesen Anzug, über die Annahme und Wiedergabe dieser Visite ꝛc., ob man jetzo zu Bette gehen oder aufstehen werde, ob Eins auf das Andere mit dem Frühstück warten wolle oder nicht.

Die junge Frau suchte etwas, das sie nicht mehr fand. Es war verloren, aber nicht gestohlen. Ihr Geliebter sollte es ent-

wandt und, was das Schrecklichste war, es einer andern gegeben haben. Es war nichts Geringeres, als — die Sehnsucht nach dem Besitze, das rein weggetrunken war, und dem sie mit Wehmuth auf dem Boden der Flasche nachsah. Der Mann, der wußte, daß er nichts weggethan, noch viel weniger verschenkt hatte, ward böse und schlug am Ende ein Buch nach, das voller Reflexionen war und wo geschrieben stand, es sei nichts häßlicher, als eine eifersüchtige Frau.

Bei dem Allen lehrte ihn die Erfahrung, daß doch jeder kluge Mann sein Glück nur innerhalb seiner vier Mauern suchen müsse, und daß ohne wahres Bedürfniß und ohne viele Verhältnisse man selten in der Freundschaft nur so viel Consistenz finde, als unter Meßkaufleuten, die einander jährlich ihre Waare abnehmen. Sein Haus war angenehm, und doch war es beinahe verlassen. Die meisten Menschen beiderlei Geschlechts hatten an Lindorn alles Interesse verloren. Es war wie ein Verlust, den er ihnen zugezogen hatte; er konnte nun ihrer aller weder Schwager noch Schwiegersohn werden. Seine Fehler, die man ihm in Absicht dieser Hoffnungen bisher nicht angeschrieben hatte, wurden nun zu Buche gebracht. Sein Witz war beleidigend, sein Herz böse, seine Eitelkeit unerträglich, sein Charakter unzuverlässig ꝛc.

Er hatte auf seiner Seite übel gerechnet. Sein Plan war dieser: Niemanden vorsätzlich zu beleidigen, jeden zu verbinden wo man kann, und dann sich zu zeigen, wie man ist, dies sei genug, um ruhig in der Welt fortzukommen. So rein diese Moral klingt, so wird sie in der Anwendung manchen Cautelen unterworfen sein. Wie oft hat ein nichtsbedeutender Mensch sich durch Beleidigungen anderer den Titel des Gefährlichen errungen, den man schonen müsse, und ist so durch dick und dünn seinen Weg fortgegangen? Seine Freunde zu verbinden ist eben so eine bedenkliche Sache. Wenn man rechnen könnte, daß jeder Freund, dem ein wahrer Dienst erzeugt worden ist, es sogleich vergessen könnte, so hätte es nichts zu bedeuten. Allein die meisten merken sich's, und der Anblick dessen, der's gethan hat, wird ihnen so unerträglich, als die Erscheinung eines Menschen, der eine Schuldverschreibung in Händen hat, die man nicht bezahlen kann. Und weil man ihm diese nicht nehmen darf, so geht's über den Menschen selbst her. Daß man sich den Menschen zeigen solle wie man ist, über diesen Punkt

hätte der Verfasser dieser Geschichte noch das meiste zu erinnern. Ehrlich mag's gehandelt sein, aber nicht klug. Wenn man in betrübten Umständen ist, mag's wohl angehen; wenn man aber kein Tropf und kein Bettler ist, so ist's allzeit gefährlich. Denn heut zu Tage bei unsern aufgeklärten Zeiten gehört derjenige schon unter die edlen Menschen, der's verzeiht, daß man sich besser befindet, als er selbst.

Bei der lebhaften Einbildungskraft, die Lindor besaß, war er oft eines großen Enthusiasmus für Menschen und Dinge fähig, und das Resultat davon war, daß er sich meist betrogen fand. Nicht daß er eigentliche Fehlschlüsse begangen hätte, sondern daß er gutmüthigerweise Voraussetzungen machte, die nicht erfüllt wurden. Die Welt, die ihn beurtheilte, hätte damit zufrieden sein sollen, daß er und nicht sie es war, die dadurch in Schaden gerieth. Allein sie gieng weiter, und behauptete, ein kluger Mann hätte klüger sein sollen. Und doch war der ganze Fehler nur dieser: weil er überzeugt war, er würde in diesem Fall so und nicht anders gehandelt haben, so traute er's andern eben so gut zu. Ein Fehlschluß, dessen ein kaltblütiger Ehrenmann, der nur seiner eignen Haut wahrnimmt, freilich nicht fähig ist.

Dann irrte er sich aber am meisten, wenn er von den Handlungen und Entschließungen der Großen vorhersagte. Denn sie fielen immer gerade anders aus, als er berechnet hatte. Er traute ihnen einen Charakter zu, den sie nicht hatten und da er gesehen hatte, wie sie gestern handelten, so glaubte er, es würde von heute eben so zu prädiciren sein. Aber siehe da, sie waren über Nacht weder schlimmer noch besser geworden; aber heute war's ein anderes Rohr, auf das sie sich stützten als gestern, — und der Letzte, der zur Thür hinausging, hatte mehr Recht als der Vorletzte.

Es konnte nicht fehlen, daß Lindor seinen Scharfsinn an tausend Objecten übte, und daß er diese Wißbegierde oft durch eine theure Erfahrung bezahlte. Projekte von Unternehmungen, die er oft einzeln, oft in Gesellschaft anderer auszuführen wagte, und die den Erwartungen schlecht entsprachen. Nur gehörte ein guter Kopf dazu, daß diese Erfahrungen seine Sinne nicht stumpf, sondern scharf machten, daß sich freilich der Knäuel allgemeiner Begriffe täglich abwand, aber dafür so viele individuelle Begriffe entstanden, die seine Schritte sicherer leiteten. Ob er gleich, besonders durch

den bösen Willen der Menschen, tausendfachen Schaden gelitten hatte, so wurde er doch alle Tage toleranter gegen sie; und er behauptete immer, das ganze Unheil bestünde nur darin, daß er ihnen das Facit zu spät gemacht hätte. Wenn man von ernsthaften Verbindungen mit den Menschen sprach: so behauptete er kalterweise, es sei damit wie mit dem Pferdehandel; etwas Glück gehöre dazu, oder man müsse doch die Augen dabei aufthun, und wer's nicht verstünde, müßte es lernen.

Er ward zu verschiedenen Zeiten Schriftsteller, und füllte wirklich durch seine Bemühungen verschiedene Lücken in seiner Lieblingswissenschaft, dem deutschen Staatsrecht, aus. Demohngeachtet aber blieb er ruhig auf seinem Stuhle, und wenn wichtige und einträgliche Commissionen von den Vätern des Staats zu vertheilen waren, so kam allzeit derjenige darzu, von dem man glaubte, daß er die Emolumente davon am nöthigsten brauchte, und ihm war über diesen Punkt längst der Stab gebrochen. Dafür hatte er aber auch den Vortheil, daß man ihn viele Jahre lang ganz und gar vergaß, müde ward Uebels von ihm zu reden, und am Ende wirklich Gutes sprach, weil doch jeder fühlte, daß er an dem ærario publico am wenigsten mitnagte.

Endlich that das liebe Ohngefähr, das die Unglücklichen Schicksal nennen, einen Ausspruch zu seinem Vortheil. Es war ein Vergleich über eine Streitigkeit mit einem benachbarten Fürsten zu treffen, welche Jahrhunderte gewährt hatte, und wo die jetzigen Conjuncturen versprachen, daß sie vielleicht sich glücklich beendigen würde. Er ward dazu ausgesucht, von Seiten seines Herrn zu traktiren, und ihm gefiel der Auftrag, wie die Schwierigkeit des Erfolgs seiner Perspicacität ein reiches Feld zu berechnen darbot. Es betraf die Abtretung gewisser gemeinschaftlicher Güter des einen Theils an den andern. Er glaubte, er hätte das Interesse beider Häuser aufs schärfste gefaßt, würde also allen Einwendungen begegen können, und that auch solche Vorschläge, die einem unpartheiischen Beurtheiler zu Hinwegräumung derselben mehr als hinlänglich hätten sein können. Allein es war auf der andern Seite zum Voraus beschlossen, daß nichts aus dem Vergleich werden sollte. Das Interesse des benachbarten Fürsten selbst sprach mit tausend Gründen dafür, allein nicht das Interesse derjenigen, die das Geschäft zu führen hatten. Ihnen lag daran, daß die Güter

gemeinschaftlich blieben, damit sie von den Gebrechen der Administration Vortheil ziehen konnten. Während daß sich Lindor abwesend befand, dieses Geschäfte zu treiben, hörte er, daß man auch seine unschuldigsten Handlungen anschwärzte, daß man aus Allem Gift sog, was er je gethan oder unternommen hatte. Er ward bestürzt darüber; er hätte es aber dem Publiko verzeihen sollen, das durch gewisse ungegründete Nachrichten von dem guten Erfolg seiner Negotiation war gereitzt worden. Jeder glaubte, was jenem an seiner Größe zugesetzt würde, würde ihm selbst abgenommen, und also ward er als ein Mann angesehen, der auf Kosten derjenigen zehrte, die nicht darum waren gefragt worden. Nach vielen Schriftwechseln und nach Lindors tausendfachen Bemühungen der Sache eine günstige Wendung zu geben, zerschlug sich das ganze Geschäft, und Kosten, Mühe und Zeit waren vergebens angewandt. Lindor grauete sich und fürchtete, man würde seiner Person die ganze Last des üblen Erfolgs aufbürden. Es geschah aber das Gegentheil. Jedermann war gegen ihn ausgesöhnt, ehe er zurückkam. Er hatte vollkommen mit dem Publiko saldiert, und man hielt ihn für einen fürtrefflichen Mann, weil er mehr gelitten als gewonnen hatte.

Einige Zeit nachher starb ihm seine Frau, und nun ward er wie weißgewaschene Wolle. Jedermann konnte sich ihn nun wieder zueignen. Seine Vorzüge waren rein aufgescheuert, und er hätte auch eine ziemlich merkliche bürgerliche Makel tragen können, so blieb er doch, bei dem einzigen Kinde, das er nur hatte, eine hübsche Parthie für ein jedes honette Mädchen, das bisher noch keinen Mann gefunden.

Lindor ward alt und lebenssatt; behielt aber bis an sein Ende den Hang über Menschen und Dinge zu raisonniren und zu weissagen. Nur ward in der spätern Zeit seines Lebens seine Entscheidung milder. Er sagte nicht leicht mehr etwas, das auffiel oder merkwürdig schien, sondern seine Sprüche glichen ganz gemeinen Lebens-Regeln, und alles näherte sich bei ihm dem Köhler-Glauben. — Darüber aber äußerte er sich oft, »es sei ein großer »Irrthum, daß, wenn nicht alles so gienge wie man berechnet »hätte, man die Schuld davon auf die Planlosigkeit der meisten »Menschen schieben wolle; es schiene zwar Anfangs so: weil der »größere Theil, der uns immer unsre eignen Plane vereitelt, so

»kleine Absichten und so kurz gespannte Endzwecke habe, die »man als ein Minimum leicht übersehe. Jeder eminente Mensch »in der Welt sei wie ein Großhändler, der nicht den Sinn für »die Vortheile habe, die der Krämer durch Ersparen, durch Betrug »und Geschmeidigkeit, und die öftere Wiederkehr dieser kleinen Vor»theile ziehe. Alles dieses zusammengenommen aber mache den »Krämer leben, und in sofern seien auch die kleinen Gratificatio»nen, die jeder gemeine Mensch seiner Eitelkeit und seinem Eigen»nutz bringe, ein Quantum, das man wenigstens wissen müsse, »wenn man's auch zu seinem eignen Gebrauch viel zu verächtlich »finde.«

III.

Geschichte des Herrn Oheim.

Erstes Kapitel.

Diesesmal, liebster Freund, erhalten Sie von meiner letzten Reise kein Geschenk mineralogischen Inhalts und Gewichts, sondern es ist eine andere Seltenheit, womit ich Sie unterhalten will, die nicht so leicht sich auf den Landstraßen auffsammeln läßt. Es ist die Geschichte eines Mannes, der die sonderbare Entschließung gefaßt, und die blendende Scene von Ansehn und Gewalt gegen das Leben des Landmanns vertauscht, und zwar freiwillig vertauscht hatte. Schon ehe ich Heilbronn verließ hörte ich von ihm reden, und zwar aus so verschiedenen Gesichtspunkten von seinem Character urtheilen, daß ich bald merkte, es müßte mehr denn eine Alltagsgeschichte sein. Allgemein aber war doch die Sage, daß er ehedessen Minister gewesen, das Vertrauen des Fürsten in einem sehr hohen Grade besessen, und nun auf dem Lande als Bauer lebte. Jeder colorirte das Ding wie er's gut fand. Dem Einen war's unbegreiflich. Der Andere fand's lächerlich. Die Damen fanden's abscheulich. Die Herren, die sich die weisesten dünkten, sahen es als eine Sucht an, auf eine neue Art brilliren zu wollen, den Sonderbaren zu spielen, und nach Mönchenweise die Welt zu verlassen, weil sie uns verlassen hatte. Das Scheußlichste, was man am meisten ausstieß, war, daß er allen Umgang mit der honetten Welt aufgehoben hatte, selbst Bauernarbeit that, sein Gesinde am Tische essen ließ, u. s. w. — Diese letzten Züge waren nun freilich ein wenig frappant. —

Weil ich dießmal fest entschlossen war, nicht durch das Gläschen aller dieser Herren und Damen zu sehen, sondern mein Paar Augen selbst zu brauchen; so erkundigte ich mich eben, wie weit es von meiner Straße nach Ulm bis an sein Dorf abwärts sein möchte, und sprach meinem Braunen zu. Ich kam den andern

Tag, Vormittags um neun Uhr, an, und gab einen Brief des Herrn von Meyer, aus Heilbronn, an den Pfarrer des Orts ab, der sein Freund sein sollte. Das hat Ihnen ein guter Geist eingegeben, sagte der Pfarrer mit Lächeln, als er sah, warum ich an ihn recommandirt war, daß Sie erst bei mir anfragen, und nicht geradezu auf das Gut des Herrn Oheim losgeritten sind. Er hat seit langer Zeit so viel indiscrete Besuche erlitten, daß er seinen Unmuth darüber zuweilen nicht hat bergen können. Die Leute haben's übel genommen, wenn sie ihn incommodirten. Alle kamen zu schauen, und er wollte nicht, oder hatte nichts für sie aufzuweisen. Es war aber gerade, als wenn man sie vor der Thüre eines Raritätenkastens abgewiesen hätte. Er hat natürlicherweise immer zu thun, und kein Mensch wollte begreifen, daß man ihn von etwas abhielte. — Sein Sie indessen ruhig. Wir wollen beide zusehen, daß wir's heute besser machen.

Sobald wir aus dem Dorfe waren, wies mir der Pfarrer das Haus, das eine gute Viertelstunde weit ablag. Als wir noch hundert Schritt von der Hausthür waren, bat mich der Pfarrer, ihm nur langsam zu folgen, und er gieng voraus. Ich eilte nicht, und als ich ankam, fand ich meinen Begleiter im Hofe neben einem langen Manne stehen, den ich von hintenher sogleich für den Herrn des Hauses ansah. Er wandte sich von ohngefähr um, kam auf mich zu, grüßte mich freundlich und gab mir die Hand. Ich fand hier, wie bei so vielen andern Gelegenheiten des Lebens, fürs schicklichste, nichts zu sagen. Denn war mein Besuch überlästig, so kamen alle Entschuldigungen zu spät, die ich hervorstottern mochte, und war er's nicht, so hatte er schon längst in meinem Gesicht gelesen, daß meine Neugierde von der gutherzigen Art war. Außerdem war ich von dem geraden Anstand des Mannes frappirt. Die edelste Bildung in der simpelsten Darstellung enthüllt! Sein Haar war nach Bauern oder Wiedertäufer Art ganz gerade abgeschnitten; seine Kleidung ein grauer Frack und Hut, gelbe lederne Beinkleider, leinene Strümpfe und Schuhe mit Rahmen.

Sie besuchen indessen meine Frau und Tochter, sagte er zu mir: ich muß auf das Feld und die Saat selbst bestellen. Ich habe meinen Knecht kürzlich verheirathet, und dieser kann noch nicht, wie ich's wünschte, mit dem Säen umgehen. In andert-

halb Stunden bin ich bei Ihnen. Mit diesen Worten nahm er von dem Knecht den Sack um die Schultern und hieß ihn nachkommen.

Ich folgte dem Pfarrer in den Saal, wie er's nannte. Dieß war eine große herrliche Küche, wo an einem Ende, nach ausländischer Art, das Feuer auf der Erde brannte und die Töpfe herumstanden. Weil die Jahrszeit schon etwas feucht war, so hielten sich Frau Oheim und ihre Tochter hier am Feuer auf, und warteten ihrer Arbeit. Sie schnitzten eben Aepfel, als wir in die Thür traten. Ohne aufzusehen, grüßte sie uns freundlich und die Tochter rief: Sie müssen uns helfen, Herr Pfarrer, daß wir heute früh noch fertig werden. Wir setzten uns zu den Frauenzimmern, und die Bekanntschaft war so gut und geschwind gemacht, als wenn wir uns schon seit langer Zeit gesehen hätten. Nach einiger Anweisung ging mir die Arbeit auch von statten. Die Mutter sah mich von Zeit zu Zeit an, als wenn sie etwas an mir examinirte. Endlich sagte sie: es scheint, Sie gefallen sich bei uns, sind Sie nicht auch ein Landmann, mein Herr? Noch bin ich's nicht, gab ich zur Antwort, allein ich hoff's noch zu werden. Ich bin leider noch ein Kaufmann, und die liebe Sonne wird mir nicht eher zu Theil, als wenn ich Geschäfte halber auf Reisen gehe. Es ist ein Glück für mich, daß mein Companion so ungern die Stadt, und sein Collegium, Kränzchen, Cirkel, verläßt, und mich dafür in die Schweiz schickt. Ich gehe alle Jahr unsers Linnenhandels halber nach Langenthal, und besuche auch zuweilen die kleinen Cantons. — Da sind Sie ja ein recht glücklicher Mann, rufte die Tochter, daß Sie alle Jahre einmal nach der Schweiz gehen dürfen. Unser Papa erzählt uns den Winter durch so viel Gutes von diesem glücklichen Lande, daß ich alles drum geben wollte, wenn ich's einmal gesehen hätte. Aber sagen Sie mir, sind die Mädchen wirklich so schön in der Schweiz; wie der Papa haben will? — Das sind sie gewiß, sprach ich — und man darf auch allzeit sicher vermuthen, daß das Blut in einem Lande schön ist, wo die Sitten rein sind — und durchgehends wird der Reisende durch diesen Anblick in der Schweiz gelabt — wenn ich die großen Städte vorbeireite, und nur das Land besuchen will. Sie dürfen da nicht lange suchen, um das Modell zur Sophie in Rousseau's Emil zu finden.

Das junge Frauenzimmer stutzte. Meine Tochter, fiel hier die Mutter ein, kennet Rousseau's Emil so wenig wie Chocolade und Caffee. Wir haben zwar alles dieß im Hause, allein weil unsrer Kinder Gaumen von Jugend an dafür bewahrt worden ist, so ist er jetzo zu gesund darzu, um davon zu kosten. — Und so war der Discours auf einmal abgebrochen. Man ermunterte mich zum Frühstück, und versprach mir zum voraus, ich würde mir den Appetit damit nicht verderben, weil die Mittagkost sehr mäßig sein würde. — Weil ich von Rousseau's Emil gesprochen hatte, so bestand Frau Oheim sehr ernstlich darauf, daß ich Chocolade annehmen müßte. Und ich hingegen verlangte Erdäpfel. Endlich trat die Tochter in's Mittel und sagte, ich bringe Ihnen Butter, mein Herr, und ich will doch gerne hören, ob die Butter in der Schweiz unsre Schwabenbutter schänden soll.

In dem Augenblick kam der kleine Oheim, ein allerliebster Knabe von ohngefähr fünf Jahren, mit einem seiner Cameraden zur Küche hereingeritten, und stellte seine Pferde in die Ecke im Stall. Er hatte seine Schmitze an der Peitsche verloren, kam auf den Pfarrer zu, und verlangte, er sollte ihm eine andere Schmitze aus dem Bindfaden, den er aus der Tasche zog, zurecht binden. Der Pfarrer, der seine Arbeit mit Schnitzen nicht aus der Hand lassen wollte, wies ihn an mich. Der kann's nit! sagte der Junge ganz ruhig, und als der Pfarrer darauf bestand, daß ich's besser verstünde, wie er, so sah er mich von Kopf bis zu Fuß an, und sagte noch einmal ganz ernsthaft: Der kann's nit! Ich gieng darauf nach ihm hin, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn nach meinem Stuhl. Als er so zwischen meinen Knien stand, fragte ich ihn, wie lang er seine Schmitze haben wollte, wo ich sie anbinden sollte, kurz, ich brachte es dahin, daß er mich den Anfang machen ließ, allein doch immer gab er sehr sorgfältig Acht, wie ich mich dazu stellte. Sie haben wohl auch Kinder, weil Sie sich so gut mit dem Jungen abgeben können? fragte mich Frau Oheim. Die darf ich nicht haben, weil ich noch keine Frau habe, war meine Antwort. Das ist sehr commod, versetzte Frau Oheim, wenn man oft auf Reisen ist, nicht wahr? Und außerdem hat's auch seine angenehme Seiten; man ist als lediger Mann überall besser aufgenommen. Darüber habe ich noch nicht Zeit gehabt zu reflektiren, war meine Antwort. Denn mit Willen bin ich gewiß

so lange nicht im hagestolzen Stande geblieben. Und wer hindert Sie denn herauszutreten, wenn's Ihr ernstlicher Wille ist?

Meine Umstände. Denn es will was sagen, wenn ein Handel wie der unsrige, der mehr auf Industrie als auf Fonds beruht, zwei Familien ernähren soll. So muß Ihr Handel, versetzte Frau Oheim mit Lächeln, weniger werth sein, als ein tüchtiger Kohlgarten in Ihren Vorstädten: der Vater und Schwiegersohn oft reichlich mit ihren beiden Familien ernährt. — Ja, wenn wir mit unserm Gewerbe in den Stand der Kohlgärtner zurücktreten, und unsere Weiber und Kinder mit Buttermilch nähren könnten. — Glauben Sie wohl, daß mein Companion, der eine etwas stärkere Familie hat, seiner Frau in meiner Gegenwart die Anerbietung that, ihr alle Abend einen Species-Ducaten zu geben, wenn sie ihn von allen Ausgaben frei sprechen wollte, und es die Frau ausschlug? Und zwar war hier Hausmiethe und Holz nicht mitgerechnet. —

Ich begreife, was Sie da sagen, versicherte Frau Oheim ganz ernsthaft. Ich weiß auch noch die Zeiten, wo wir mit Tausenden nicht leben konnten. Und jetzo leben wir mit wenigen Einkünften im Ueberfluß. Es kommt, wie die Alten sagten, alles auf eine gute Einrichtung an. Aber wär's denn unmöglich diese bei Ihnen zu treffen? Sie leben ja in keinem öffentlichen Amt, sind freie Bürger, Privatleute!

Die Bemerkungen des Nachbars halten uns in so strenger Ordnung, als je einen Bedienten einer fürstlichen Residenz die Classe seines Amts. Wer's anders macht als andere Leute, kommt nicht fort, macht sich ridicül, verliert seinen Credit. Klein und mäßig zu leben ist beinahe in den jetzigen Zeiten so gefährlich, als es bei unsern Vätern war Aufwand zu machen. Wer sich nur einen Artikel des bei uns eingeführten Luxus versagen wollte, kommt sogleich in Verdacht, daß es liebe Noth sei, und daß seine Umstände nicht die besten seien, sonst würde er so was nicht thun.

Hier ward die Conversation durch die Ankunft des Herrn Oheim unterbrochen, der vom Felde kam und sich zu uns ans Feuer setzte. Gebt uns zu essen, Kinder, rufte er, mich hungert. Sonst war dies ein Glück, indem er sich zu mir wandte, das mir nur zu Theil ward, wenn ich mit auf die Parforcejagd geritten war; jetzt hab' ich's alle Tage ungerufen.

Mutter und Tochter deckten sogleich den Tisch, und das Essen ward vom Feuer gehoben und angerichtet. Mir war dieß ein seltner Anblick von so schönen und reinlichen Händen bedient zu sein. Die blanken Teller und Schüssel waren bald von der Wand genommen, kurz, es gieng alles so fix als wenn's commandirt wäre. Der Pfarrer gieng nach Hause, weil er gleich nach Tische ein Kind erwartete, das man ihm zur Taufe aus einem benachbarten Orte bringen sollte. Sie bleiben bei uns, sagte Herr Oheim, und dürfen nicht fürchten, daß Sie uns incommodiren. Sie nehmen den Platz meines Sohnes ein, der aufs Land gegangen ist und heute Abend erst zurückkommen wird. Und nun kam der Knecht und die Mägde zum Essen herein. Sie fürchten sich doch nicht mit dem Gesinde zu essen, sagte der Herr vom Hause; es sind wenigstens so gute Menschen wie wir, und wenn sie für uns arbeiten, so denk' ich, sie können auch mit uns essen. Herr Oheim sprach mit wenigen Worten, aber mit wahrer Erhebung des Herzens, das Tischgebet, und alles war so neu für mich, daß ich bis zu Thränen gerührt war. Darauf setzte sich der Herr und die Frau oben an den Tisch. Madame nahm den Kleinen neben sich. Ich hatte auf der einen Seite die Tochter und auf der andern Seite den Knecht. Die Mägde saßen unten.

Bei Tische fiel kein Wort lateinischen Inhalts, das nicht für die ganze Gesellschaft gewesen wäre, nichts aus dem bürgerlichen wissenschaftlichen Leben, auch nicht eine einzige allgemeine Reflexion über den Landbau. Der Knecht, ein junger rascher Bursche mischte sich ins Gespräch, und versicherte seinen Herrn ganz dreiste, daß er im Säen seinen Cirkel von der Brust weg treffen wollte, so gut wie einer, wenn man's ihm nur anvertraute. Alles freute sich auf den Abend, wenn der Sohn nach Hause kommen würde. Ich habe meine alten Pferde letzthin abgeschafft, sagte Herr Oheim, und heute ist mein Sohn aufs Land, um andere zu kaufen. Es hat sie niemand gesehen als er, und ich bin sehr begierig wie sie ausfallen werden. Es sind zwei Fuchsstutten, die der Mann, dem sie gehören, selbst gezogen hat. Ich kenne ihn als einen vortrefflichen Landwirth, und also verspreche ich mir nichts übels. Er hat ein paar traurige Fälle in seiner Familie, die ihn nöthigen, die Pferde abzuschaffen, um Geld zu machen. Sollten sie mir auch nicht behagen, und ich muß sie wieder weggeben, so ist die

Lektion für meinen Sohn so viel werth, als was am Hauptgeld verloren wird. Und schlagen sie ein, so ist das Eigenthum, das mein Sohn durch seinen guten Einkauf darüber erhält, mir und der Familie ein wahres Capital, das sich reichlich verzinsen wird. Herr Heinrich wird aber jetzo recht stolz sein mit seinen Fuchsstuten, fiel der Knecht ein, und ich werde nur mit den Ochsen fahren dürfen. Zum Putzen und Striegeln ist einer gut genug. Wenn er mir sie aber auch nicht in den Acker giebt, so muß ich sie doch zu den Fuhren haben, und wenn ich in die Stadt zu Markte soll; denn da kann er doch nicht mit. Ich will doch sehen, ob er's Füllen mitbringt; denn das, sagte er, das müßte mit in den Kauf, und die vier und zwanzig Karolin wären umsonst nicht so blank. — Das Füllen, das Füllen, rief der Kleine, ach wenn's nur ein Schimmelchen ist, daß ich drauf reiten kann. Nicht wahr, Papa, ich darf heute mit Philippen bis an den Wald, und dem Bruder entgegengehen.

Zweites Kapitel.

Den Nachmittag führte mich Herr Oheim hinaus auf seine Felder, weil er ohnedieß nach seinem Knecht zu sehen hatte. Da das Haus auf einer ziemlichen Anhöhe stand, so bemerkte ich bald, daß weit und breit meist alle Felder mit lebendigem Haag eingefaßt waren, in welches alle zwanzig bis dreißig Schritte ein ziemlicher Stamm von Brennholz eingeflochten war. Ich erstaunte über die nützliche Einrichtung, und hielt sie für sehr kostbar. — Sie ist, sprach Herr Oheim, bekanntlich nur in England allgemein, allein überall sehr leicht wahrzunehmen, wo ein Gutsbesitzer, wie hier mein Fall ist, seine Grundstücke auf einem Fleck beisammen liegend hat. Ich habe meine Hecken mit Gärtner-Sorgfalt und Bauern-Aufwand erzogen, und wer mir folgen mag, wird sich wohl dabei finden. Im Winter, wo es müßige Taglöhner und wenigbeschäftigtes Gesinde giebt, hab' ich meine Hecken gepflanzt, Gräben aufgeworfen, im Frühjahr nachgesehen, und da ich vom Wasser Herr war, ihnen in den heißen Sommermonaten zuweilen reichlich Tagwasser zufließen lassen. Einfassungen von todtem Holz sind in meinen Augen die kostbarsten Hof- und Stadt-Decorationen, und wer nur je ein Krauthaupt gepflanzt hat, wird zu

viel Respect für die Vegetation haben, als daß er einen Baum unnützerweise fällen sollte. Außerdem ist's in unsern Gegenden auch die liebe Noth. Ich ziehe aus dem Oberholz meiner in den Hecken stehenden Bäume und dem Abfall, der aus dem nothwendigen Beschneiden der Hecke selbst entsteht, ohngefähr drei Viertel alles meines Brennholzes. In vier Jahren sind alle meine Hecken groß und dicht genug, klein und großes Vieh abzuhalten, indem ich die Staude nicht gerade, sondern ins Kreuz pflanze, nichts als Kreuzdorn dazu nehme, und mich für den zärtlichen Hammbuchen hüte. Hätte ich meinem Gesinde oder meinen Nachbarn von Anfang ein Wort davon gesagt, daß ich gegen hundert Morgen Feldes mit Gräben und Hecken versehen wollte, sie hätten geglaubt, es sei hier nicht richtig. Jetzo da's steht, hat kein Mensch was dagegen einzuwenden, und sogar die Leute aus der Stadt sperren das Maul mit Vergnügen darüber auf, weil's hübsch gekämmt aussieht. Ueberhaupt, wer da haben will, daß sein Werk stehen und fortgehen soll, der schweige und thue. Ich fand an dem Abhange rechter Hand eine Menge Wiesen, die, ohngeachtet der späten Jahreszeit, wegen der trefflichen Ordnung worin sie gehalten, und der Art und Weise wie sie gewässert waren, für den Kenner immer ein reizendes Schauspiel waren. Obenher floß ein Mühlenbach, der sie reichlich versah. — Ich wunderte mich darüber, wie der Eigenthümer der Mühle, die auf der andern Seite stand, dieses erlauben könnte. — Der bin ich selbst, sagte Herr Oheim mit Lächeln. Eh' ich auf meine Morgen Landes in dieser Gegend dachte, war der Gedanke, wie ich zu der Mühle kommen wollte, der erste, der mir im Kopfe herum gieng. Weil es keine Bannmühle war, und der Müller sich durch seinen Handel mit Weißgut, und durch seine ewige Fuhren nach der Stadt in die Schulden gestürzt hatte, und am Ende auf Betrügereien gegen jeden Mehlgast ausgegangen war, so hatte sie alle Nahrung verloren. Sie ward aufgesteckt, und ich war für ein billiges Gebot der, dem sie zugeschlagen ward.

Als ich das Stadtleben verließ, merkte ich wohl, daß mir zu meiner neuen Handirung das nöthige Geschicke fehlte. Ich kaufte also in dem nahliegenden Dorfe nur ein Bauernhaus mit den nothdürftigen Nebengebäuden, und ohngefähr zwanzig Morgen Aecker, um nicht gar müßig zu sein, und erst von meinem Nachbar zu

lernen. Da ich keine Wiesen hatte, mußte ich Anfangs alles mit Futterkräutern zwingen, im Ganzen aber war's doch Spielwerk, weil mir's den Aufwand für Gesinde und Pferde und Geschirr nicht auswarf. Indessen trieb ich den Ackerbau auf Gärtnerweise, rafinirte mit Krapp-, Mohn- und Hirsenbau, damit ich mein Gesinde beschäftigte — allein dieß alles war zu mühsam, zu gefährlich, und eine andere Art von prekairer Existenz, als die, die ich eben verlassen hatte. Diese Stücke, die ich jetzo in meiner Flur besitze, waren ehedem sogenannte Außenfelder, die zum Theil der Gemeinde, zum Theil einzelnen Einwohnern zugehörten, allein weil kein Mensch seinen Mist soweit verschleppen wollte, eine wahre Wüstenei ausmachten. Sie wären wirklich auch jetzo noch mein Verderb, wenn ich nicht auf der Stelle wohnte, und die dreißig Morgen Wiesen nicht hätte, an deren Möglichkeit vor zehn Jahren kein Mensch gedacht hatte. Da man im Dorf sah, daß ich noch Dünger dazu kaufen mußte, um meine zwanzig Morgen, davon zwei Drittel Sämereien und Futterkräuter waren, in Stand zu erhalten, so dachten die Leute ich sei verrückt, als ich ein Stück nach dem andern von dieser Wüstenei an mich handelte. Man überließ mir dieß alles nach und nach um eine so kleine Summe, daß ich mich's jetzo zu sagen schäme. Sobald ich die Mühle kaufte, konnte man wieder nicht begreifen, warum ich mich von neuem in ein Gewerbe stürzte, das ich schlechterdings nur durch Knechte treiben konnte, und wo der Gescheiteste unendlichen Betrügereien ausgesetzt ist. Man änderte indessen die Sprache, als man sah, daß mir's nur um das Wasser zu thun gewesen war. Ich führte den Bach, der unten plötzlich in die Tiefe gegangen war, oben über die Mitte der Anhöhe weg, und bekam sehr gern von Schultheiß und Gericht die Erlaubniß, den Koth ihrer Hintergasse, der keinen Abfall hatte, hineinzuführen. In zwei Jahren waren meine 20 Morgen Wiesen im Stand und im vierten mit Gräben und Heckenwuchs bestens versehen. Die Mühle habe ich einem alten Auszugsmann verpachtet, und da ich den Zins um ohngefähr 40 fl. heruntergesetzt habe, blieb ich Herr vom Wasser, wie ich's nöthig finde, und habe dadurch die Unterhaltung meiner Wiesen gewonnen, die das Hauptkleinod vom ganzen erworbenen Schatz ausmachen. Bei diesem Theil meiner Wirthschaft hat mir mein Bischen Mathematik und Botanik gute Dienste gethan, und die Principia, die ich aus meiner

ehemaligen verfeinerten Lebensart herüberbrachte, haben mir Winke gegeben, mich bei Sachkundigen näher zu belehren, ihnen Antworten auf Zweifel abzulocken, woran sie nie gedacht hätten, und haben mich überhaupt vor tollen Projekten bewahrt.

Ich glaube, mein Herr, fuhr Herr Oheim fort, Sie sind nicht so weit außer der Straße geritten, um gerade einen wohlhabenden Bauern zu sehen, sondern Sie möchten gern schauen, wie er's treibt, und wie er's geworden ist. Wär' ich eines Landmanns Sohn, und hätte ich meine Jugend in diesem Berufe zugebracht, so wären Sie auch nicht gekommen mich zu besuchen. Allein weil ich ehemals die politische Trommel gerührt, und wohl oder übel Einfluß auf Tausende gehabt, und nun mich in das Schneckenhaus eines Landmanns zurückgezogen habe — darüber möchten Sie einige Erläuterung haben, nicht wahr? Und diese will ich Ihnen herzlich gerne geben, weil ich mich in Ihren Fall setzen kann. — Dieß alles hab' ich mir erworben, und wenn ich auf die Art und Weise zurückdenke, so gereuet es mich eben nicht. Vergleichen Sie den Werth dieses Guts mit andern, so sinkt es in die Menge so vieler mittelmäßigen Besitzungen zurück, die keines Worts und keiner Zeile Beschreibung bedürfen. Sehen Sie's aber als den Zweck an, auf dessen Erreichung ein ehrlicher Mann seine Zeit und Fleiß verwandt hat, so ist's ein anderes Ding. Wenn Sie wüßten, auf welche vergängliche Dinge dieß ziemlich massive Gebäude meiner Wohnung, meine Aecker und Wiesen gegründet sind, Sie würden von Herzen lachen. Der erste Fond dazu ist, was ich aus dem Ausruf meiner Stadt-Herrlichkeiten erlöste. Ehedem waren's Spiegel, Phaeton, Büreaus von Mahagoni, Silbergeschirr, Stickereien, Spitzen, Porcellan, Bibliothek, Kupferstiche, Gemälde, Gemmen, Pasten, Vasen von Terra Cotta, und wie alle die schönen Dinge heißen, die ich mit meinen Kindern jetzo entbehren kann. Sie stehen in meinem Gehirn neben dem Spielzeug meiner ersten Kindheit in einem Rang, und ich würde kaum noch daran denken, daß so was in der Welt wäre, wenn mich nicht das Intelligenzblatt aus der Stadt zuweilen daran erinnerte. Die Landwirthschaft im Großen, als eine Speculation zu treiben, halte ich, unter uns gesagt, für ein so widriges Project, als wenn einer seine Küche aufs Bücherschreiben fundiren wollte. Allein es ist ohnstreitig, im Kleinen getrieben, die wür-

digste Beschäftigung eines ehrlichen Mannes, der versuchen will, was eigener Fleiß und Verstand vermag, der seine Existenz der Einförmigkeit entziehen und seine Gesundheit durch freie Luft erhalten will. Ehedem lebte ich, wie Sie's nennten, für den Staat, für die Welt, und ich glaube auch gar für die Nachwelt, jezo lebe ich für meine Familie. Doch davon ein andermal.

Die Nacht hatte uns überfallen, ehe wir's uns versahen. Wir eilten also nach Hause. Hier fanden wir im Hof alles mit Lichtern und Laternen erleuchtet. Die ganze Wirthschaft war beisammen, um die angekommenen Pferde zu examiniren. Mitten innen hielten sie mit ihrem Füllen, und oben saß der kleine Oheim triumphirend mit einer Peitsche. Der Sohn war mit dem Knecht im Stall, und murrte, daß jener den Ankömmlingen die Streu nicht gut genug gemacht hatte. Er gieng selbst mit seinem Besen unterm Arm, streute auf, und zeigte ihm, wie's ferner immer sein sollte.

Drittes Kapitel.

Das Abendessen wird heut etwas später werden als gewöhnlich, sagte Herr Oheim. Wie ich höre, so hat kein Mensch auf das Füllen gerechnet, und dem armen Thier ist weder Krippe noch Reiffen zurecht gemacht. Sie zersägen eben eine alte Krippe aus dem Kuhstalle, und machen auch ein Gestell, das einen Reiffen für diese Nacht vorstellen soll. Es war sogar keine Halfter da, und man darf doch den armen Narren die ganze Nacht über nicht frei neben der Mutter stehen lassen, weil ihm einfallen könnte die alte böse Milch von neuem einzusaugen. Wie wir uns so am Küchenfeuer wärmten, trat der Pfarrer herein mit einem großen weißen Reitermantel unterm Arm. Er war gekommen mich abzuholen, daß ich die Nacht in seinem Hause zubringen sollte. Daraus wird nichts, mein lieber Herr Pastor, rief ihm Mademoiselle Oheim entgegen, und Mama und ich haben schon oben weiß für ihn gedeckt. — Und wir thun nichts gerne umsonst — wissen Sie das? Ich folgte der gutherzigen Einladung, und der Pfarrer ließ sich auch bereden zum Abendessen zu bleiben. Endlich kam auch der junge Herr Oheim zur Gesellschaft, nachdem er für seine

Thiere gesorgt hatte. — Sie, als ein Reitersmann, sagte er zu mir, werden es nicht übel nehmen, wenn das Essen heut ein wenig spät wird. Ich denke, Sie setzen sich wohl selbst nicht eher zu Tische, bis ihr Roß versorgt ist. Sie haben heut einen guten Tag gehabt, sagte der Pfarrer zu ihm. — So so — war die Antwort. Und hier hab ich auch für Sie gesorgt. Sehen Sie, indem er etwas aus der Tasche zog, das ich nicht sogleich erkennen konnte, hier ist der wahre Lichen rangiferinus, den ich heute im Vorbeireiten auf dem Felsen des Aschberges angetroffen habe. Und so ist denn nun die Sammlung vollständig. Sehen Sie in Ihrem speciebus nach, ob das nicht das wahre Rennthiermoos ist, das so gut bei uns wächst als in Lappland? Der Pfarrer war wie von Freuden über den gefundenen Schatz außer sich. — Machen Sie hurtig, sagte Frau Oheim, daß Sie Ihr Kleinod unbeschädigt nach Hause bringen. Da wird die arme Frau eine böse Nacht haben, weil der Herr für Freuden nicht schlafen kann. Mademoiselle Oheim kam mit einem großen Becken Wasser herein: darf ich gehorsamst bitten, daß Ihr Kleinod zu saufen bekömmt, so gut wie des Herrn Heinrichs Füllen. Es könnte bis nach Tisch Noth leiden. Das ist diesmal nicht nöthig ihr Kinder, sagte der Pfarrer; ich sehe, ihr wißt noch nicht, daß Lichen und Muscus wie Franzose und Engländer von einander verschieden sind. Unser lieber Pfarrer, sagte Herr Oheim zu mir, hat bisher keine Frau, und wenig Ackerbau gehabt; um sein Bischen Existenz loszuwerden, hat er sich daher auf sieben Künste zugleich gelegt. Meinen Kindern hat er seinen Geschmack an der Naturgeschichte mitgetheilt, und wenn's bei diesen auch bisher nur Spielwerk gewesen ist, so ist's doch immer besser, als das Spielwerk mit bloßen Büchern. Es schärft wenigstens die Sinne, und gewiß auch das Judicium.

Weil das Gesinde hereingekommen war, so klopfte Frau Oheim zum Essen. Ueber Tische war, wie man denken kann, der Hauptdiscurs von den neuen Pferden. Ich habe heut im Nachhausereiten an Sie und an Ihre Philosophie gedacht, Herr Pfarrer, sagte der junge Oheim. — Wie so? — Wenn Sie mich immer so gern überreden wollten, daß das Hoffen besser sei, wie das Haben. Ich war heut im großen Triumph ausgegangen, wenn ich meinen Handel überlegte und ich bin ganz capot nach Hause geritten,

nachdem er geschlossen war. — Gereut Sie's denn schon? — Das wär zu frühe — und ich hoffe, das soll auch wohl ausbleiben. Aber ich dachte, es sollte mir Mühe kosten: und da ich alles so leicht fand, verdroß mich das. Wär mein Verkäufer ein Jude, oder ein reicher Schultheiß gewesen, wie wollt' ich ihm mit Vergnügen das Messer an die Kehle gesetzt haben! Aber so war's ein armer ehrlicher Teufel, den die Noth dazu brachte. Da vergieng mir das Handeln. — Ich hätte ihm auch das Füllen nicht abnehmen können. Aber da war ein garstiger Jude da, der darum handelte, und es vielleicht für 8 oder 10 Thaler erwischt hätte. Er wollte mir auch die Pferde verleiden, und sagte immer: sie hätten keine Gestalt. Wenn sie nur brav sind, und die Arbeit thun, und Fresser sind. — Wir fahren nicht spatzieren damit. Als der gute Mann sahe, daß ich auf dem Füllen bestand, so sagte er mit Thränen in den Augen: Nehmen Sie's hin, ich weiß es ist doch gut bei Ihnen aufgehoben. Aber lassen Sie mir's sagen, wenn Sie's einmal verkaufen wollen. Vielleicht bin ich alsdann im Stande, es Ihnen zu bezahlen. Mir war's, als wenn ich der Vormund über das Thier würde, und ich gab ihm die Hand darauf, daß es nie aus meinen Händen in andere als die seinigen kommen sollte. Hab ich zu viel versprochen, Papa? Nein, sagte Herr Oheim. Das Füllen ist Dein, denn ich habe nicht darauf gezählt, und das Futter, das es frißt, will ich Dir auch an Deinem Heirathsgut nicht abziehen, sagte er mit Lächeln. Wenn's drei Jahre alt ist, so wollen wir sehen, wie wohlfeil Du das Herz hast es Deinem Bauern wieder anzuschlagen. — Ich habe ihnen die Hufe besehen, fiel der Sohn ein, sie haben herrliche gesunde Wände — die Eisen halten auch noch. Wir können also, wenn Philipp für's Futter sorgt, morgen mit der Dämmerung hinaus, und sehen was sie in der Arbeit vermögen. Ich denke wir reissen den Acker gerade vor der Mühle auf, und da wird sich's zeigen, ob sie Kräfte in den Knochen haben. Ich fahre morgen selbst, und wenn Philipp sich gut aufführt und sie gehörig pflegt, soll er übermorgen auch mitfahren. Also, Mademoiselle, nur dafür gesorgt, daß morgen unser Frühstück gleich parat ist.

Als der Tisch abgehoben war, gieng der Pfarrer weg, und der junge Oheim beurlaubte sich auch. Die Tochter stand mit einem Licht da, und Madame Oheim präsentirte mir die Hand.

Kommen Sie, unsere Tochter soll uns leuchten, wir wollen sehen wo Ihr Schlafzimmer ist, und ob wir's Ihnen recht gemacht haben. Herr Oheim mag uns folgen, wenn er will. Ich ward die Treppe herauf in ein schönes geräumiges Zimmer geführt. Madame zog die Vorhänge des Bettes auf, und sagte zu mir: sehen Sie selbst, ob Sie auf diese Art, oder anders gerne schlafen. Ich war von der freimüthigen Güte so betreten, daß ich nicht antworten konnte. Wir haben Ihnen die Matratzen oben hingelegt, weil wir denken, Sie schlafen in der Stadt nicht auf Federn. Sind Sie's aber anders gewohnt, so sagen Sie's frei heraus, denn wir sind beide noch da, und können's anders machen. Ich wollte etwas zur Antwort stottern, aber Mutter und Tochter wünschten mir beide gute Nacht; und ließen mich mit dem Vater allein. Nun hatte ich Zeit mich umzusehen, und ich muß sagen, ich fand das Ameublement so sonderbar, daß ich's dem Herrn des Hauses nicht bergen konnte. Da war Kostbares und Gemeines so unter einander gemischt, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Die Vorhänge meines Bettes waren linnen, und es schien, so artig es aussah, doch wie man sagt, Hausmacherzeug. Hingegen waren die Stühle und Lehnsessel die schönste Tapetenstickerei. Die Wände waren weiß, und mit Schmetterling-Tafeln, und ausgestopften Vögeln unter Gläsern, auch mit einigen Handzeichnungen behangen. In der Tiefe des Zimmers brannte das Feuer in einem Kamin, das eine marmorne Einfassung zu haben schien. Auf dem Gesimse standen zwei gelbe Wachslichter.

Als ich meine Nachtmütze in den Nacken schob, und das ganze Arrangement noch einmal mit großen Augen überlief, sagte Herr Oheim: kommen Sie und setzen Sie sich noch eine Viertelstunde zu mir ans Kamin. Sie können doch nicht ruhig schlafen, wenn ich Ihnen nicht sage, wie das alles hier zusammen gekommen ist. Sehen Sie, das alles, groß und klein, ist Hausmacherzeug, und das ist der Grund des schönen Ensemble, was Ihnen als Stadt- und Weltmann so ungern in den Kopf will. Wenn man bei Euch Herren Symmetrie und Harmonie, wie ihr's nennt, hervorbringen will, so muß man alle vier Welttheile dazu aufbieten. Wir haben das aber nicht nöthig, sondern nehmen was uns vor der Nase liegt. Hier den Vorhang haben meine Leute gesponnen, und er ist im Hause gewebt. Die Stühle und Sessel haben

ich und meine Frau und Tochter gestickt, wie wir, bei unserm ehemaligen kleinen Feldbau, im Winter nicht wußten, was wir mit den trüben Tagen anfangen sollten. Die Kamin-Einfassung ist nichts bessers als der Stein, wovon mein ganzes Haus gebaut ist. Vor ein paar Jahren hatte der Pfarrer den furorem mineralogicum; er lebte und schwebte also über allen Steinbrüchen, und probirte mit seinem Magnet, seinem Stahl und Fläschchen Scheidewasser, alle Steine auf Gottes Erdboden. Da fand sich's nun, daß der Stein, wovon ich von ohngefähr gebaut hatte, Gott weiß was für ein schöner Serpentino antico wäre. Er schliff ihn an, und beredete den Steinhauer des Orts, daß er ein paar große Stücke aussuchen sollte. Er wieß ihn am Ende an, ihm sogar die letzte Politur mit simpeln Knochen zu geben, und so ward ich zu meinem Kamin beredt, damit der Pfarrer und sein System Recht behielt. Das übrige, was Sie an den Wänden sehen, sind die Spielwerke meiner Kinder. Und die Wachslichter, die hier brennen, wachsen hinter meinen Scheunen. Ich weiß nicht, ob's Ihnen so ist wie mir: ich bin mein Lebenlang durch nichts als goldene Sprüche regiert worden, die mir statt alles Raisonnements dienten. Und so ist mir auch der goldene Spruch, der durch mein jetziges Leben zieht, der: Genieße nichts, als was Du Dir erworben hast. Ich glaube, ich würde von Haus und Hof laufen, wenn ich's geerbt hätte. Aber so, da ich's erworben habe, ist mir's in allen Theilen lieb. Alles, wohin ich mich setze, worauf ich ruhe, was ich berühre, ist mein, weil ich seine Geschichte weiß, und mit dieser die Geschichte des besten Theils meines Lebens mir vortritt. So vergleich ich immer alles in Gedanken mit dem was es war, und was es jetzo ist, und, nächst dem tiefen Gefühl von Gottes Segen, ist mir das Andenken an meine Arbeit werth. So wenig ein vernünftiger Mensch wünschen wird, seine Kinder auf einmal groß und erzogen zu sehen, so wenig hat's mich vom Anfang an verdrossen, Fleiß und Sorge auf diese meine Haabe zu verwenden. So wie die Kinder nach vieler Mühseligkeit und langen Jahren endlich erwachsen, so ist auch alles um mich her groß geworden, und meine Hecken, meine Bäume und Bäche gehören alle zu meiner Familie. — Ich sah, daß der gute Mann warm ward, und ich hätte ihn in diesem Augenblick von Patriarchengefühl umarmen mögen, wenn mir seine Predigt, die er mir

eben hielt, nicht die Furcht eingejagt hätte, als ob er glaubte, ich hätte von der Güte seiner Existenz noch eine Ueberzeugung nöthig. — Er überließ mich bald meinen eigenen Ueberlegungen; allein meine Seele war zu voll von allem dem, was ich Neues und Unerwartetes in dieser glücklichen Familie fand, als daß ich sobald ein Auge hätte zuthun können. In den süßen Träumen, die mich auf meinem gastfreundlichen Lager besuchten, stand immer Mademoiselle Oheim mitten inne; und so wenig das liebe Kind sich mit mir zu thun gemacht hatte, so war doch dies Bild von Güte, Freimüthigkeit, geschäftigem und munterm Wesen so nahe vor meinen Augen, daß ich noch nicht einmal Zeit genug gehabt habe, zu sagen, daß es auch von Figur ein allerliebstes blondes Mädchen war.

Viertes Kapitel.

Ich erwachte des Morgens früh und stund auf. Kaum war ich ans Fenster getreten, so ward ich des jungen Oheims gewahr, der an seinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis sie an seinen Pflug paßten. Endlich schwang er sich auf eine seiner Stutten, und zog mit langsamer Selbstzufriedenheit zum Thore hinaus. Ich bemerkte, daß er gerade wie ein Bauer mit zwei Wämsern versehen war, vermuthlich aus langer Erfahrung, daß man sich gegen die Morgenthaue nicht genug verwahren könne. Ich warf mich voller Betrachtungen in einen Lehnstuhl, und ward über mich selbst böse, daß ich mich noch verwundern durfte, wie die Simplicität bei einer größern Kultur des Geistes bestehen könne. Mir fielen die Helden Griechenlands und Roms, die neuern Helden Nord-Amerikas, ein, die Alle, vom Pfluge berufen, Wunder der Größe und Tapferkeit darstellen. —

Ich rief endlich in einer Art von Entzückung aus: du Einfalt der Sitten, statt Hinderniß der Kultur des Geistes, bist du vielmehr sein Element, seine eigenste Nahrung! Der Mensch, dessen äußere Organe durch sinnliche Beschäftigung gestärkt, erhalten und erhöht werden, soll der nicht schärfer denken, sich muthiger entschließen, nicht mehr Gegenwart des Geistes und des Augenblicks in seiner Gewalt haben — als derjenige, der mit spekulativer Weisheit getrödelt hat? In der Einsamkeit seines Kabinets hat dieser niemand zum Zeugen, wie viel's ihm Mühe gekostet,

bis er die Resultate seiner Operationen ans Licht stellte. Niemand hat gesehen, wie lang und einsam seine Materialien im Kopfe schwammen, bis er sie in Eins binden konnte; niemand weiß, wie viel von fremdem ungerechten Gute jetzt unter dem Eignen zur Schau prangt! — Hier ward ich in meinen Monologen unterbrochen. Der kleine Oheim von fünf Jahren trat eben nicht sehr sachte in die Stube, mit einer großen Gerte in der Hand, und ward mich nicht gewahr. Er gieng nach dem Bette, und weil er die Vorhänge zugezogen fand, glaubte er, ich sei noch nicht aufgestanden. Er rufte mir herzhaft zu: der soll aufstehen! und als er es noch einmal wiederholt hatte und keine Antwort erfolgte, schlug er mit seiner Gerte, daß es pfiff, auf den Sitz des Lehnstuhls mit einem drittenmal: der soll aufstehen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen zu überfallen, und ihn vom Boden in meine Arme zu nehmen. Er machte mir weder eine Karesse, noch war er bestürzt, daß er mich an einem andern Ende fand, als dem wo er mich gesucht hatte, sondern sagte ganz gelassen: der Papa hat gesagt: der Kaffee würde kalt.

Ich ließ mich von meinem kleinen Führer leiten. Als wir an die Treppe kamen, begegnete mir Mademoiselle Oheim, die ihren ältern Bruder suchte, und mit wenigen Sprüngen die Treppe hinaufgeflogen kam. Ihre schönen Haare hiengen in allem ihrem Reichthum über den Rücken herab, und sie hatte noch nicht Zeit gehabt, ein Halstuch umzunehmen. Ich stand vor ihr, und war wie ein Mensch der nicht in die Sonne sehen mag, und seine Augen niederschlägt. Allein wenn ich sie auch erhob, so ward sie darüber weder bestürzt noch ungehalten. Mir wuschte ein Bild unsrer ersten Mutter durch die Seele. — Nun, was hat Ihnen geträumt, Herr Müller? — es muß alles wahr werden, sagte sie mit Lächeln; denn es ist die erste Nacht, daß Sie in diesem Bette geschlafen haben. — Wollte der Himmel, rief ich, daß es je wahr werden könnte! — Das war also ein wahrer Traum, weil's so schön war, wie sie's wünschen konnten? — Ach! rief ich, es war ein so heitrer herrlicher Traum, voll lauter Wonne, und sollte der im Leben nicht, wenigstens auf eine Zeitlang, möglich sein? — Also war gar kein Unglück darin? fragte sie. O da war's keine Liebesgeschichte, denn da muß ein Haufen Unglück sein, wenn's gut gehen soll. Mit diesen Worten verließ sie mich und flog weg.

Ich traf den Vater unten vor dem Kamine im großen Saale, oder in der Küche, an. Hier war alles aufs reinlichste gescheuert und geputzt, und kein Anschein, daß gestern den ganzen Tag das geringste darinn wäre handirt worden. Wir wollen heute mit Kaffee frühstücken, sagte Herr Oheim, um doch auch ein wenig vom europäischen Luxus zu participiren, wie von den Welthändeln, wenn wir sie in der Zeitung lesen. Meine Frau hat ihre silberne Kanne und ihre Dresdner Tassen mit goldnen Rändern hervorgesucht, die wir als Memento mori unsrer ehemaligen Existenz aufbehalten haben. Außerdem thut mir's wohl in den Augen, die Wirkungen des Lichts auf dem herrlichen Metall zu bewundern, und daß der Menschen Hände an dem Thon der Natur diesmal nichts verdorben haben. Mademoiselle Oheim setzte sich auch zu uns, nachdem sie ihre beste Reize geordnet, oder vielmehr dem Auge des Zuschauers entzogen hatte; und ihr steinernes Näpfchen mit der eingebrockten Milch, und ihr Wesen und Gestalt machten den besten Kontrast zu unserm ausländischen Luxus und Palliativum!

Der Alte fieng an: wenn ich so meine Familie am Feuer versammle, mein Junge hier in der Küche auf seinem Stecken im Kreise herumreitet, meine Weiber Abends allesamt spinnen, und mein Sohn und ich hier, von dem was morgen gethan soll werden, mit Philipp berathschlagen: so ist mir's immer, als ob ich das alles vom Schiffbruch auf eine gute Insel gerettet hätte, und da draußen das ungetreue Meer mit seinen großen Wellen wüthete.

Ich denke mein Bruder wird nicht lange ausbleiben, sagte Mademoiselle Oheim; denn er hat nicht bleiben wollen, bis ich meine Milch zurecht gemacht hatte, und hat ein Stück Brod und Käse in die Tasche genommen. Ich bat den Alten, daß er mich hinausführen sollte; denn ich wollte mir das Schauspiel nicht versagen, den herrlichen jungen Mann hinter seinem Pfluge arbeiten zu sehen. Allein ich fand auch hier, wie bei allen Dingen, daß, wer mit Nutzen reisen will, viel muß gelernt haben. Um zu fühlen, wie brav er pflügte, hätte ich's selbst versuchen müssen, und so war's eben mit mir diesmal, wie mit allen unsern Reisenden, wenn sie eine Virtuosität sehen, die sie nicht selbst besitzen. Als wir in die Thür traten, fing es herzhaft an zu regnen, und ohngeachtet aller meiner Protestationen wollte Herr Oheim nicht ge-

statten, daß ich durchaus naß würde. Ich ließ mich endlich bereden, weil ich glaubte, der junge Mann würde wohl selbst nicht lange ausbleiben. Darin irren sie sich, sagte der Vater; denn unter uns Landleuten ist eine Art von Ambition, dem Wetter nicht nachzugeben, wenn wir schlechterdings zu thun haben, und meist ist unsere Arbeit an Tag und Stunde gebunden. Außerdem kostet's uns nicht viel, denn wir sind dazu angekleidet — bis der Regen durch unsere dreifache Bedeckung durchgeht — Gewohnheit thut auch viel — und selten spüren wir böse Folgen davon, weil uns der Regen nie in einer gewaltsamen Erhitzung überrascht. Kommen Sie mit mir in mein Kabinet, hier wollen wir die Zeit verschwatzen, denn wir hindern nur hier die Weiber mit unseren Stühlen und Reflexionen.

Als wir uns gesetzt hatten, fing Herr Oheim an: Um Ihnen eine Idee zu geben, wie's jetzo mit mir steht, muß ich Ihnen sagen, wie's ehedem mit mir gestanden hat, und dann werden Sie begreifen, warum mir meine jetzige Art zu sein so sehr behagt. Mein Vater war Regierungs- und Justizrath in St., einer der brauchbarsten Geschäftsleute seiner Zeit. Er hatte in seiner früheren Jugend auf der Kanzlei gedient, nachher war er aufs Land als Beamter und endlich wieder zurück in die Stadt berufen worden. Er kannte also die Landesverfassung vollkommen, wurde wegen seiner Thätigkeit von jeher zu allen außerordentlichen Geschäften gezogen, und bei seinem offenen Kopf und der Beschränktheit auf seinen Beruf war es nothwendig, daß er sich diese außerordentliche Geschicklichkeit erwarb. Allein er hatte den einzigen Fehler, daß er, wie sie's nannten, schwer arbeitete, jede Sache als Abhandlung betrieb, und dadurch dem Kollegen nichts zu erinnern übrig ließ. Außer diesem wollte er beständig Recht haben, und hatte auch meist Recht. Dieses Letztere war unverzeihlich; er wurde allen, die neben oder über ihm waren, nach und nach verhaßt oder gleichgültig. Dadurch ward er weniger zu Geschäften gezogen und fiel in Unthätigkeit, so daß er an seinem eigenen Fleisch kauen mußte, und dieß ist die gewisse Ursache seines frühzeitigen Todes, so wenig er es auch merken ließ.

Indessen gestanden ihm Hohe und Niedrige, Freunde und Feinde seine Verdienste zu. Er diente auch, wo er konnte, so streng und unerbittlich gegen Uurecht und Betrug er war. In

unserm ganzen Hause ertönte daher alles von dem Wunsche, daß ich, der einzige Sohn, auch dereinst ein so geschickter und geehrter Mann werden mögte, als mein Vater. Sie wissen, wie man in den kleinen Residenzen von allen anderen Ständen und Verrichtungen urtheilt und denkt, die nicht zum Herrendienst gehören. Der Landjunker ist ein Sprüchwort und ein locus communis, den man den Kindern statt des Esels um den Hals hängt. Der Bauer kommt gar nicht, außer als Mastvieh für die Rechnung des Fürsten, in Anschlag. Keine Mittelleute geben sich mit der Landwirthschaft ab, oder sie verderben dabei, weil sie's nicht ganz durch sich selber treiben, wie man soll. Kommen die Diener des Fürsten in eine Handelsstadt, so sind sie sehr verlegen, daß sich nicht jeder vor ihnen bückt, wie bei ihnen. Der Wohlstand, den sie hier sehen, drückt sie wie ein böses Gewissen, und sie helfen sich damit, daß die wohlgefütterten Köpfe und die reichgekleideten Bäuche der Handelsstadt doch nur stupide Kerle wären, die keine Lebensart hätten und nichts verständen. Wer auch mitten, wie wir, im festen Lande liegt, kann keinen hohen Begriff von der Handlung haben, weil alles meist große oder kleine Krämerei ist, und sich nur hie und da ein speculativer Kopf blicken läßt, der auch nicht gedeihen würde, wenn er so viele Fonds wie die anderen hätte. In unser Haus kamen keine Fremde, als Beamte, Ober- und Unterschultheißen von dem Lande. Ich ging ins Pädagogium und mein Vater auf die Regierung, und wenn wir Beide uns präparirt und repetirt hatten, so dachten wir, es gäbe in der Welt weiter nichts zu thun. Wurde den Sonntag keine Parthie Quadrille gespielt, so setzten sich Vater und Mutter hin und spielten Piquet oder zogen die Dame. An diesem Tage wurde die Zeitung gelesen und erklärt. Der Papst und das türkische Reich ward nicht geschont, auch ärgerte man sich daran, daß die Rebellen in England ihren rechtmäßigen Oberherrn nicht gehorchen und die hartnäckigen Schotten, die ihre von der englischen Regierung verordneten Hosen nicht an den Beinen, sondern an einer Stange tragen wollten.

Fünftes Kapitel.

Ich sah also keinen andern Weg vor mir, wie sie's nennen, mein Glück in der Welt zu machen, als wenn ich in meines Vaters Fußstapfen träte. Ich lernte fleißig, und in meinem zwölften Jahre machte ich lateinische Verse, wußte aber nicht Körbel von Petersilie zu unterscheiden. Wir hatten keinen Garten, und weil man alles wohlfeiler kaufen als bauen konnte, so kam, wie man sagte, nichts dabei heraus. Von aller Herrlichkeit der Welt hatte ich nichts gesehen bis in mein sechszehntes Jahr, außer wenn ich mit meinem Vater gegangen war, an Gallatagen die Herrschaft speisen zu sehen. Die Conditoreiarbeit, die zum Nachtische aufgesetzt ward und seit zwanzig Jahren in einem Tempel Salomonis bestand, gefiel mir indessen sehr wohl, wenn nur die Officiere von der Garde nicht gewesen wären, die uns alle, Krethi und Plethi, wenn wir eine Weile gegafft hatten, zur Thüre hinaustrieben, um eine frische Heerde zur andern herein zu lassen. Ich hatte Gefühl für die Natur, es schlief aber und ward nicht entwickelt. Ich erinnere mich noch, wie eines lieblichen Morgentraums, der Zeiten, die ich auf dem Lande zubrachte. Mein Vater hatte eine Schwester, eine Pfarrerwittwe, die ihr nothdürftiges Auskommen hatte, um ihre drei Söhne aber zu erziehen schon manche Lücken in ihre kleinen Capitälchen gemacht hatte. Diese Frau hatte mich besonders lieb gewonnen, weil ich so viel lernte; und ich mußte die Feiertage und die Oster- und Herbstmesse, wenn's möglich war, die Ferien bei ihr zubringen. Ich denke noch immer der schönen Sommerabende, wenn wir weit vors Dorf mit unserm großen Kruge gingen, Wasser zu holen, und an dem Brünnchen unter dem Schatten des herrlichsten Nußbaums sich die Mädchen und Jungen versammelten, und man aus dem Dunkel über die Hecken auf die noch herrlich erleuchtete Wiese sehen konnte; wenn wir in der Scheune die hohe Schaukel befestigten und bis oben an die Thorschwelle fuhren, uns im Garten mit Aepfeln warfen, oder auch Abends draußen mit Pulver allerlei Feuerwerk anstellten, das man in der Stadt nicht treiben durfte, die Kürbisse aushöhlten, Gesichter darein schnitten und beinahe uns selber vor dem Licht fürchteten, das so schrecklich aussah. Besonders war mir der Herbst nicht allein angenehm, sondern höchst einträglich, weil es

hier umsonst so viel zu schmausen gab, das man in der Stadt so theuer erkaufen mußte. Auch gefiel mir's sehr, für einen gescheiten Menschen zu passiren, wenn mir hier mit soviel Achtung begegnet ward, und ich ihnen beim Nußausmachen Gellerts Fabeln recitirte. Die Küche war auch ein herrlicher Ort in meinen Augen, weil hier keine Köchin war, die uns wegtrieb und wir Jungen unsere Kartoffeln und Kastanien selber braten, auch auf den Pfannkuchen warten, bis er fertig war, und ihn selber in die Stube tragen durften.

Indessen konnte die Liebe zum Landleben nie zur Leidenschaft werden. So wohl mir's that, wenn ich wieder in meinem Stadt-Karch gesperrt war. Allein es ging natürlich zu: nie hatte ich auf dem Lande eigentlichen Wohlstand bemerkt, sondern alles seufzte unter der Last der Abgaben und dem Mangel des Geldes. Auch hatte von allen Leuten, die ich je gesehen, nie einer etwas Merkwürdiges weder an einem Baume, einer Feldblume, einem Gräschen, einem Insekt oder einer Erdschichte bemerkt. Das Land schien mir also nur hübsch grün und in der Ferne hübsch blau. Von merkwürdigen Menschen konnte auf dem Lande gar nichts vorkommen; denn sie waren augenscheinlich alle weniger, als die Leute in der Stadt. Denn die größten Menschen unter allen waren diejenigen, die viel Bücher in der Stube hatten, d. i. von der Feder Profession machten. Außer dem Griechischen und Latein ward nichts auf dem Pädagogio getrieben, als ein wenig Geographie und Historie; und zwar diese in eben demselben Geschmack von den Kindern Israel an bis aufs Habsburgische Haus. Immer war's Ein Regent und Ein regierendes Haus oder Volk, für das uns Ehrfurcht eingeprägt ward, und so wie wir dieses liebten, haßten wir alle andere Völker, wie die Moabiter, Amalekiter und alle übrige heidnische Völker, die eine Vorhaut hatten. Von der ganzen praktischen Philosophie war nicht ein Fünkchen im ganzen Lande zu spüren, außer was hie und da bei den Gliedern der medicinischen Facultät unter der Asche loderte. Außer dem Leibmedico hatte kein Mensch eine Luftpumpe oder Elektrisirmaschine gesehen. Wenn bei der Untersuchung eines Sauerbrunnens die Herren Commissarii sahen, daß die Dinge bald grün, bald roth, bald schwarz wurden, so wußten sie wohl, daß der Teufel nichts dabei zu thun hatte; allein wie es zuging, dafür ließ man den Stadt- oder Land-

physicus sorgen. Ich las indessen den Virgil und Horaz und Cicero, d. i. ich explicirte die Leute, allein keiner machte die geringste Wirkung auf meine Imagination. Es war mir wohl, wenn ich sie absolvirt hatte. Im funfzehnten Jahre hielt ich eine Oration über den Charakter des Tertullian, und untersuchte, in wiefern das Afrikanische Klima Einfluß auf seinen Stylus gehabt hatte. Sechs Monate darauf stellte ich eine öffentliche Vergleichung zwischen Cäsar und Alexander an. So präparirt ging ich auf die Universität, hörte was zu hören war, schrieb nach was der Professor fallen ließ, und kam nach drei Jahren, mit vielen tausend Ideen bereichert, wohlbehalten nach Hause. Ich ward durch den Credit meines Vaters sogleich employirt. Ich applicirte mich, und ob ich gleich merkte, wie himmelweit der Gang der Geschichte von dem akademischen Wörterkram ablag, so that mir doch meine wohlerlernte Logik herrliche Dienste. Ich konnte jeden begreifen, und auch mich wieder begreiflich machen; kurz ich erhielt bald den Ruf, daß ich ein brauchbares und fleißiges Subject sei. Als mein Vater starb, nahm mich einer der geheimen Räthe, der das Ohr des Fürsten hatte, unter dem Titel eines F. geheimen Secretarii, zu sich ins Haus, um die Acten für ihn zu lesen, und auch meist die Extracte zu machen. Ich ward oft zum Fürsten mit geheimen mündlichen Aufträgen geschickt. Der Fürst lernte mich hiedurch kennen; und da kurz nachher eine große Veränderung im Ministerio vorging, nahm er mich zu sich ins Schloß unter dem Character eines geheimen Referendarii. Das Jahr darauf ging ich mit ihm auf Reisen. Ich ward ihm nothwendig, ohne sein Liebling zu sein, und von dieser Zeit fängt eigentlich die Epoche an, die mich zu meiner jetzigen Lebensart bestimmte. Doch davon ein ander Mal.

Sechstes Kapitel.

Als der junge Oheim vom Acker kam, that er mir den Vorschlag, heute Mittag bei dem Pfarrer zu essen. Wir wollen nach dem Dorfe, sagte er. Sie müssen doch einmal nach Ihrem Braunen sehen, und nach Tische nehmen wir den Pfarrer mit zu uns zurück, damit er Ihnen seine Pflanzungen auf unserm Gute zeigt. Unterwegs fielen allerlei Gespräche. Ich fragte ihn: ob er wohl

das Herz hätte, auf diese Art sein Leben auf dem Lande zuzubringen? — Das ist ohngefähr eben so, als wenn sie den Fisch fragten, ob er sein Leben im Wasser zuzubringen gedächte. — Sie haben, dünkt mich, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens noch nicht gekostet, versetzt' ich ihm, und ich wollt' es Ihnen auch in Ihrem jetzigen Alter nicht rathen. Es könnte auf Ihr ganzes künftiges Leben gefährliche Folgen haben. Ob ich sie je kosten werde, das, dünkt mich, ist entschieden, gab er zur Antwort. Mein Vater muß nicht ganz ihrer Meinung sein, denn sonst hätte er mich nicht, und zwar gerade in der Karnevalszeit, nach der Stadt geschickt. Vergangenen Winter noch hab' ich meine letzte Probe bestanden. Und wie lief diese ab? Das kann ich Ihnen kurz erzählen. Meiner Mutter Bruder ist geheimer Hofrath in S., lebt auf einem sehr glänzenden Fuße, hat zwei Söhne und auch zwei erwachsene Töchter, mit denen ich Bekanntschaft machen sollte. Als ich ankam, war es Nacht. Ich stellte meine Pferde ins Wirthshaus, und ließ mir durch Philippen meinen Mantelsack nachtragen. Wir suchten lange im Hause, bis wir endlich an die Gesindestube kamen. Hier fanden wir Kutscher, Laquay, Hausmagd und Köchin, nebst einigen andern Purschen aus der Nachbarschaft, über einer Art von Gastmahl, und erfuhren, daß die junge und die alte Herrschaft auf einem großen bal paré sei. Der Bediente stürzte aus der Stube, führte mich und meinen Mantelsack in einen sehr schön meublirten Saal, der kein Feuer, aber viele herrliche Malereien und Kunstwerke zeigte. Er verließ mich mit vielem Respect, daß er seiner Herrschaft sogleich Nachricht von meiner Ankunft geben würde. Nachdem ich während einer Stunde Zeit gehabt hatte, alles bis auf die Fußteppiche zu bewundern, und indessen meines Philipps Schicksal beneidete, der in der warmen Gesindestube seine Residenz aufgeschlagen hatte — kam ein junger Herr angefahren in einem schwarzsammetnen Kleide, mit rosenfarbenem Atlas gefuttert, und einem reichen goldnen gestickten Epaulette — der mich mon cousin nannte. Er embrassirte mich mit einer sonderbaren Wärme, versicherte mich, daß ich esprit hätte, gerade zu der besten Jahreszeit gekommen zu sein, daß man schon seit acht Tagen auf mich gewartet habe, und daß ich ja recht lange bei ihnen bleiben sollte. Er bestand darauf, daß ich mich chaussiren und mit ihm zurück auf den Ball fahren sollte. Sie sind auf

einmal der ganzen beau monde präsentirt, und eine solche Gelegenheit Connoissancen zu machen kommt nicht sobald wieder. Ich hatte indessen so viel Besinnung, daß ich blieb wo ich war, und daß ich um nichts bat, um ein Zimmerchen, wo ich die Erlaubniß hätte, die Nacht zuzubringen. Als mon cousin sah, daß nichts mit mir anzufangen war, ging er mit eben derselben Wärme von Embrassaden zurück auf seinen Ball, und ich blieb zu Hause. Man führte mich in ein artiges Zimmerchen unterm Dache, das geheitzt war, und nach einer guten Stunde kam der Bediente mit zwei Wachskerzen und sagte: Monsieur est servi. Ich mußte ihm zwei Treppen hinunter in den Speisesaal folgen, wo ein artiges Souper für mich fertig stand. Der Bediente stellte sich mir gegenüber, um auf das Winken meiner Augenbraunen acht zu haben; da ich aber nur von einem Gerichte aß, so hatte er auch nicht einmal Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun und Monsieur zu bedienen. Mir fiel auf einmal in dem weiten Saal meine Einsamkeit aufs Herz; meine Phantasie verwandelte den Laquayen in einen Kammerherrn, und ich sah das Elend, das den Fürsten drückt. Oede um sich, Niemand seines gleichen neben sich und die Aussicht — in ein Dienergesicht. —

Als ich wieder zurück auf mein Zimmer war, schien ich mir von der ganzen Welt abgeschnitten, und Niemand zu haben als meinen Mantelsack. Die Pferde aufzusuchen, war's zu dunkel und zu weit nach dem Wirthshaus, und Philipp war längst zum Abfüttern weggegangen. Ich legte mich zu Bette, konnte aber nicht schlafen, ob ich gleich Bewegung gehabt hätte, wie die Stadtleute sagen. Ich konnte den Tag nicht erwarten. Als er endlich kam, stand ich auf, und zog mich an. Mein zurückgestrichenes Haar war bald in Ordnung, ich puderte es auch diesmal, und als ich mich im Spiegel erblickte, mußte ich über dies erste Opfer lachen, das ich dem Stadtwohlstande brachte. Nachdem ich lange mein Zimmerchen in der Breite und in der Länge mit großen Schritten gemessen hatte, kam mein Oncle. Ich hatte ihn ehedem als Knabe gekannt, er empfing mich auch ganz freundschaftlich, so weit es die große Kluft erlauben wollte, die zwischen seiner Art zu leben und der unsrigen befestigt war. Er führte mich zu meiner Tante, deren Figur ich mir aber nicht sogleich wieder erinnern konnte, weil sie in den zwölf Jahren, seit ich sie nicht gesehen hatte, un-

gleich jünger geworden war. Denn sie war ganz wie ein Mädchen von siebzehn Jahren angezogen, und wenn es nicht heller Tag gewesen wäre, so hätte ich sie als eine meiner Cousinen bewillkommt. Ob es gleich gegen zehn Uhr war, so wartete man doch mit dem Dejeuné auf die jungen Damen, die endlich doch nicht erschienen, und sich auch nicht entschuldigen ließen, weil sie noch schliefen. Von den Vettern kam noch der Lieutenant, der sich nach einem tiefen Compliment gegenüber an den Tisch setzte, und sein Filet, das er in der Hand gebracht hatte, zu arbeiten anfieng. Der andere, den ich gestern gesehen hatte, der Regierungsassessor, war auf die Reitbahn gegangen. Man überlegte hin und her, wie man mir den Tag über angenehm machen wollte. Erstlich sollte ich in der Donnerstags-Societät präsentirt werden. Nachher aber entschied mein Oncle, daß ich den Nachmittag dem Leibmedikus S—l eine Visite machen, sein Naturalienkabinet sehen, und den Abend mit in die Comödie gehen sollte. Ich protestirte vergebens, daß ich nur gekommen wäre, meine Verwandten zu sehen, daß es mir nirgends besser sein könnte, als bei ihnen. Es half nichts, man wollte so viel Lustbarkeit in mich pfropfen, als das Zeug halten mochte; und man hielt es für sündlich, mich als einen Stockfisch wieder nach Hause zu schicken. Kurz vor Tische erschienen die jungen Damen. Sie waren chaussirt und angezogen wie Solotänzerinnen. Allein superne hatten sie ihre Reize noch nicht entfaltet. Ich hatte mein Leben nicht so viel Puder und Pommade beisammen gesehen, und ihre Wangen sahen aus wie der Himmel an einem schönen Frühlingsabend, wenn er mit langen Purpurstreifen spielt. Der Essig von gestern Abend hatte sich etwas verlaufen, und man hatte aus Raffinement, oder Gott weiß warum, noch keinen neuen aufgelegt. Die Aelteste trat dichte vor mich, und fragte mich: ob sie nicht abscheulich aussähe? indeß die Jüngste hinten um mich herum schlich, um auszuspähen, ob ich nichts vom Stallgeruch an mir hätte. Man fragte mich nach meiner Schwester, und ob ihr denn mein Vater gar keine Maîtres geben wollte? Ob sie nicht melancholisch würde? Und ob wir denn gar keine Societät hätten? Der Lieutenant fragte mich: ob wir auch die hohe Jagd hätten? was mein Pferd für ein Landsmann wäre? Meine Tante fragte: was wir für Lektüre hätten? ob wir auch den deutschen Merkur und das Museum hielten? ..

Bei Tische hatte man mich zwischen die beiden jungen Damen gesetzt, die mich mit Höflichkeiten obruirten. Ich wußte nicht das mindeste davon, konnte also auch nicht betreten darüber werden, wie sie berechnet hatten, daß ich's sein würde. Aus den Bemühungen der Brüder, die Schwestern zu bedienen, merkte ich doch am Ende soviel, daß ich sehr gefehlt, und den Senf, und die Gurken, und den Salat u. s. w. nicht zu rechter Zeit an meine Nachbarinnen präsentirt hatte. Man war indessen ernstlich bemüht, wie jeder Höhere den Niederen, mich à mon aise zu setzen. Man sprach wenig vom gestrigen Ball, und der Regierungsassessor berührte nur im Vorbeigehen den Springer und den Siebenbürger Wildfang, den er heute geritten hätte. Hingegen war von nichts als der Landwirthschaft die Rede, vom reinen Ertrag, u. dergl. Der Assessor fand unsern Viehstand viel zu klein, und wunderte sich sehr, daß wir nicht Klee und Krapp bauten, und warum wir nicht des Herrn Ellis Säepflug eingeführt hätten. Ich machte verschiedene Versuche hierauf zu antworten, und wollte von dem Vortheil und Nachtheil jeder Bauart etwas vorbringen: allein man gab so wenig acht auf das was ich sagte, und that nach Herren-Art so schnell wiederholte Fragen an mich, daß ich wohl sahe, es war ihnen nicht um eine Antwort, sondern um Gelegenheit eine neue Frage anzubringen zu thun. Nach Tische merkte ich beim Kaffee, aus der Kälte womit man mir begegnete, daß man mich für ein ganz unbrauchbares Subjectum hielt, aus dem nicht einmal ein Redicüle zu ziehen wäre. Kurz, ich hatte die Ehre für stüpid zu paßiren, und man hielt des Vaters Einfall doppelt für herrlich, mit mir zuerst in der Komödie zu debütiren, wo es weiter nicht viel zu sagen hätte. Der Assessor begleitete mich indessen mit freundschaftlichem Mitleiden zum Leibmedikus S—l. Ich kam bald mit diesem verdienstvollen Mann von unserm Pfarrer zu sprechen, und er versicherte mich, daß er vielleicht so wenig als andere gewußt hätte, daß ein solcher Mann in der Nähe existirte, wenn ihn Hr. Scopoli, mit dem er in Correspondenz steht, ihm nicht von Padua aus bekannt gemacht hätte. Er hat eine treffliche Kräutersammlung, besonders an Moosen, Flechten und Farrnkräutern, alles was seine Gegend hervorbringt. Er wieß mir verschiedene, wo er den Ritter Linnée und unsern Dillenius nicht mit einander vereinigen konnte. Ich gab ihm nach meinen Kenntnissen

Recht und bestärkte ihn in seinen Zweifeln gegen den Ritter. Der gute Mann ward warm und embrassirte mich zu verschiedenen Malen. Mein Herr Vetter, der Assessor, saß ganz betäubt, da er hörte, daß ein Pfarrer auf dem Lande ein großer Mann sein sollte, daß sein Vetter etwas wußte, das er nicht verstand, und daß der alte, rechtschaffene Leibmedikus sich über meine Erscheinung so herzlich freuen konnte.

Ich ging sehr ungern zur Comödie; allein es gefiel mir besser, als ich vermuthet hatte. Es war eine Art von weinerlicher Comödie mit Gesang. Die große Versammlung, Menschen von allen Ständen und Alter beisammen zu sehen, that meinen Augen wohl, und sie schienen mir meist alle recht gutherzige Menschen zu sein, wie sie auf einen locus communis lauerten, und das dürftigste Sentiment mit lautem Händeklatschen bewillkommten. Es geht dabei zu, wie bei ihren Dejeunés und Collationen — nach dem Hunger zu urtheilen, sollte man denken, sie hätten in vier und zwanzig Stunden nicht gegessen; und so ist auch kein Volk wie sie, das sich von Morgens bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, und immer doch so leer davon ist, daß es zu allen Zeiten danach schnappt. Bei Tische ward ich sehr examinirt, wie mir die Comödie gefallen hätte. Das Stück, so schlecht es war, war, wie mir däuchte, von den Akteurs nach bestem Wissen und Willen gespielt worden. Gut konnt' ich's nun einmal nicht finden; allein es interessirte mich auch wieder zu wenig, als daß ich's hätte für schlecht ausgeben sollen. Die beiden Damen hatten erstaunend viel über die Aktion zu sagen, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die ersten Begriffe dazu fehlten. Ich saß da und aß eben über Vermögen von allem, was mir angeboten ward, aus Angst, ich möchte etwas Unziemliches über die dramatische Kunst vorbringen. Die älteste Tochter behauptete, die Liebhaberin hätte ganz und gar ihre Stelle verfehlt, und nach Tische wollte sie zeigen, wie's eigentlich hätte anders sein sollen. Bis das Desert aufgehoben war, unterhielt mich indessen meine Tante von allen Stücken, die die letzten zwei Winter von ihrer Familie waren aufgeführt worden, und nannte mir von dem Fürsten bis auf den Kabinetssekretair alle Cavaliers, die jedesmal Zuschauer gewesen waren. Ich muß gestehen, ich erstaunte, als meine Cousine auftrat. Sie hatte kaum das letzte Stückchen Biscuit hinunter, so

gerieth sie in eine Leidenschaft von verzweifelter Liebhaberin, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und ihr Bruder, der Lieutenant, der das Buch in der Hand hatte und den sie anredete, störte mich im geringsten nicht in der Illusion. Sie ging von Angst und Muth zur Schmeichelei über, als wenn sie einen Teller gewechselt hätte; es fiel mir aber doch ein paarmal heiß aufs Herz, wenn ich bedachte, was das Mädchen für ein angebornes Talent zur Verstellung haben müßte. In dieser meiner Dumpfheit ging ich auf mein Zimmer, und war so voll von allem, was Geist und Leib für diesen Tag, über die Gebühr, empfangen hatte, daß ich nicht schlafen konnte. Den andern Morgen ward ich zu einem andern Schauspiel heruntergerufen, das nicht weniger neu für mich war. Jedermann war früh frisirt, und mit ganz besonderm Geschmack zum Dejeuné gekleidet. Denn jede Tageszeit hatte hier ihre Art sich zu kleiden. Es hieß wir wollten in meines Onkles Garten frühstücken. Der Wagen mußte zu drei verschiedenen Malen abgehen, um uns alle abzuholen, denn es stellten sich noch einige Frauenzimmer aus der Nachbarschaft ein. Ich stellte mir nichts weniger vor, als daß die Fète meinethalben gegeben würde. Es war indessen nicht anders. Man führte mich und meine Gesellschaft in ein artiges Gartenhaus, aus dem ich einen schönen Prospekt entdecken konnte. Ich hörte von allen Seiten lachen, rufen u. s. w., ohne daß ich jemand sah. Indem kam mein Vetter gesprungen, riß die Fensterläden von der andern Seite des Gartens auf, und entdeckte mir das Geheimniß. Hinter dem Haus war eine Laube von jungen lebendigen Fichten zusammengeflochten, in der eine große Gesellschaft Frauenzimmer bei Caffee, Chokolade und allem was zu einem Stadt-Dejeuné gehört, laut wurden. Vor sich hatten sie eine sogenannte Winterwiese, die aus einem Stück Pimpernell bestund, und sich hinten in einem großen gefrornen Teiche endigte, der mit einem Dutzend der besten Schrittschuhläufer von allen Seiten befahren ward. Ich muß gestehen, das Schauspiel kam mir ganz unerwartet. Man nöthigte mich die Gesellschaft zu besuchen. Als ich hinein trat, bewunderte ich den Tisch, wo man durch Vorhänge die Feuerkästchen und Fußsäcke maskirt hatte, um die Illusion aufrecht zu erhalten. Aus dem Aufmerken Aller beobachtete ich sogleich, daß Ich und meine Gestalt das große Gerichte war das heute zum Besten gegeben

wurde. Sie schlichen um mich her, besahen mich von oben bis unten, machten mir alle beinahe dieselben Fragen und dieselben Höflichkeiten. Am Ende ließ ich mich bereden, Schrittschuhe anzubinden. Dieß war eine Natur, die sie noch nicht gesehen hatten, und es lief zu ihrer großen Satisfaktion ab. Meine Ungeschicklichkeit war complet; da mich's aber in Schweiß setzte, und sie mich mit Fragen auf dem Eise nicht incommodiren konnten, ließ ich's gehen. Als ich meine Schuldigkeit gethan hatte, rief mich eine ältliche Dame zu sich, und bat mich, zu ihr und ihren Töchtern in den Wagen zu steigen, der an der Seite hielt, damit ich mich nicht erkälten möchte. Ich ließ mich bereden, dachte aber nicht, was mir bevorstund. Als die Gläser aufgezogen waren, befand ich mich unter drei zärtlichen Verehrerinnen der schönen Natur und des Landlebens. Was sind Sie für ein glücklicher Mann, Herr Oheim, rufte die älteste Tochter aus, daß Sie Gottes Natur rund um sich haben, da wir armen Menschen, um ein Stückchen Himmel zu sehen, eine halbe Meile vors Thor müssen? Was muß der Mondschein an Ihren großen Eichen und Buchen für Wunderwerke hervorbringen, da er uns schon an unsern viereckten Häusern und den geschornen Lindenbäumen dahinreißt! — Ach! Ihre Schwester muß ein zärtliches Herz haben. Sie haben doch auch Teiche und Bäche? Ach! wer doch unter dem Schatten der herüberhangenden Weiden ein Liedchen an den Mond singen dürfte. Aber eine sympathetische Seele muß man dabei haben. — Da ist doch Ihre Schwester sehr zu bedauern, wie ich höre, so ganz einsam. Ich antwortete: sie hat ihren Vater und Mutter, und wenn wir nichts zu thun haben, sitzen wir eben alle beim Feuer in der Küche beisammen. Die Weiber spinnen, und der Vater und ich lesen auch zuweilen Eins. Kommt denn kein Mensch, fragte die andere Demoiselle, den ganzen Winter über zum Veilliren zu Ihnen? — Ich wollte eben antworten: der Knecht und die Mägde, als ein junger Herr den Schlag öffnete und, als die vierte Person, zu uns in den Wagen sprang. Dieser war von meinem Vetter instruirt worden, daß ich ein großer Naturkundiger sey und, da er selbsten ein großer Physikus war, so freute er sich, in mir einen zweiten zu finden. Er fragte mich: ob ich schon die große Electrisirmaschine auf dem Observatorio gesehen hätte? ob wir uns des Hygrometers des Herrn de Luc, nach der neuesten Verbesserung,

bedienten, und mit welcher Art von Elektrophoren wir unsere Experimente machten? Wir machen alle unsere Experimente mit der Schauffel und mit der Hacke, gab ich zur Antwort, und sehen's sehr gerne, wenn die andern in der Zeitung stehen. Bei uns giebt's alle Tage die Hände voll zu thun. Der Pfarrer hat die Dinge ehedem nachgepfuscht; allein da er jetzt eine Frau und ein Bischen mehr Ackerbau hat, will's auch nicht mehr damit fort. — Ich war froh, wie zum Abzug geblasen wurde, denn in einer Carosse bei so zärtlichen, vielwissenden Menschen war ich wie gebraten. Den Nachmittag schleppten sie mich noch in eine große Assemblee, wo alle Leute, so wie sie angekommen waren, sich still zum Spiel setzten, und so lange spielten, bis es Zeit war auseinander zu gehen. Ich hatte indessen die Zimmer vor mir, und da zum Glück ein Paar Kinder da waren, die eben so wenig zu thun hatten wie ich, so tummelte ich mich mit diesen herum. Den Abend aber kam ich ganz erschöpft nach Hause, bestand ernstlich darauf, daß ich nicht länger bleiben könnte, und erhielt's, daß man mich gehen ließ. Wie ich das Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erst wo ich gewesen war, aus der Leichtigkeit womit ich athmete, und ließ mich in ein freundliches Gespräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein. Diesen Geschöpfen war's indessen auch nicht besser gegangen. Sie hatten, so gut wie ihr Herr, Futter angetroffen, das sie nicht mochten, und sahen ganz betrübt und dünnleibig aus.

Unter dieser langen launigten Erzählung waren wir bis an des Pfarrers Thüre gekommen. Gestehen Sie nun selber, rief der junge Oheim aus, indem er mir mit Lächeln auf die Schulter klopfte, ob mir das Stadtleben sehr gefährlich werden könne. So wenig, dächt' ich, wie das Zigeunerleben, zu dem ich vielleicht noch mehr Geschick hätte. Mein Vater fürchtete, die Bücher und anderer Leute Beschreibungen möchten mich einmal zur Unzeit lüstern darnach machen, und so glaubt' er, es könnte von Nutzen sein, wenn ich das Ding mit meiner eigenen Nase rieche. — Als wir uns der Stallthüre näherten, wieherte mein Brauner. Gehen Sie nur hinauf zum Pfarrer, sagte Herr Oheim, ich will nach Ihrem Kammeraden sehen, und ihnen schon Bescheid geben wie er aussieht. Ich gieng die Treppe hinan, die Stubenthüre stand offen, und ich erblickte ein Gemälde, das sich der reichste Finanzier

von Paris nicht besser bei Herrn Genuze bestellen kann. Die Suppe stand auf dem Tisch, und Vater und Mutter hatten sie verlassen, um dem schreienden Kleinen zu Hülfe zu kommen. Die junge frische Frau mit zerstreutem langen blonden Haar und offnen fleischigten Armen kniete auf der einen Seite der Wiege, und reichte dem Kleinen die Brust, den sie nicht hatte aufheben wollen. Er hatte eben die Warze verlassen, und antwortete mit süßem Lächeln dem Vater, der über der Wiege hing, und ihn mit seinen Fingern amüsirte. Treten sie herein, rief mir der Pfarrer zu, und sehen Sie, wie glücklich man sein kann, wenn man will. Die schöne Frau bedeckte mit dem Kopfe ihres Lieblings ihren Busen, und ich näherte mich. Was hat Herr Sophist Jean Jaques zu verantworten, rufte der Pfarrer aus, der da sagt, die Kinder wären in ihren ersten Tagen Maschinen. Kann ein Meister diese feine Seelenbewegungen, dieß verständige süße Lächeln der Augen ausdrücken? Mein Kleiner antwortet mir seit der vierten Woche beinah auf alles, ist in der sechsten auf Bewegung der Schatten, endlich auf Farben, und nun in der neunten schon auf Formen und Conturen aufmerksam. Ich denke, so sind sie fast alle, wenn man acht haben wollte. Der Kleine ward bald befriedigt, der junge Oheim kam aus dem Stall zurück, that Rapport, und nun setzten wir uns zu Tische. Sie sollen heute wie bei einem Einsiedler traktirt werden, sagte der Pfarrer: eine große Schüssel Milch, ein schöner Pfannkuchen, ein Teller Nüsse, und der beste Käse, wie ihn keine Frau auf zehn Meilen besser macht, von meiner Frauen Hand, steht Ihnen zu Diensten; auch eine alte Flasche Rheinwein für den Herrn Stadtbewohner.

Siebentes Kapitel.

Wir eilten sogleich von Tische nach Hause. Des Pfarrers Gegenwart war hier nöthig. Der alte Oheim hatte Gräben ziehen lassen, um neue Verzäunungen anzulegen, und die Schlinge zu den Hecken hatte der Pfarrer unter seiner Aufsicht. Ehe wir weggingen, zog er eine Brieftasche hervor, wovon er mir den Schlüssel anvertraute. »Da es Ihnen daran liegt, unsers Freundes Oheims Geschichte zu wissen, so haben Sie hier einige Urkunden aus der ersten Zeit seiner jetzigen Lebensart. Erbauen Sie

sich dann, wenn Sie alleine sind. »Ich fand, als wir anlangten, den Alten in voller Arbeit, der an der Spitze seiner Taglöhner, mit der Schaufel in der Hand, arbeitete.« »Die Herren erscheinen gerade zur Zeit des Vesperbrods,« rief er uns entgegen; »nur Schade daß Ihnen die Milch nicht schmecken wird, wie unser Einem, weil Sie nichts gethan haben. Kommen Sie mit, und sehen Sie, daß es nicht so leicht ist, wie es scheint, sich im Stande der Unabhängigkeit von seinen Nachbarn zu erhalten. Auch fürs Geld würde ich keine Schlinge zu meinen Umzäunungen finden, weil niemand in der Nachbarschaft so ein Thor ist wie ich, für die Zukunft zu arbeiten.« Mit diesen Worten führte er mich an das Ende seines Pflanzgartens, und hier fand ich eine Pflanzschule nicht allein von guten Obstbäumen, sondern lange Beeten mit Pappeln, Winden, Schleen, Vogelkirschen, Kreuzdornen, Hagbuchen und dergleichen, von eins, zwei, drei Jahren; untermischt mit allerlei nordamerikanischen Hölzern und Gesträuchern, mit denen der Pfarrer Proben angestellt hatte. Ich bemerkte auf den hohen und niedern Wiesen, an den Rainen, den Hügeln, den sumpfigten, den schattigten und freien Plätzen überall einen gewissen Wohlstand und Reichthum der Pflanzen und Grasarten, der mich in Verwunderung setzte. Das kostet nichts, als ein wenig Sorgfalt, antwortete mir der Alte, und daß man die Natur um Rath fragt. So wie die neuern Oekonomen ihre Kleearten und ihr Raigras allein pflanzen, so hab ich's im Ganzen mit allen Wiesenpflanzen versucht, und nichts gethan, als jeder ihren eigenen Platz angewiesen. So muß ich dem bleichgelben Waizenklee und dem Lolchgras mit der fortdauernden Wurzel nur einen lettichten Boden anweisen, und den tauben Haber und das Fuchsschwanzgras den dürren Anhöhen überlassen u. s. w. Weil ich meinen Nachbarn vorgegangen bin, und weder gegen noch für den Ackerbau geschrieben habe, so lassen sie sich's am Ende gern gefallen, daß meine Güter besser stehen als die ihrigen. Sie kommen schon und handeln meinen Kindern die Setzlinge ab, und die Vogelkirschen- und Kreuzdornstauden bestreiten uns alle Ausgaben für die neueren Haushaltungsschriften.

Als der Abend herbei kam, führte mich der Alte zum Kamin in meiner Schlafstube und sagte: ich bin Ihnen noch die Fortsetzung meiner Geschichte schuldig. Sie verließen mich neulich als

einen angehenden Liebling des Fürsten. Dieser junge würdige Herr hatte einen seinem Stande sehr gewöhnlichen Hang zum Reisen, allein auf eine Art, die nicht die gewöhnlichste ist. Er wollte sich das Schauspiel verschaffen, alle Menschen und alle Stände in der Nähe zu sehen, und dazu wählte er den sichersten Weg. Er reiste beinahe ohne alle Bedienung, und ich war sein einziger Begleiter. Dadurch wiesen wir uns alle demüthigen Diener — in Verbeugungen und Meinungen — vom Leibe; jedes Menschenkind, das uns begegnete, zeigte sich in seiner wahren Gestalt, und wir durften uns in der unsrigen zeigen. Schon als wir nach Straßburg kamen, schien uns das Menschengeschlecht eine freiere Luft zu athmen. Der Soldat vorm Thore kam an den Schlag, und unterhielt uns freundschaftlichst, indessen wir visitirt wurden. Die Schildwache schien Sentiments zu haben, und ich sah's dem Fürsten an seinen glänzenden Augen an, wie wohl ihm diese Erscheinung that. In der Schweiz zogen wir von einem Landhaus zum andern, und fanden immer, daß dieß ein Land sei, wo man langsam reisen müsse. In den Hauptstädten hatte der ausländische Dienst und der von da mitgebrachte Luxus freilich vieles verdorben, allein auf dem Lande wurden wir reichlich dagegen entschädigt. Ueberall sahen wir heitre Gesichter, feste Charaktere, sichres Eigenthum, verhältnißmäßigen Aufwand, Trotz und Kühnheit gegen Vorurtheil, Haß gegen alle Sclaverei in Worten und Werken. Wir sahen oft in den reichsten Häusern den Herrn des Abends beim Küchenfeuer unter seinen Domestiken sitzen, frei mit ihnen spaßen, diese hinter seinem Stuhl am Tisch das Wort nehmen, und Vater und Kinder einander wechselsweise auf eine anständige Art railliren; — in den kleinern Städten Weiber und Kinder an allen öffentlichen Begebenheiten Antheil nehmen, über Straßen- und Kirchenbau, Magistratsbesetzungen und Armenanstalten Groß und Klein raisonniren — wie bei uns über Shakespeare, Romanzen und Musenalmanachs, Filets, und Journale. — Kurz, ich sah ein Volk, das vom Morgen bis in die Nacht lebte, sich seiner Existenz freute, und nicht, wie bei uns so viele Leute, die gähnen, klagen und kriechen. — Dies gab meinem Geist eine andere Wendung, die aber für meine damaligen Umstände nicht die passendste war. Mein Ansehen beim Fürsten ward von Tage zu Tage fester, ohne daß ich's gesucht hätte. Er gewöhnte sich an mich; und das war der

ganze Schlüssel zu dem Geheimniß, das so vielen Leuten die Köpfe verrückte. Anfangs gefiel es mir, manchem ehrlichen Mann seinen rechten Platz angewiesen, manchem Gebrechen abgeholfen, manches Elend verhütet zu haben. Allein meine Freude war von kurzer Dauer, wenn ich sah, wie der böse Wille oder die Ungeschicklichkeit so manches Subalternen die besten Anstalten vereitelte, und ich, wider besser wissen und wollen, das Instrument eines Unwürdigen geworden war. Besonders kränkte es mich, daß ich nicht berechnen konnte, ob das freundliche Gesicht mir oder meinem Platz gemacht wurde. Ich fürchtete mich am Ende vor jeder Attention, vor jedem freundschaftlichen Bezeigen auch des besten Menschen wie vor einer Schlange. Denn unter jeder Blume, jeder Melone, die mir zum Present geschickt war, lag eine Bittschrift im Hinterhalte; und wenn ich mich bei meinem Abendessen in meiner guten Laune nur ein wenig vergaß: so hielt's einer von der Gesellschaft jetzo für Zeit genug, mich bei Seite zu ziehen und etwas zu verlangen. Ich sah damals ein, wie es möglich ist, daß man die Fürsten der Menschenscheu und der Härte beschuldigen kann; denn die Menschen machen's ihnen darnach. Alles, was ich für die Leute that, war so geschwind vergessen, als wenn's unser Herr Gott für sie gethan hätte. Besonders konnt' ich's meinen Anverwandten und guten Freunden nie recht machen. Der Geringste, dessen unbescheidenes Gesuch ich nicht geradeswegs unterstützte, ward mein abgesagter Feind, und jeder Subalterne klagte, daß man das Verdienst verkenne. Den Projektmachern war ich zu träge und die Anhänger des Schlendrians beschwerten sich über meine Neurungssucht. Oft versucht ich's mich in den Armen meiner Familie vor dem Elend der öffentlichen Anbetung zu schützen. Allein auch dahin verfolgten mich die Aufwartungen; und wenn ich nach Hause kam, fand ich ein halb Dutzend Spieltische, oder eben so viel Einladungen auf Morgen und Uebermorgen. Mein Junge, wie Sie ihn kennen, war auf dem Punkt, im siebenten Jahr als ein Solotänzer bewundert zu werden, und mein Mädchen im vierten Jahr im Whistspiel zu glänzen.

Um allem diesem Uebel abzuhelfen, und zuweilen einige Stunden Existenz dem ekelhaften Gedränge zu entreißen, hatte ich eine halbe Stunde von der Stadt eine kleine Meierei angelegt. Allein ich sah bald, ich hatte mir eine Natur in der Stube ge-

schaffen. Ich wollte mich schlechterdings an die keusche Einfalt der Natur halten. Mein Vieh sollte nicht ausländisch, sondern nur wohlgehalten, meine Wiesen geebnet und vom Moose gereinigt, meine Hecken dicht und ohne Lücken, meine Bäume gesund und grade, und meine Kleeäcker freudig aussehen. Allein wie schwer war auch dies zu erhalten? Wie konnte ich einem Miethling, den ich dahin setzte, das Hausvatergefühl für ein fremdes Eigenthum einpflanzen? Wenn ich mich in diese meine Einsiedelei flüchtete, um den Sorgen des öffentlichen Lebens zu entgehen, so warteten andere auf mich. Mein Hofmann hatte so viel Stroh gebraucht, und so wenig Dünger gemacht; da waren Forderungen von Brennholz, Handwerkszettel für schlechte Arbeit, Taglöhnerlisten von übersetzter Anzahl u. s. w. Bald waren meine junge Bäume nicht bedornt, und die Hasen hatten sie abgefressen, oder die Stangen für die Pfropfreiser nicht gehörig angebunden, daß der Wind alles abgerissen hatte. Es war nicht tief genug gegraben, der Dünger nicht gehörig verbreitet. Manchmal war auch offenbar gestohlen. Meine Frau klagte zu Hause über den schlechten Rahm, und der Hofmann über das Futter; meine Kinder fanden auch oft das Obst gegessen, ehe sie kamen. Ob ich gleich meine eigenen Pferde zum Einführen brauchte, so waren doch immer so viel Leute dabei nöthig, als wenn ich's mit Miethfuhren gethan hätte. Kurz, die unaufhörliche Ausgabe ohne Einnahme vergällte am Ende allen Genuß, und jeder Spaziergang, jede Nacht, die ich da schlief, war so theuer, als wenn ich sie in Richters Garten zugebracht hätte. Zuweilen empfand ich den seligen Vorschmack meines jetzigen Lebens, wenn ich in Gesellschaft ein paar armer Kerle die Schauffel ergriff, mich langsam müde arbeitete, unterm weiten blauen Himmel schwitzte, meine Beeten abtrat, meine Samen der Erde anvertraute, sie bedeckte, stillschweigend segnete, und nun gewiß wußte, daß diesmal nicht ohne Frucht in der Welt gearbeitet war. Was war mir dies für Wollust, mit den Leuten aus Einer großen Schüssel die saure Milch zu speisen, das harte Brod langsam und mit Geschmack zu kauen wie sie! Wenn ich dann sah, wie ihr Kopf heitrer war als der meinige, ihr Herz ruhiger und zufriedner, und ich aus ihnen herauslocken konnte — wie sie dem Gebrechen der Societät begegneten, sich der Dürftigkeit entwandten, ohne Geld alles hervorbrachten, was sie

bedurften: so prieß ich den Himmel, daß der größere Theil der Menschen nicht elend war. Allein das waren Blitze in der Nacht, die alles um mich herum noch dunkler machten wie zuvor. Ich sah, der erste Beruf des Menschen, der Erde sein Brod abzuverdienen, war zu ernsthaft, als daß es ein Herr in seidnen Strümpfen als Liebhaberei treiben dürfte.

Ich sah meine besten Jahre in undankbarer Arbeit verstreichen. Ich lebte für meinen Herrn, aber nicht für meine Familie. Es vergingen Wochen und Monate, wo ich weder Frau noch Kinder sah, oder wenn ich mich zu ihnen sammlete, so war's mit einem von Geschäften düstern Kopfe, und mit einem von fremden Sorgen und Angelegenheiten zerrißnem Herzen. Auch meine häuslichen Umstände litten darunter. Meine Einkünfte waren ergiebig, allein lange nicht hinreichend den meinem Stande gemäßen Aufwand zu bestreiten. Der Fürst glich hierin allen Seinesgleichen, daß er nicht gab, wenn man nicht verlangte; und ich hatte diese leidige Gabe vom Himmel nicht empfangen. Unvorhergesehene Ausgaben, oder Liebhabereien, die einander verdrängten, und womit ich die Leere meines Herzens auszufüllen suchte, zerrütteten mein Hauswesen. Der Einfluß und die Gewalt, womit mich das große Zutrauen des Fürsten bekleidete waren mir nach und nach zur Last, und die Anbetung war mir ekelhaft. Ich bemerkte auch allmählig, daß es den Leuten, besonders denen, die mir nahe standen, zu lange währte, mich in einem Posten zu sehen wornach sie alle trachteten. Man cabalierte, erfand Mährchen gegen mich, die mir anfangs unglaublich schienen, die ich mir aber aus dem großen Haß nachher leicht erklären konnte. Endlich brach ich das Eis, und als der Fürst mir seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, daß ich das Interesse der Landstände mit zu großer Hitze gegen ihn vertheidigt hatte, nutzte ich diesen Umstand, und forderte meinen Abschied. Ich erhielt ihn, wie billig, auf der Stelle. Da ich indessen mit niemand darüber gesprochen hatte, und der Fürst auch zu unzufrieden war, als daß er ein Wort darüber verlohren hätte: so war natürlich das erste und laute Gerücht, ich sey in Ungnade gefallen. Es verbreitete sich die Nachricht davon mit der größten Freude und Schnelligkeit durch das ganze Land, und jeder glaubte nun, daß die Geschäfte einen neuern und erwünschtern Gang nehmen würden. Ich ward bald in der Vermuthung ge

stärkt, daß ich wohl gethan hätte, meinen Posten bei Zeiten zu verlassen, der für mich nichts als Haß und Neid eingebracht hatte, wenn ich die Art sah, wie mir Hohe und Niedrige begegneten. Man floh mein Haus, als wenn's von der Pest angesteckt wäre; und wer noch kam und mich aus Neugierde und Erstaunen besuchte, der kam wohl bedächtig bei Nacht. Für meine Frau war mir's Angst, wie sich diese bei dem Umstand nehmen würde; allein sie betrug sich mit einer Liebe und Standhaftigkeit, die weit meine Erwartung übertraf. Ich hatte sie mit den Kindern auf die Meierei geführt, um ihr die Eröffnung davon zu thun. Sie hatte, wie gewöhnlich, das Amt der Köchin versehen, und uns einige Milchspeisen selbst bereitet. Wir saßen eben im Grase, die Kinder spielten um uns herum, und genossen des schönsten Abendroths. Sie drückte mir die Hand und seufzte, daß diese seligen Stunden öfter an sie kommen möchten. Dafür ist gesorgt, meine Liebe, gab ich zur Antwort, und zog das Billet des Fürsten aus der Tasche. Du wirst künftig wieder meine Hausfrau sein, und diese lieben Geschöpfe unsere Gehülfen. Sie schluchzte vor Freudenthränen, und überhäufte mich mit Liebkosungen, die ich Jahre lang entbehrt hatte. Also hab' ich Dich wiedergefunden, war alles was sie vorbringen konnte; aber sie wiederholte es zu Tausendmalen. — Sie führte mir meine Kinder zu. — Ihr habt euren Vater wieder, meine Kinder. — Die lieben Geschöpfe fielen mir um den Hals, und wußten nicht wie ihnen geschah. Sogleich ward beschlossen, nicht nach der Stadt zurückzukehren. Dies war einer der glücklichsten Abende meines Lebens. — Wir verschwatzten ihn bis in die tiefe Nacht, voll lauter Projekten unsers künftigen Lebens — wovon immer ein Stück reizender ausgemalt ward als das andere. Den andern Morgen kam der Hofmeister meines Sohnes, seinen Eleven zu besuchen. Ich sah aus der gezwungenen Miene, womit sich der Tropf bückte, daß ihm etwas vom Gerüchte zu Theil geworden war. Seine Schlösser aus dem Schlaraffenlande von künftiger Beförderung waren zertrümmert, und er konnte sich kaum enthalten grob zu sein. Da er vorher alles, auch in den geringsten Anlagen, trefflich gefunden hatte: so strich er jetzo gähnend in den Gängen des Gartens herum, sah in die Luft, und nahm am Ende einen Theil der allgemeinen teutschen Bibliothek aus der Tasche, um sich zu erholen.

Als wir nach Hause kamen, waren alle unsere Bedienten vornehmer geworden; nur der einzige Kutscher wartete nach wie vor mit gleicher Treue und Ergebenheit. Die Chefs von den Kollegien ließen mich nun ex speciali commissione um Herausgabe der Akten durch sehr trockne Rescripte mahnen; und man machte Anstalten, mich über eine jede Resolution, wo der Fürst von dem Antrage seiner Räthe abgegangen war, in Person zu belangen. Ich bekam Besuche von Hoflakaien, deren Gesuche registrirt worden waren, die von Schelmerei und von unterschlagenen Memorialien sprachen.

Ich fing nun an meine Bilanz zu ziehen, und wunderte mich, wie alle Leute, deren Umstände krebsgängig werden, wie ich es nicht eher hatte thun können? Ein Theil meines Vermögens und meiner Frauen Mitgabe war eingebrockt; ich sah mich natürlich von dem Fürsten vergessen, von allen Menschen gehaßt, verkannt; es blieben mir keine Freunde übrig, als die, die meiner bedurften, meine Frau und Kinder. Mein ganzes Haus, von oben bis unten, mit allem Geschmack und Gefühl meublirt, war mir eine traurige Mode-Boutique, wovon ich nichts mehr anrühren konnte. Ich fing also an mich alles dessen zu entledigen. Mein städtisches Landgut mußte zuerst an den Reihen, und ich hatte das Vergnügen, daß mein ärgster Feind, der mir in meinem Posten zu folgen gedachte, gerade derjenige war, der am meisten bot, aus der lächerlichen Eitelkeit, etwas zu besitzen, das ich nicht behaupten konnte. Ich verlor wenig von meinen Auslagen, und die Lücke, die ich in meinen Briefschaften fand, ward dadurch ziemlich ausgebessert. Von meinem Hausrath stellte ich einen öffentlichen Ausruf an. Zum Glück für mich war ich für einen Mann von Geschmack bekannt, und jeder wollte etwas von dem Meinigen, entweder um auch einen Anfang mit dem Geschmack zu machen, oder als eine Reliquie von dem mächtigen Menschen, der das ganze Land regiert hatte, und nun, andern zum Exempel, gestürzt wäre. Ich saß selbsten am Tische, notirte das Verkaufte, und nahm das Geld ein. Diese Sonderbarkeit verbreitete sich bald in der Stadt, und es erschienen Karossen mit Damen von Qualité, die mich so wenig wie ich sie erkannten; kurz, die sich hier mit einer Freimüthigkeit und ungezwungenem Wesen betrugen, als wenn es auf dem besten Jahrmarkte gewesen wäre. Meine Frau em-

brassirten sie indessen herzlich, und hatten sie nie, nach ihrer Aussage, reizender gefunden, als da sie in die Stube trat, und ihr Kästchen Juwelen zum Verkauf brachte. Diese Freundlichkeit machte aber bald einer sehr ernsthaften Stille Platz, als es an das Bieten ging, und zwischen den Damen und den Juden ein edler Wettstreit entstand. Wie erstaunten aber die Herren Gelehrten, als ein Katalogus erschien, wo meine Gemmen, Vasen, Münzen, Bücher, Manuscripte, Gemälde, Kupferstiche, und der ganze Kram, womit man das Elend des Stadtlebens zu maskiren sucht, in öffentlichem Druck erschien! — Hieraus erhellte nun offenbar, daß es die liebe Noth sein müßte, die mich zu dem letzten Schritte nöthigte. Man calculirte sich das Capital vor, das in allen diesen unnützen Dingen steckte, und begriff nicht, wie ich so thöricht hätte handeln können. Den Leuten vom Stande war es eine unverzeihliche Eitelkeit, und die Leute von Genie erstaunten, wie ich nicht hätte voraus sehen können, daß es so ein Ende nehmen würde. Die Hofleute zuckten insgesammt die Achseln, wie man sich so ein Démenti geben könne. Ueberhaupt glaubte man, wer eines solchen Schritts fähig wäre, dem stünde nichts weiter übrig, als allem Umgang mit der honetten Welt zu entsagen — und allenfalls nach Amerika zu gehen. Die Leute von Geschäften sagten sich einander ins Ohr: daß es unbegreiflich sei, wie man's versäumen könnte, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß wäre, — aber niemand machte die Reflexion, daß ich ein ehrlicher Mann sein müsse, der das Vertrauen des Fürsten nicht mißbraucht hätte.

Ich wußte indessen was ich that, und sah nach und nach das verlaufene Wasser sich sammeln, das meine künftige Mühle treiben sollte. Aus dem Verkauf dieser Armseligkeiten entstand der Fonds von meinem jetzigen Gut, und das Vermögen meiner Kinder liegt als ein Heiligthum in der Stadt bei einem meiner Freunde im Handel angewandt, von dem ich bisher keinen Pfennig angerührt habe. Ich komme zuweilen in die Stadt mit ihm abzurechnen, und meine Kinder wissen so wenig davon, als die Schweizer, was ihre Gebirge für Schätze enthalten können. Diese selige Unwissenheit hält sie in ihrem Berufe fest, und sie begreifen noch zur Stunde nicht, wie man etwas haben darf, das man nicht erworben hat.

Noch eine Scene muß ich Ihnen erzählen, die mir aus der damaligen Zeit einfällt. Der Fürst war kurz nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, zehn Meilen von der Stadt ins Gebirge gereist, um dort die Hirschbrunst abzuwarten. Er kannte die Menschen zu wohl, als daß er ihnen über sein Betragen hätte Rechenschaft geben sollen. Sein Stillschweigen machte aber einige Tröpfe dreist genug, ihm, wie sie's glaubten, nach dem Munde zu schwatzen, und allerlei vorzubringen, was ihn bekräftigen sollte, daß er Recht gehabt hätte, sich von mir loszumachen. Der Canevas der Mährchen war indessen zu grob, als daß er nicht hätte sehen sollen, was der Zettel und der Einschlag des Gespinnstes werth wäre. Man glaubte ihn hauptsächlich dadurch zu unterhalten, wenn man ihm erzählte, wie desperat meine Umstände seien, und wie viel heimliche Gläubiger ich haben müsse. Besonders bemerkte man, daß ich willens wäre aus dem Lande zu gehen, weil ich alles versilberte, was ich seiner bisherigen Gnade zu danken hätte.

Als er in die Stadt kam, fiel's ihm ein, sich mit eignen Augen zu überzeugen, was an der Sache wäre. Es war gegen das Ende meines Aufrufs, als er Abends ins Zimmer trat, in Begleitung einiger seiner Cavalliere. Ich ging ihm mit Ehrerbietung entgegen, er winkte aber, daß er nicht stören wollte, und setzte sich mitten unter die andern Käufer. Ich fuhr in meinem Geschäfte fort; man rief aus, und er that auf einige Stücke Hausrath ein ansehnliches Gebot. Ich sehe wohl, sagte er, daß ich nicht von unten anfangen darf zu bieten, weil man die unzeitige Höflichkeit haben wird, mich nicht abzutreiben. Unter andern war ein Schreibpult von Mahagoniholz da, den er ansehnlich bezahlte. Da hab' ich sehr wohlfeil gekauft, rief er aus, wenn es anders Ihr Arbeitspult war, mein lieber Oheim, wie ich vermuthe. Er trat hierauf auf mich zu, nahm mich bei der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Er war gerührt, als er in einer Stube nach der andern nichts als die leeren Wände fand. — Ich sehe, sprach er, Sie haben mich eher entbehren können, als ich Sie, mein Freund! Sie handeln nicht ohne Plan, das weiß ich aus Erfahrung; und es kümmert Sie auch nichts, was die Leute dazu sagen. — Ich entdeckte ihm offenherzig, was mich bewogen hätte, den Schritt zu thun, und daß seine Unzufriedenheit mir

eine günstige Gelegenheit dargeboten hätte, dem Vorwurf des Undanks zu entgehen. — Er verstand mich, wie sich Männer verstehen sollen, und verzieh mir, daß ich meine übrigen Jahre der Unabhängigkeit und meiner Familie weihen wollte. Als er wegging, umarmte er mich herzlich vor allen Anwesenden, und ich mußte ihm in die Hand versprechen, ihn künftige Woche auf seinem Jagdschlosse Mon Repos zu besuchen. Seine Hofcavaliere, die mich vorher nicht erkannt hatten, folgten seinem Beispiel, und alle versicherten mich: qu'il y avait un siècle, qu'on n'avait pas eu le plaisir de me voir.

Achtes Kapitel.

Ich hatte, fuhr Herr Oheim fort, nun alle Bande zerrissen, die mich ehedem mit der Societät vereinigt hatten. Ich stand allein da, und es kam nun darauf an, wie ich die Unabhängigkeit, worin ich mich geworfen hatte, unterhalten sollte. Es war bekannt worden, daß ich das Landleben aller andern Beschäftigung vorziehen würde. Jedermann, der nur glaubte je etwas über Oeconomie gelesen oder gehört zu haben, kam zu mir und behauptete, ich müßte meine erste Einrichtungen nach seinem guten Rath treffen. Einstimmig fiel der Vorschlag dahin, daß ich einen gewissen Herrn von Wuttgenau besuchen müßte, der auf zwanzig Meilen weit als der größte Landwirth berühmt war. Ich gab endlich dem Ungestüm meiner Freunde nach, und ging hin um mit eignen Augen zu sehen, was an der Sache war. Dieser Land-Edelmann war wirklich eine seltene Art von Menschen, ein Polyhistor und Pansophus in der Landwirthschaft, wie's wenige geben mag. Er hatte beinahe alles versucht, was zu versuchen war, bis auf die Büffel- und Kameelzucht, die er dem Herrn von Brenkenhof nicht nachmachen mochte. Für die Armen war's ein trefflicher Mann, denn er gab jedem voll auf zu thun, der arbeiten wollte. Er war der Almosenirer und Hospitalmeister aller seiner Unterthanen; allein sein Beutel befand sich nicht wohl dabei. Er hatte seine Pächter abgedankt, und Knechte auf die Höfe gesetzt. Dadurch ging freilich alles nach seinen Principien, allein alles auch auf seine Rechnung. Da die Landwirthschaft sich ohnmöglich in eine Fabrik verwandeln läßt, und man ein gegrabenes oder geackertes Stück Feld nicht

wie einen gesponnenen Faden beurtheilen kann; so war aller Schaden, der aus Untreue, Vernachlässigung oder Unwissenheit entstand, immer auf seiner Seite. Seine Leute hatten ihr Tagewerk und ihre Handarbeit zu leisten, übrigens schliefen sie ruhig, und ließen für alles, was in der vierten Bitte stand, Gott und den Herrn von Wuttgenau sorgen. Es ist wahr, sein Dorf war ein Muster der Polizei: alle Menschen waren nach ihren Kräften und Vermögensumständen berechnet, und in Tabellen gebracht: jeder arbeitete nach Grundsätzen; allein der Umstand war, daß es für einen Dritten geschah. Und keine Ordnung in der Welt konnte es dahin bringen, daß das Tagewerk eines Knechtes in die Arbeit eines Hausvaters verwandelt wurde, der sich bei jedem Tropfen Schweiß segnet, weil er ihn für seine Frau und Kinder vergossen hat. Nirgends wurde Brod und Salz und Schmalz und Grütze jedem mit mehrerer Genauigkeit zugemessen, als bei der Frau von Wuttgenau. Das Haus glich einem trefflich eingerichteten Commissariate, und der Hof war wie eine Feldbäckerei und Kriegsmagazin anzusehen, wenn Brod, Fourage und Stroh ausgegeben ward. Alles ward zu gleicher Zeit im Großen gebaut: Oelgewächse, Futterkräuter, Pflanzgemüse, Röthe, Taback und Getraide und Wein; daher ging immer an dem Einen verloren, was durch günstige Witterung an dem Andern war gewonnen worden. Die Auslagen aller Art waren immer dieselbigen: immer jeden Tag so viele Mäuler zu stopfen, und doch war der Erfolg sehr verschieden. In Mißzeiten drückte der ganze Fluch des Jahres den Herrn allein. Der Hauptfehler lag aber darin, daß sich unser Herr von Wuttgenau in nichts Schranken zu setzen wußte: immer an dem Fieber nach Wissenschaft und Erfahrung siech lag, und mit nichts zufrieden war, das ein oder zweimal geglückt hatte. Daher nahm er jedes Jahr entweder weniger ein, als er ausgegeben hatte; oder er hatte wenigstens, genau berechnet, keinen reinen Ertrag, der die Mühe und das Risico der ganzen Zeit über werth war. Ich habe nie einen Menschen geitziger nach Land gesehen, als diesen. Nicht allein das gute, nahgelegene und längst bearbeitete Feld reizte seine Begierde. Da er schon an alle Mittel dachte jedem Fehler abzuhelfen, und es auch wirklich verstand; so war kein Sandbuckel zu dürre, und kein Rain so mager, der nicht in Gefahr stand, in seine Hände zu gerathen, — blos zu versuchen, was Kunst und Fleiß der Na-

tur abnöthigen könne. Er hatte viele Güter seiner Vorfahren mit Schulden geerbt, und gewiß wär's für seine Familie besser gewesen, ein Drittel davon ganz zu vermissen, oder an die Unterthanen auf Zinsen auszugeben, um die andern frei zu machen; allein er kaufte immer neue dazu. Er führte seine Processe selbst, und daher war es eben keine schlimme Recommendation für ein Gütchen, das ihm zum Verkauf angeboten ward, wenn es hieß: daß ein paar schwere Processe darauf hingen. Die Beobachtung der Fatalien überließ er den Procuratoren; allein die Verfertigung der Hauptschriften, die allezeit wie Deduktionen ausfielen, behielt er sich zu seinem Winterzeitvertreib vor. Ich hatte große Mühe in das Wohnzimmer dieses wackern Landwirths zu gerathen; denn der ganze Hof war ein einziger Dünghaufen. Der Anblick dieser Wirthschaft, so viel Ordnung und Einsicht auch damit verbunden war, hatte die Wirkung, mich mehr vom Landleben abzuschrecken, als dazu zu reizen. Ich war der Sclaverei der Großen und der fremden Geschäfte entgangen, ich hatte daher wenig Lust mich in die Dependenz des Gesindes zu stecken. Ich suchte Ruhe, und leichte, von mir selbst abhängende Beschäftigung, und diese konnte ich ohnmöglich in einer Lebensart erwarten, die einer Entreprise gleich sahe. Mein Plan war also, wie man sagt, im Kleinen anzufangen, und gerade nicht mehr zu treiben, als wozu mir die Kräfte gewachsen waren. Ich hatte längst ein Auge auf dies nahgelegene Dorf geworfen; weil es etwas von der Landstraße ablag, und ich hier unbemerkter leben konnte. Ich hatte gehört, daß der Förster gestorben war, und daß nunmehr seine Wittwe das Haus, das ihr Mann gebaut hätte, mit den Gärten und Feldstücken, für sich zu groß fände. Ich ließ also anspannen und fuhr mit meinen Rappen, die mir aus meiner Verlassenschaft allein noch übrig waren, hieher. Es war an einem schönen heiteren Sonntagsmorgen als ich vor dem Hause der Wittwe ankam. Ich wollte meine Pferde ins Wirthshaus schicken; allein es war keins zu finden. Der Nachbar nahm sie also gutwillig auf, das meinem Kutscher nicht recht in Kopf wollte, daß sein Herr künftig an einem Orte wohnen würde, der nicht einmal ein Wirthshaus hätte. Die gute Frau kam mir mit einer ihrer Töchter entgegen, das Thor aufzumachen, und ich schien mir eben sowohl von ihrer Reinlichkeit, als von ihrer Gutmüthigkeit bewillkommt. Als die Frau

hörte, weswegen ich gekommen war, so führte sie mich überall herum, und zeigte mir, mit einer gewiß seltenen Gewissenhaftigkeit, nicht allein alle Vorzüge, sondern auch die ihr bekannten Gebrechen ihres Hauses. Eben so unterhielt sie mich von den Brandflecken des Gartens, wo die Bäume und die Futterkräuter nicht hatten fortkommen wollen, und sagte mir aufrichtig, welche von ihren Aeckern und Wiesen zuweilen von den Fluthen der Berge Noth litten. Die Tochter, ein schönes schlank gewachsenes Mädchen von 18 Jahren, begleitete uns überall, und schien in dem Augenblicke keinen andern Beruf zu haben, als die Schlüssel nachzutragen, und auf- und zuzuschließen, wo's ihr befohlen wurde. Ohne unter sich noch um sich zu sehen, ging sie, in sich gekehrt, vor sich hin, und die Gegenwart eines Fremden schien nicht den geringsten Eindruck auf sie zu machen. Sie antwortete mir auf alle meine Fragen mit einer Deutlichkeit, die mich frappirte, ohne den geringsten Blick oder Werth auf das zu legen, was sie sagte: was bei einem jungen und schönen Mädchen etwas Seltenes ist. Sie sah mir nicht ins Gesicht und vermied mich auch nicht; kurz es waren ein paar Mädchenaugen, die niemals schienen gebraucht worden zu sein. Die Mutter hatte mich von dem ersten Moment an eingeladen, auf den Mittag mit ihr vorlieb zu nehmen, und weder Mutter noch Tochter hatten mich die Zeit über verlassen, um Anstalten zum Essen zu machen. Im Rückweg fand ich den Tisch nächst der Küche in einer Laube von fruchttragenden Bäumen bereitet, wo die hereinhangenden Pfirsischen und Pflaumen uns sogleich entdeckten, wo wir unsern Nachtisch zu suchen hatten. Es war nur für drei Personen gedeckt, und ich nahm den Platz der jüngern Tochter ein, die dießmal die Küche zu versorgen hatte. Als das Essen, das in Zugemüse und Milchspeise bestand, hineingebracht war, und ich darauf bestand, daß die schöne Köchin uns Gesellschaft leisten sollte, kam das liebe Mädchen mit ihrem Teller und ihrer Serviette in der Hand herein, sich zu uns zu setzen. Sie war nicht völlig so ruhig und frei in ihrem Betragen als ihre Schwester. Das überflüssige Roth auf ihren Wangen ließ mich zweifelhaft, ob das Küchenfeuer oder die Besorgniß Schuld daran sein möchte, daß sie ihre Schüsseln nicht zum besten bereitet hätte. Die Mutter unterhielt mich von der Einrichtung ihrer Wirthschaft, von dem Ertrag ihres Gütchens, und von dem Plan ihrer künf-

tigen Lebensart. Während dieser Erzählung ward mir bei jeder Bedürfniß des Lebens, die diese guten Leute der Erde abgewannen, leichter ums Herz, und so wie ich sah, daß sie nichts bedurften oder mangelten, war es, als wenn's mich selbst anginge, denn ich setzte mich schon in Gedanken an ihre Stelle und war nie reicher als damals. Wir hatten aus der Laube die Aussicht auf ein Stück Feld von ohngefahr anderthalb Morgen, das auf den Garten stieß, und wo an Einem Ende ein Hüttchen stand. Ich fragte von ohngefähr: ob dieß Stück feil werden könnte? Die Antwort war: Es gehört einer armen Frau, die mit ihrer Tochter und ihrem Kühchen davon lebt: man wird es wohl nicht unter 200 Fl. haben können, weil sich die Frau davon nährt, und das Hüttchen darauf steht. — Als ich dieß hörte, daß ein Mensch sich mit 200 Fl. Eigenthum vorm Mangel schützen könnte, wenn er sonst arbeiten wollte, fing das Haus an, worin ich war, viel zu groß für mich zu werden, und die Hütte bekam tausend Annehmlichkeiten für mich. So sehr ich mich den Morgen, als ich aus der Stadt fuhr, für ausgestoßen aus der Societät gehalten hatte, so fest sah ich mich nun befestigt, und ich war mit meinen Habseligkeiten unter diesen guten Leuten wie ein Mensch, der aus Indien zurückkommt, und unter Lord Clive sein Glück gemacht hat. So gewiß ist's, daß nicht die Meinung die Menschen reich oder elend macht, sondern das Verhältniß, worin sie mit andern stehen, die sie umgeben. Ich würde mit aller meiner Philosophie in London oder in Paris ein Bettler gewesen seyn; hier war ich mehr als bemittelt. Und um es zu werden, hatte ich nicht nöthig gehabt, nach Ungarn, oder in ein anderes goldarmes Land zu flüchten.

Als wir abgeschlossen hatten, verließ mich meine Gesellschaft, um für den Caffee zu sorgen, und ich blieb in der Laube meinen Träumereien überlassen. Es war der schönste Septembertag. Die Sonntagsstille, die Heiterkeit der Luft, die Wärme der Sonne, die Reine des Himmels über mir, und das Rauschen eines benachbarten großen Nußbaums wiegten mich in eins der süßesten Nachdenken über das Bild meines künftigen Lebens, das mir ganz in die Farbe dieses Tags tingirt vorkam. Ich ging nachher spazieren, und fand vorm Dorf eine Gesellschaft junger Pursche von 20 bis 24 Jahren, die mit Marbeln von Kreuzern schossen. Die Alten und die Mädchen saßen herum, und nahmen Antheil an

dem Erfolg des Spiels. Niemand schien mich zu bemerken, sondern jeder fuhr fort, als wenn ich Einer von ihnen gewesen wäre. Die Unschuld dieser großen Pursche, die sich noch als Kinder belustigten, hatte in ihrer Einfalt etwas sehr anziehendes für mich. Als ich durch das Dorf zurückging grüßten mich die Weiber vor ihren Thüren auf den Bänken, und nannten mich mit Namen. Es schien, als wenn sie schon wüßten, daß ich künftig Einer von ihren Nachbarn sein würde. Ich wurde bald mit der Alten des Handels einig, und sie überließ mir auch das ganze Inventarium ihres Viehstandes und Feldgeräthes. Es wurde ausgemacht, daß ich sobald als möglich noch den Winter einziehen sollte, und sie indessen mit ihren Töchtern in dem untern Stocke des Hauses, bis in die Mitte des künftigen Sommers, bleiben würde. Dieser Umstand erleichterte meiner Frau ihre künftige Einrichtung, und wir waren um so viel sichrer, alle die kleinen Vortheile der Wirthschaft von ihnen zu erfahren, die wir vielleicht zu unserm Schaden erst spät gelernt hätten. Als ich nach Hause kam, fand man für nöthig eine neue Säuberung des alten Sauerteigs vorzunehmen. Wir hatten noch verschiednes von unsern Mobilien zurückbehalten, um es dort zu nutzen, allein wir fanden alle unsere Vorhänge zu breit und zu lang: die Spiegel waren ungleich größer, als unsere dermalige Fenster, und die vergoldeten Rahmen wollten auf die weißen Wände auch nicht passen. Es ward also von neuem versteigert. Ich hatte Willens gehabt, die Pferde zum Acker und den Kutscher als Knecht zu behalten; allein auch dieß paßte nicht zu unserm Haushalt. Die Pferde mußten auch an den Reihen, und der Kutscher ward entlassen. Das wenige übrige Silbergeräthe ward versiegelt, mit dem heiligen Vorsatz, nie wieder Gebrauch davon zu machen. Nachdem wir alle unsre Nothwendigkeiten unsrer guten Wittwe vorausgeschickt hatten, folgten wir an einem heitern Decembermittag nach, und ich setzte meine Kinder auf einen guten Bauerwagen in eine Flechte mit Stroh verwahrt, und meine Frau und ich nahmen hinten unsern Platz. Ich stieg vor der Thür meines ehemaligen Hauses unter den Augen meiner alten Bekannten ein, und glaubte, daß ich nicht verstohlnerweise mein Glaubensbekenntniß an die Einfalt der Natur ablegen müßte, der ich den Rest meiner Tage unter der süßesten Hoffnung eines schuldlosen Lebens gewidmet hatte. Da es mitten im Winter

war, so prophezeiten uns die Stadtleute wenigstens ein Fieber aus Ennui. Allein die guten Leute vergaßen, in welcher Stimmung wir waren, und liehen uns in Gedanken die ihrige. Dieß ist in Berechnung der Vorfälle des Lebens bei andern, als bei uns, immer der Hauptirrthum. Wir hatten alle Hände voll zu thun, uns einzurichten. Da war erst alles Neue in Besitz zu nehmen, und das Alte zu stellen und zu legen. Des Tages über beschäftigte ich mich mit Ausbesserung der Zäune und Gräben, und Ebenung der Wiesen, wo es nöthig war. Abends saß ich mit einigen alten Nachbarn zusammen, gab meinen Kindern Unterricht, oder erzählte den guten Landmädchen, die bei uns wohnten, von den Vergnügungen und Sitten des Stadtlebens. Ich hatte öfters das Vergnügen zu bemerken, daß den guten Kindern die Thorheiten und Ausschweifungen der großen Welt abentheuerlicher und ungeheurer vorkamen, als wenn es Löwen und Riesen und Greiffe aus der Tausend und Eine Nacht gewesen wären.«

Neuntes Kapitel.

Der Alte verließ mich, als er seine Erzählung geendigt hatte. Ich ging in meine Stube, warm von den Empfindungen, die er mir mitgetheilt, und voller Ekel über meinen jetzigen Beruf, der auf nichts hinausging, als ewig Geld zu machen; und vor dem Geld machen, dachte ich, hat man kaum so viel Zeit übrig, daran zu denken, wie man's nützen will. Ewig verfolgt uns das Gespenst mit seiner Peitsche, daß wir Schurken wären, nicht einmal so und so viel zu besitzen. Und darüber werden so viele von uns Schurken, oder fallen als marode um, ehe die Campagne zu Ende ist. Und dem ehrlichen Bauer, der nichts hat als das Bischen Leben, fällt's niemals ein, daß er ein Herr sein muß; daß es eine Schande ist, nicht mit Kutsch und Pferden zu fahren. Ich verschloß mich in mein Zimmer, und verbat mir das Abendessen, um meine Gedanken wiederzukauen. Dabei kam mir die Brieftasche wieder zu Sinn, die mir der Pfarrer anvertraut hatte. Ich theile Ihnen hier einige Auszüge davon, aus den ersten Zeiten der Wirthschaft des Herrn Oheim, mit. Das Bessere behalt ich ihnen auf ein andermal vor.

Auszüge aus Briefen

des Herrn Oheim an seinen Freund H. in M.

1.

Ich denke, Sie halten dafür, ich sei diese Wintertage über beschäftigt, mich auf meine künftige Lebensart zu rüsten, und Anstalten zu einer ruhmvollen Campagne zu machen. Den Tisch sehen Sie vor mir voller Risse von Avenüen, Alleen, Bosquets und dergl. und Bauanschläge von Zimmerleuten, Maurern, Stuccaturarbeitern, Wasserleitern, und wie alle die Künste heißen, die der Reiche seinem Ueberfluß frohnen läßt, er mag in der Stadt oder auf dem Lande leben. Für's erste bin ich nicht reich, und für's zweite mag ich nicht leben, als ob ich reich wäre. Ich habe darum diese Classe verlassen, in der ich vielleicht als ein ganz ehrlicher Mann, nach dem groben Sinne des Wortes, eine brillante Rolle hätte fortspielen können. Ich mag auch mein mir übriges Vermögen nicht in Güter stecken, die ich verpachten oder um die Hälfte bauen lassen muß, daß mir die Erlaubniß übrig bleibt, das Maul aufzusperren, zum Fenster hinauszusehen, spazieren zu reiten und gegen fünf Uhr Quadrille zu spielen und Thee zu trinken. Mir ist drum zu thun, ein anderes Wesen zu beginnen, meine Knochen zu brauchen, weil mir Gott sie gegeben hat; mir, durch Arbeit, Gesundheit, Muth und Hunger und Durst zu erwerben, und kurz das Leben nicht zu genießen, sondern zu verdienen.

Das alles stellen sich die Leute in der Stadt so schlimm vor, wie ein Weibchen, das in seinem tiefgepolsterten Canapee bei einem stürmischen Wintertage berechnet, was der Mann zu Pferde auf der Landstraße ausstehen müsse, der indessen dem Frost und Sturm mit lachendem Herzen entgegen reitet.

Ehedem arbeitete alles für mich, und ich arbeitete alles für andere. Was ich empfing, ward bezahlt, und die Gaben Gottes waren mir eine Waare. Mein Berufsgeschäfte drehte ich ab wie eine Schaale, oder feilte sie, wie einer ein Rad feilt. Ich konnte nichts erwerben als Geld und Gewalt, und für beides war mein Herz noch nicht enge genug. Die stille und lebende Natur war mir eine Camera obscura, und die Thiere und Menschen Staffage auf dem schönen Teppich. Jetzo soll's anders werden mit mir, wenn Gott will. Ehedem schliefen Mann und Frau und Kinder,

ein jedes in seinem Appartement, und gingen auch jedes seine Straße. Jetzo sind wir in einer Stube zusammengerottet, und es heißt wohl nicht umsonst: Ein Bette, Ein Glaube und Ein Gott. Mein Junge ist allezeit um mich, und mein Mädchen immer um ihre Mutter; sie laufen, holen, tragen und thun was wir ihnen sagen, und dadurch fällt schon der Fluch reicher Leute Kinder von ihnen, daß sie ihren Eltern zur Last sind. Ich hoffe, daß ich noch einmal mit eignen Pferden werde zu Acker fahren dürfen. Bis dahin lerne ich bei einem meiner alten Nachbarn, der endlich Zutrauen in mich gesetzt hat, und selbst glaubt, daß noch etwas aus mir werden kann. Heuladen und Strohbinden hab' ich schon begriffen; aber mit dem Pflügen will's nicht fort. Ich halt's für ein schweres Ding, wie den Stylus. Entweder greift das Eisen nicht, oder es greift zu tief: die Pferde stutzen, und wollen nicht fort. Man dächte, die Thiere hätten so feine Nasen wie die Bauern, und begriffen von weitem ob einer ein Pinsel ist oder nicht. Das Säen halt' ich vollends für eine Hexerei, mein Nachbar verzweifelt indessen nicht, daß ich doch am Ende werde Takt halten lernen. Wenn dies vorbei ist, hab' ich Hoffnung über's Jahr dreschen zu lernen.

Ich kann eben nicht sagen, daß es das Nützliche ist, was mir Interesse für alles das giebt; so wenig wie der Junge beim Zimmermeister sich bewußt ist, daß ohne ihn und seines Gleichen die Menschen nicht wohl bestehen könnten. Es ist mir auch noch kein Schauder von Merveilleux über die Haut gefahren, daß ich hier den Q. Cincinnatus vorstellte. Sondern ich befinde mich wohl und ruhig dabei, meine Kräfte wachsen, und ich kann heute thun, was ich gestern nicht vermogte. Wir glauben alle diese Dinge seien höchst mechanisch, ich sehe aber viel savoir faire dabei. Man mag es nun Uebung oder Vortheil nennen, wie's der gemeine Mann nennt, so ist es die Frucht von so viel Zeit und Jahren; und dieß ist immer eine Vorlage, die gemacht werden muß, ehe man an die Einnahme denken kann.

2.

Vom 27sten März an denselben 176…

Ich denke Ihr kämt jetzo zuweilen auch in die frische Luft, Ihr Leute in der Stadt, ungefähr so wie Ihr Gott dient, alle vier Wochen Einmal. Wir leben wie die Fische in unserm Element.

Unsere Gräben sind rein gemacht, unsere Häge beschnitten, unsere Bäume geputzt, schon so viel geackert, gedüngt, so viel Saame der Erde anvertraut. Und was habt Ihr wohl die Zeit über gethan? das Carneval beschlossen, den Arlequin glücklich begraben? Haben Eure Weiber ihre Abende auch so lustig verschwätzt, wie die unsern bei ihrem Spinnrade? die haben doch noch was fertig zu machen bis Ostern. Ein großes Stück Leinwand für mich, damit ich meine holländischen Hemden in Kasten legen kann, und die Manschetten dazu; denn ein Mensch, der seine Fäuste braucht und Manschetten an hat, sieht aus, wie ein Hanswurst auf dem Catheder. In ohngefähr vier Wochen kommt zu uns, alsdann wird unsere kleine Haushaltungsmaschine in vollen Schwingen sein; unser Vieh vollauf Futter haben, und wir unser volles Tagewerk. Alsdann könnt Ihr mir auf dem Fuße nachfolgen, und sehen was ich thue; oder Ihr könnt eure Empfindungen klein schneiden, und etwas ans Morgen- oder Abendroth zu Papiere bringen. Mir ist, seitdem ich mitten in der Natur lebe, kein Wort noch zum Lobe der Natur eingefallen, und ich mag ebenso lieb erbauliche Betrachtungen am 20sten oder 30sten März lesen, als eine von Euern neumodischen Hymnen. Wenn Einer den Frühling besingt, so kommt mir's vor, als wie einer, der ein Carmen auf seine Frau machen will. — Wollt Ihr indessen Gott innerhalb vier Mauern dienen, so findet sich auch Gelegenheit dazu bei uns, und vielleicht besser wie bei Euch. Denn in unsrer kleinen Kirche sitzen doch die Menschen wie in einer Stube beisammen, wenn es bei Euch wie ein Amphitheater aussieht; und die Menschenköpfe, die man vor sich hat, sind auch genießbarer wie die Eurigen. Da sitzen im Chor neben mir ein Paar Dutzend Greise und Männer mit hellen Augen und geraden Haaren, die wohl etwas mehr bedeuten, als Eure alten Peruquen mit ihren Lorgnetten und Tabatieren. Und die Jungen vor uns auf den Knieen mit ihren runden Köpfen, und die Mädchen, mit den niedergeschlagenen Augen, und den ins Gesangbuch gefalteten Händen. Wenn unser Pfarrer schmält, so können wir's doch hören; aber bei Euch fürchten sie sich laut zu werden. Bei Euch ist eine Leichenpredigt was Unschickliches; bei uns ist's immer das Beste. Wir sehen auch noch unsre Todten begraben, und wissen wo man sie hingelegt hat; aber bei Euch gehen sie stillschweigend's aus der Welt, als wenn sie alle Schelme wären.

3.

So sehr ich's wünschte, Ihnen von meiner jetzigen Lebensart Nachricht zu geben, so schwer wird mir's. Meinem Nachbar, der seine zwei Säcke Getraide auf den Speicher trägt, soll's wohl eben so schwer fallen, zu erklären, wie und warum er so stark ist. Wer von seiner Ehrlichkeit und Gesundheit, und von deren Herkommen und Abkunft viel Antwort und Rechenschaft geben kann, mit dem mag ich's nicht theilen. Kurz und gut mir ist wohl, und wenn ich ja etwas erklären sollte, so wäre es dieß, warum's einem Andern nicht auch so wohl ist. Die liebe einfache Nahrung, und die freie Luft, die wir hier athmen, mag auch das ihrige dazu beitragen. Aber das meiste, was nämlich meine arme Seele zur Ruhe bringt, ist der Taglohn, worin ich arbeite. Gottlob! ich weiß nun, daß ich mich zu Tische setzen, und meine Lampe mit gutem Gewissen anstecken darf. Vorher wußt' ich warlich oft nicht am Abend, ob die Arbeit, die ich that, das Stümpfchen Wachslicht werth war, das dabei herunter träufelte. Aber das ist nicht genug, daß ich unserm Herrn Gott sein Taglohn verdiene; ich weiß auch, daß ich ihm nicht mehr abnehme als ich soll, und daß ich alles Uebrige in Cassa lasse, was mir nicht zukommt. Deß mögen sich wohl wenige von den Herrn rühmen, die, wie man sagt, ihr Glück gemacht haben, und noch vielweniger diejenigen, die es noch machen wollen. Das ist heut zutage die nobelste Ambition, so viel von Geld und Ansehen unter dem Schein Rechtens zu sich zu packen, als in die Tasche gehen will; und wer vollends recht klug ist, der steckt den Kindern die Schubsäcke von dem voll, was der Papa nicht tragen kann. Das aerarium publicum kömmt ihnen vor, wie die Elbe, die nach Hamburg fließt, und wovon ein jeder Mittelmann sein Tönnchen, dem Strom unbeschadet, wegschöpfen kann. Indessen sollen irgendwo alle Tropfen gezählt sein, und wer mehr genommen hat, als er soll, der mag sich's selber zuschreiben. Hierzu kommt, lieber Freund, daß ich alles öffentlich thun darf, was ich thue, ohne zu sorgen, wie es wird aufgenommen werden. Wenn ich meine Hecken beschneide, und meine Bäume pfropfe, so bin ich gewiß, man wird keinen Gift daraus saugen. Ich darf allen meinen Witz aufbieten, meine Wiesen zu wässern, oder mir neue anzulegen, und man wird es dem Fürsten nicht auf der schwarzen

Seite vorstellen. Vorher hätten sie mich gern der öffentlichen Untreue beschuldigt, wenn sie mich hätten überführen können, des Jahrs hundert Thaler zurückgelegt zu haben. Nun darf ich mein Fuder Heu und Stroh öffentlich einführen. Wenn ich auf meinem Polsterstuhle unter meinen Hausgenossen obenan sitze, so wird niemand auf diese Ehrenstelle Anschläge machen; und hinter mir wird kein gepuderter Lakai seinen Cameraden über mich Gesichter zu schneiden, wenn ich einen guten Bissen in Mund stecke.

So lange sich noch das Wetter ändert, werd' ich nicht leicht über Einförmigkeit zu klagen haben. Denn es sind wenig Wolken und Winde, die ich nicht nöthig hätte. Sie interessiren mich sammt und sonders, und der Krieg und Friede, den sie respective führen, ist ein so weitläuftiges Feld für mich, wie ehedem das Interesse der mächtigsten Häuser. Sie thun mir auch wirklich mehr Schaden oder Nutzen, als die andern großen Herren, die mir als Dii minorum gentium unter jenen zu stehen scheinen.

Die Edukation meiner Kinder wird mir in keinem Betracht theuer zu stehen kommen; denn ich wüßte nicht, was ich hier zu verbergen hätte. Sie dürfen in alles sehen. Weit und breit ist, Gottlob, kein Buch und kein Schelm, den ich zu fürchten hätte. Mein Mädchen wird in die Höhe schießen, ohne Inclinationen gehabt zu haben; und, ohne zu wissen, wo ihr Cœur und ihre Couleur sitzt, wird sie zur Hausfrau geschickt werden. Mein Junge wird mit Pferd und Geschirr umgehen lernen, und wenn er 20 Jahr alt ist seine Fäuste wahrscheinlich besser brauchen können, wie sein Vater.

Vorher war meine Liebhaberei ein Ding, das ich treiben mußte, wie einer, der eine Maitresse unterhält. Wenn's herausgekommen wäre, daß ein Mann, der das Referat beim Fürsten hatte, sich mit einer verdorbenen Stelle im Aristophanes eine ganze Stunde herumgeplackt hätte; oder wenn einer der Räthe, die ich zuweilen ausputzen mußte, den Pollux unter meinen Papieren aufgeschlagen gesehen: so wär's um mein ganzes Ansehen gethan gewesen. Jetzo darf ich meine Liebhaberei öffentlich sehen lassen, wie eine angetraute Hausfrau: ich kann mit jedem davon reden, und jeder versteht mich. Da ich nicht mehr im Empyräo des Intellektuellen wandle, so darf ich nicht mehr, wie ehedem, Monate lang auf einen vernehmlichen Menschenlaut harren, sondern, wo Erde ist, sammeln

sich Menschen zu mir, und ich sehe alle Tage mehr, sie sind Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Viele sind eben so gut, wie ich, und gar viele gescheuter. Dies ist ein Trost, der einem nicht eher zu Theil wird, bis man ihn wenigstens zur Hälfte werth ist. An einer Tafel mit drei Servicen lernt man nicht langsam kauen, und der Handwerkspurschenmuth läßt sich nicht in einer Berline à ressorts erjagen. Man muß hübsch zu Fuße mit dem Bündel auf dem Buckel reisen, wenn man auf der Landstraße singen lernen will.



IV.

Herr Oheim der Jüngere.

Eine wahre Geschichte.

1.

Nicht weit von X. wohnte ein reicher Edelmann, der keine eheliche Kinder hatte, und im ledigen Stande beinahe grau geworden war. Da er Niemandem etwas schuldig blieb, so passirte er überall für einen rechtschaffenen Mann, und weil er auch nicht leicht jemandem etwas gab, das er nicht schuldig war: so war er in allem Verstande ein homme aisé, der immer mehr einzunehmen, als auszugeben hatte. Dies setzte ihn in den Stand, das ganze Jahr hindurch einen sehr guten Tisch zu führen. Es war wirklich eine Freude bei ihm zu essen, denn er hatte sich allzeit vorher Mühe gegeben, seinem Gast Vergnügen zu machen. Keine Speise kam zum Vorschein, die nicht von ihm angeordnet war, und deren Effect er auf seinem, als dem feinsten Gaumen nicht vorher scharf berechnet hätte. Er legte mit so viel Sorgfalt und Theilnehmung vor, und wartete mit solcher Sehnsucht, wie bald einer es gut finden würde, daß jemand der hartherzigste Mensch unter der Sonne hätte sein müssen, der ihn nicht alsbald davon benachrichtigt hätte. Indessen geschah es doch, daß ihm seine gerechte Hoffnung fehlschlug. Er lud zuweilen Leute ein, denen dies oder jenes Gericht so fremd war, daß sie nicht wußten, ob sie es gut oder böse finden sollten. Andere, wenn sie's auch gut fanden, schämten sich, es einzugestehen, oder sie wußten nicht, ob' es selten oder in dieser Jahreszeit kostbar war. Noch andere ließen sich durch die gute Art, womit sie behandelt wurden, zum Schwatzen verleiten, und vergaßen, daß sie da waren, zu essen und zwar mit Ueberlegung zu essen.

Im Ganzen hatte er doch meist das Vergnügen, daß Jedermann gerne kam, der geladen war, und daß er in der ganzen Nachbarschaft, auf sechs Meilen in der Runde für denjenigen

Mann galt, der am besten zu essen gebe, und der's wirklich verstünde. Dennoch fügte es sich zuweilen, daß das Wetter schlecht war, daß dieser oder jener, der geladen war, selbst Gäste hatte, oder in Verrichtungen in der Stadt war, einige ins Bad gereist waren, oder zu bauen hatten. Diesem Uebel, mit Niemand als mit sich selbst zu Tische zu gehen, hatte er dadurch abzuhelfen gesucht, daß er sich einen Secretair hielt.

Der jetzige, den er hatte, hieß Strephon. Ein sehr gutartiger junger Mann, der vor ohngefähr sechs Jahren hübsche Studien auf Universitäten gesammelt, aber nur mit dem kleinen Fehler behaftet war, daß er alle neue deutsche Schriften las. Es hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn er sie als ein anderer ehrlicher Mann ohne Schaden zu lesen verstanden hätte, d. i. wie man eine schöne Gegend vorbeireist, oder in ein gutes Wirthshaus einkehrt, und morgen nicht mehr daran denkt. Aber jede Lectüre war für ihn von der äußersten Wichtigkeit, und sie hatte Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln. Die Helden der Romane dienten ihm wenigstens auf vierzehn Tage zum Vorbilde, nach dem er sein Leben einrichtete, und er machte sich ihre Schicksale zu eigen. Daher waren die Feen- und Rittergeschichten am unschädlichsten, weil die Begebenheiten so wunderbar sind, daß sie nicht leicht ein erwachsener Mensch für wünschenswerth hält. Hingegen die moralischen Romane, wo der Stoff aus dem bürgerlichen Leben genommen, und die Sitten mit der Denkart des Decenniums tingirt sind, waren von großer Bedeutung, besonders wenn die Scene mitten in Deutschland lag.

Es fehlte diesem jungen Manne nichts was zu einem bequemen Leben gereichen kann. Er hatte wenig Verrichtungen bei seinem Herrn, und dieser war selten wunderlich, als wenn er ein wenig zu viel gegessen hatte. Er setzte das Präsentatum auf die Briefe die ankamen, schrieb auch zuweilen einige Antworten darauf, heftete die Urkunden zu den Rechnungen des Verwalters und der Handwerksleute in Einen großen Band, und war übrigens immer nicht weit weg, wenn man ihn brauchte. Er ging in den Keller wenn's verlangt ward, und auf den Boden wenn der Kutscher den Hafer faßte. Der Garten stand auch völlig unter seiner Direction, und er war im Oculiren und Pfropfen ein großer Meister. Abends las er seinem Herrn vor, auch wenn er im Fußbad

saß und sich die Nägel abschneiden ließ; und wenn nicht gelesen wurde, so rauchten sie auch eine Pfeife Taback zusammen. Der Patron erzählte alsdann von seinen Reisen, von Paris und Genua, von dem Hofe seines ehemaligen gnädigen Fürsten, auch oft von seinen Intriguen und Maitressen.

Dieser Herr besaß eine große Geschicklichkeit im Vortrage der sogenannten contes à rire, besonders der französischen. Wenn also zuweilen in dem tête à tête eine Bouteille Bourgogner oder Champagner extra unter beiden Theilen beim Desert vorkam, so erzählte der gnädige Herr ungemein gut, und der Secretair hörte eben so gut zu. Der Herr lachte immer zuerst ganz bescheiden, und der Diener lachte alsdann so aufrichtig, als ob der conte nie gedruckt gewesen wäre, oder ihm jetzt zum erstenmal zu Ohren käme. In den langen Winterabenden war freilich die Parthie ein wenig zu ungleich. Denn der Herr hatte beständig vorzutragen, und der Diener durfte es nicht eher, als bis es schlechterdings von ihm verlangt ward.

Indessen gewöhnte sich sein Herr nach und nach so sehr an ihn, daß er ihn beinahe nicht von seiner Seite lassen wollte. Zumal den Winter über, wo gar Niemand zum Besuche kam, das ganze Feldgeschäfte stille stand, und man weder in den Garten noch auf die Aecker gehen konnte, mußte Strephon über jede Stunde Abwesenheit Rechenschaft geben. Sein Patron behandelte ihn zwar nach Maßgabe, daß er seiner nöthiger hatte, immer mit mehr Freundschaft und Vertraulichkeit: aber es war doch am Ende nicht auszuhalten, ohne Aufhören mit ihm in einer Stube eingesperrt zu sein, mit ihm auf- und abzuspatzieren, und sich von ihm vorlesen zu lassen, oder selbst vorzulesen.

In einem der Momente, wo Strephon das Elend der Sclaverei in seiner ganzen Stärke fühlte, fiel ihm der deutsche Merkur in die Hände, und er las die Geschichte des Herrn Oheims, der sich muthig entschlossen hatte, seine ganze Existenz auf die Cultur der Erde zu bauen, seine Bedürfnisse auf die natürlichsten einzuschränken, und zu erwarten, ob seine Glückseligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten sein möchte, als aus so vielen tausenden, die so leicht versiegen. Die Erzählung dieser Geschichte, sie mag nun wahr oder erdichtet sein, wirkte so mächtig auf Strephon, als ob er ein Augenzeuge davon gewesen wäre. Der

Held ward alsbald sein Muster, und er fand, daß weiter nichts dazu gehörte ihm ähnlich zu werden, als seinem Herrn aufzusagen, und von seinen Ersparnissen und dem Restchen seines väterlichen Vermögens sich das nächste beste Bauerngütchen anzuschaffen. Er trug diese Gedanken lange mit sich herum, und ward nach und nach so zerstreut dadurch, daß er oft nicht wußte was er that, oder was um ihn her vorging. Sein Patron ward diese Veränderung nach und nach gewahr, und schrieb sie einer geheimen Inclination zu. In der Hoffnung, diese zu entdecken, ward der Patron endlich auch so vertieft, daß er zu seiner innerlichen Beschäftigung nichts mehr als dies bedurfte, und dadurch seinem Secretair mehr Freistunden ließ, ohne es selbst zu wissen. Der erste, zu welchem Strephon seine Zuflucht nahm, um ihm sein Geheimniß zu entdecken, war der Pfarrer des Orts, den die Liebe zur Gärtnerei längst mit ihm verbunden hatte. Er war ein junger gescheuter Mann, der, weil er sein Leben beständig in der freien Luft zubrachte, immer heiter und munter war. Zu allem was er unternahm hatte er Geschick, und er war ein Tausendkünstler. Ohne sich durch Projecte zu ruiniren, hatte er aller vierzehn Tage ein anderes; denn er trieb sie nur bis auf einen gewissen Punct, wo die Ausführung thunlich, und die Ausgabe nicht beträchtlich war.

Seine Liebhabereien waren alle um ihn wie aufgestellt, und daher besuchten ihn die Leute gerne, weil man in sein Haus und in seinen Garten wie in einen Raritätenkasten gucken konnte. Er hatte die schönsten Tulpenzwiebeln auf zehn Meilen in der Runde, und er theilte jedem davon mit, weil es ihn nichts als seine Zeit und ein bischen Sorgfalt gekostet hatte, die ersten, die er von dem Herrn Canonicus Spönla von Erfurt bekommen hatte, ins Unendliche zu vermehren. Er hatte sich auf dem Brandflecken eines elenden Weinbergs ein artiges Bosquet von ausländischen Nadelhölzern angelegt, die er abzulegen verstand; und den daranstoßenden Abhang von Flugsand hatte er durch Elymus arenarius und Quecken haltbar zu machen gewußt. Er hatte eine kleine Plantage von Berberitzen-Stauden, durch deren Saft er jeden Obstessig zu dem allerfeinsten acido erhob, womit er den Salat für den Gaumen eines Hofmarschalls anmachen konnte. Auf einer seiner Terrassen war eine große Sammlung von Essig-Rosen, deren Blätter

von den Materialisten so theuer bezahlt werden, um sie unter das Rauchwerk zu mischen. Durch diese Blätter allein führte er eine active Handlung zu Gewinnung seiner Sämereien. Auf einem andern Parterre war eine Anlage vom Wunderbaum, dessen Oel so sehr in der Ruhr geschätzt wird. Wanderte man weiter, so kam man zu ganzen Quartieren abyssinischen Grases, nackten Hafers, türkischen Waizens, sechszeilichter Gerste, der verschiedenen Arten Ringgrases u. s. w. Er säete alle Jahre in sein Mistbeet die ausländischen Sämereien, und erhielt dadurch oft Pflanzen, die man nicht in hiesigem Clima gesucht haben würde. Er erklärte alle diese Dinge den Gästen sehr gerne und gut, so daß sie in wenig Minuten viel von ihm lernen konnten, und, weil sie sich klüger glaubten, höchst vergnügt von ihm weggingen.

Dieser Mann umarmte unsern Strephon, sobald er nur von seiner Entschließung hörte, mit der innigsten Wärme und wünschte ihm Glück dazu. Dazu soll bald Rath werden, sagte er, wenn Sie nur Stand halten in dem edelmüthigen Entschlusse. Ich weiß in der Nachbarschaft ein Hufengut von 120 Morgen Landes, dessen Besitzer nach Amerika gegangen ist, weil er es nicht zu handhaben verstand. Es wird jetzt Schulden halber verkauft, weil der Concurs erkannt ist. Sie sind ein glücklicher Mann, wenn sie's bekommen. Sie können sich da ausdehnen nach Herzenslust. Beschlafen Sie's nur, und morgen wollen wir zu einem meiner Nachbarn, dem Johannes Steiber, gehn, der eben so ein glücklicher Gutsbesitzer ist, als ich's Ihnen zu werden wünsche, und der soll uns mit seinem guten Rath dienen. Sie können alles pflanzen, was Sie wollen. Sie haben alle möglichen Aspekten und Lagen: Ebenen, Thäler und Berge, und, was das beste ist, 21 Morgen Waldes, der Nadel- und Laubhölzer bringt. Sie können bauen, wie Sie's nöthig haben. Sie haben Leimen, Sand, Bruch- und Sandsteine, und Ihre eigene Fischerei an Krebsen und Forellen in Ihren Bächen. Kurz, Sie sind ein glücklicher Mann, wenn Sie nur wollen. Wenn ich mich nur ausdehnen könnte, wie Sie alsdann ungestört vermögen, ich wollte bald die Gegend in ein Elysium umschaffen. Aber ich habe leider nichts gegen Sie, als einige Quadrat-Ruthen, und da bleibt alles klein und unbeträchtlich. Der Nutzen muß erst im Großen sichtbar werden. Ich bin wie ein Edelmann, der, zum Besten Deutschlands, den Fluß, soweit er in sein

Dorf gemeinlich fließt, schiffbar zu machen unternimmt, oder durch seinen Schultheissen Placate über Aus- und Einfuhr anschlagen läßt.

Den andern Tag ward der Besuch zu Johannes Steiber unternommen.

Damit das Ganze eher einer partie de plaisir als einer andern Absicht gleich sehen möchte, so war der Oberschultheiß mit seiner Frau dazu einzuladen. Frauen und Kinder wurden zusammen auf einen Leiterwagen gesetzt, und die Männer ritten nebenher. Weil Johannes Steiber ein reicher Mann war, so machte man sich keine Bedenklichkeiten, ihm mit so vielen Menschen ins Haus zu fallen, ohne ihn davon vorher benachrichtigt zu haben. Man war eben mit Grummetmachen beschäftigt, und der Hausvater kam mit seinen Söhnen und Knechten um vier Uhr zu Hause, als eben die Gäste anlangten. Er war ein langer, schöner Mann, und ging so gerade, als ob er gedient hätte. Er eilte herbei, sobald er sie gewahr ward, um ihnen alle die Schlagbäume geschwind zu öffnen, die den Weg zu seiner Hofreithe versperrten, welche mitten in seinen Wiesen und übrigen Besitzungen lag. Er gab jedem, Groß und Klein, nach einander die Hand, und hieß sie von Herzen willkommen. Seine Söhne führten die Pferde ein. Seine Frau machte indeß die honneurs vom Hause, oder vielmehr vor dem Hause. Denn in die einzige große Stube, die sie außer einigen Schlafkammern hatten, wollte Johannes Steiber die Gesellschaft nicht eintreten lassen. Es wurde also der große schöne weiße birnbaumne Tisch aus der Stube in den Hof unter eine herrliche Linde gestellt und rundum waren Bänke, oder auch Schnitzbänke, Stühle und ein Pflugschaar, worauf man Platz nehmen konnte. Der Wirth war einige Zeit mit seinen Söhnen abwesend.

Indessen hatte die Mutter aufgetischt, was das Haus vermochte, frische Butter, frische Nüsse, guten Käse, Birnen und Aepfel, saure und süße Milch. Die Gäste labten sich nach Herzenslust, fragten aber doch auch nach dem Hausvater. Dieser erschien bald wieder mit seinen Söhnen, und hatte seine Zeit indessen nicht übel zugebracht. Er hatte in seinem Bache Forellen gefischt, die seine Söhne in dem Hamen brachten, und er selbst brachte einen ganzen Honigwaben, den er eben zum Besten der

Gesellschaft ausgenommen hatte, und frisch aufsetzte. Hierauf ging er in den Keller und brachte einen seht trinkbaren Wein. Er handelte selbst damit, weil er Credit hatte, den Weinbauern ihre Vorräthe abnahm, ihn einzeln an die benachbarten Landwirthe verthat, und wenn er von diesen das Geld eingenommen hatte, erst seine Verkäufer bezahlte. So trieb er auch einen ansehnlichen Handel mit Nüssen, die er oft viele Jahre aufspeicherte, bis sie Geld galten, und verkaufte sie alle nach Schlesien.

Diese patriarchalische Mahlzeit entzückte Strephon, und er ward so sehr gerührt davon, als ob er sie in dem besten deutschen Journale beschrieben gelesen hätte. Sein gnädiger Herr mit allen seinen Ragouts, seinem Capwein und seinem œil de perdrix, schien ihm ein armer Sire gegen diesen wohlhabenden Landbauer, der alles hatte, was er bedurfte und es holen konnte, wo und wenn er wollte, es mochte Krieg in Amerika sein oder nicht. Er ging in seinen Gedanken schon so gerade, wie Johannes Steiber, und nahm in seinem Enthusiasmus einen Heu-Rechen wie jener auf die Schultern und spazierte damit im Hofe auf und ab. Mitunter erblickte er seine zwei Uhrbänder in seinen Beinkleidern, und die ungeheuren Schnallen an seinen Schuhen, und sie kamen ihm lächerlicher vor als jemals.

Der Pfarrer brachte die Unterredung auf das verarmte Bauerngut. Johannes Steiber behauptete, es habe meist guten Boden, vieles Quellwasser, das man noch besser zusammensuchen könne, einen hübschen Wald, und eine ansehnliche Anzahl Wiesen, die durch Wässerung eines weit höhern Ertrags fähig seien. Nichts ist klüger, sagte er, als wir nehmen selbst den Augenschein davon ein, denn es liegt nur eine Viertelstunde von hier. Die ganze Gesellschaft machte sich also auf, und man langte bald vor der Hofreithe an. Es war ein aus tüchtigem Eichenholz gezimmertes Haus, das man leicht zu einem zweistöckigen erheben konnte; Stallung und Scheune waren auch in ziemlichem Stande. Im Hofe stand ein Brunnenstock, der Wassers die Fülle gab, und fürtreffliches Wasser. Das Haus lag schon ziemlich hoch, aber es wurde noch rund umher mit einer Anhöhe umgeben, auf deren Spitze einzelne kleine Wäldchen von Tannen stunden. Dies gefiel hauptsächlich dem Pfarrer, und er wünschte sich dieses Terrain, um seine Idee von einem großen Bosquet auszuführen, und die Gegend

bald mit lauter Edeltannen, Weimuthfichten, Lerchenbäumen und so weiter zu verschönern. Rund um das Haus lagen in der Tiefe ohngefähr zwei Morgen Wiesen, die auf der einen erhabenen Seite mit einem Forellenbach begränzt waren, der dem Eigenthümer gehörte, und dessen Wasser also zu allen Zeiten den Wiesen zu statten kommen konnte. Man besuchte auch den Wald, der auf der Nordseite die ganze Gegend beschirmte. Hier standen die schönsten Eichen und Buchen mit einander vermischt, und es verlor sich hier eine Menge Quellwasser, dessen Ursprung zwar anderwärts zu suchen, aber dem doch von dem künftigen Besitzer die vortheilhafteste Leitung auf seine Wiesen gegeben werden konnte. Das Ackerfeld bestand meist aus Anhöhen, die aber doch wohl gegen die Sonne lagen, zu denen man gut kommen, und die man ohne allzugroße Beschwerlichkeit mit Rindvieh bearbeiten konnte.

Strephon ward durch den Anblick dieser Ländereien in eine solche Gemüthsverfassung gesetzt, daß er nicht mehr sah und hörte, und wenig Achtung auf dasjenige hatte, was Johannes Steiber zu ihrem Vortheile erzählte, sondern sich schlechterdings als den alleinigen Besitzer betrachtete. Wo er seinen Fuß hinsetzte, da war die Erde sein; und wo er mit dem Finger hindeutete, da wurde schon ein Graben gezogen, oder der Wald gelichtet, oder ein neuer Weg angelegt. Die von der wahren Beschaffenheit des Guts als unterrichtete Personen weggingen, waren nicht eigentlich Er, sondern der Pfarrer und der Oberschultheiß, die die Sache gar nicht weiter interessirte. Das, was ihm fest im Kopfe blieb, war ein dunkler Begriff von den Abgaben des Guts, die ihm höchst mäßig schienen; und er rechnete ohngefähr, daß weniger als der halbe Ertrag einer Kuh überflüssig dazu hinreichte. Man brauchte also nur eine Kuh mehr auf das Stroh zu stellen, und so war der Landesherr befriedigt. So viel Ruthen Aecker brauchten also nur mehr angesäet zu werden, und so war das Catastrum gerade als wenn es gar nicht existirte.

Als er nach Hause kam, war ihm der Kopf so warm, daß er sich das Essen verbat und sogleich zu Bette ging. Die Bedienten des Hauses erzählten es dem Herrn, und zwar nach ihrer Art, als wenn Strephon ein wenig zu viel getrunken hätte. Dieser war aber sehr nüchtern; und seine Angelegenheiten ließen ihn so wenig schlafen, daß er, als er kaum eine halbe Stunde im Bette

gelegen, wieder aufstand, sich Feuer schlug und eine Pfeife anbrannte. Mit großen Schritten ward jetzo in der Stube überlegt, wie dieser Entschluß dem Patron beizubringen wäre. Dieser schlief auch sehr schlecht; denn da er den Abend allein gegessen hatte, so hatte er in Gedanken so viel zu sich genommen, daß eine Indigestion erfolgte. Die Bedienten waren also die ganze Nacht munter, und es ging alles im Hause Treppe auf Treppe nieder.

Nach langem Ueberlegen fand Strephon, die einzige schickliche Art der Bekanntmachung sei die schriftliche. Er setzte sich also hin, und schrieb folgenden Brief an seinen Patron:

»Ew. verzeihen, wenn ich Ihnen eine der wichtigsten Entschließungen meines Lebens bekannt mache, und sowohl um Dero Rath als Einwilligung bitte.«

»Wenn der Mensch dazu geboren wäre, ewig müßig zu gehen, und dagegen von einem andern quartaliter richtig bezahlt und frei gefüttert zu werden: so wäre meine Lage die glücklichste unter der Sonne. Allein ich bin in dem Falle so vieler braven Hofleute manches Fürsten, von denen man nichts fordert als ihre Gegenwart, denen man alles reichen läßt, was sie bedürfen, denen man für ihre Person so viele Taschengelder giebt als ein anderer Mann in der Stadt zum Unterhalt seiner ganzen Familie braucht, und die doch — höchst elend sind. Der Fürst, dem sie so vieles kosten, ahnet nichts davon, und so lange sie den Fehler noch nicht begangen haben, ihm zu zeigen, daß sie von ihm unabhängig sein könnten, so spricht er zwar täglich von ihren Untugenden, aber er behält sie doch ewig bei. Indessen bei aller unüberschwenglichen Gnade, womit er sie überhäuft, hat er ihnen doch ein Gut geraubt, oder sie haben es ihm aus Uebereilung gegeben, weil sie seinen Werth nicht kannten, und dies ist nichts geringeres als die menschliche Freiheit. Ihm ist durch dieses Opfer an seiner Existenz nichts zugegangen, weil er so unendlich frei ist, daß er keinen Maaßstab dazu hat, und von ihnen ist wieder bei ihm keine Vermuthung vorhanden, daß seine Diener auf so etwas Anspruch machen könnten.«

»Ew. erlauben, daß ich von diesem Falle, der vollkommen der meinige ist, in tiefster Bescheidenheit die nothdürftige Anmerkung machen darf.«

»Ich kann mit Zuversicht hoffen, daß Ew. meine Person

beibehalten würden, so lange meine Buchführung keine gerechte Ursache in die Hand gäbe. Allein es ist doch der Fall möglich, daß Sie meiner ohne irgend eine angebliche Ursache nicht weiter zu bedürfen glaubten, und ich wäre immer ein fortgeschickter Diener, und zwar um desto mehr in den Augen der Welt fortgeschickt, weil sich's Niemand erklären könnte, warum. Gegen diesen Zufall wünschte ich mich durch keine Zusicherung einer hierauf beizubehaltenden Pension gedeckt zu wissen, weil die Erfahrung lehrt, daß die Dienste desjenigen, den man ohne Entschädigung nicht freiwillig fortschicken kann, von der Stunde dieser Zusicherung an, anfangen stinkender zu werden.«

»Ich habe überdieß den sonderbaren Fehler, die Dinge dieser Welt anders anzusehen als andere Menschen, und daher kommt es mir vor, daß die Dienste, die ich Ew. leiste, mit der Belohnung in gar keinem Verhältnisse stehen. Und zwar in dem umgekehrten Verstand, daß wenn andere glauben sie seien zu schlecht bezahlt, ich vielmehr glaube zu gut bezahlt zu sein. Es steht nicht in meiner Macht dieser Disproportion abzuhelfen, und so lange mich Ew. zu keiner wichtigern Beschäftigung anstellen, muß ich mich mit Besorgung des Kellers und Speichers begnügen, ob ich gleich die Ehre habe, Secretarius zu heißen. Ich verlasse Ew. Dienste nicht, um in irgend andere zu treten. Die Aussichten, die ich auf der Canzlei des Fürsten zu erwarten habe, können nach meinen Jahren nicht reizend sein. Da alle diese Leute nur natürlichen Todes sterben, so ist der Sold so beschaffen, daß man ohngefähr drei Viertel von demjenigen erhält, was unsre Vorfahren vor fimfzig Jahren nöthig hatten. Nicht, daß man für das, was man thut, nicht hinlänglich und selbst überflüssig bezahlt wäre, sondern daß man bei weitem nicht so viel hat, als man höchst nöthig braucht, und daß man auf der Gotteswelt keinen Flecken sieht, wo man das Mangelnde hernehmen wollte.«

»Ich habe mich daher entschlossen, ganz der Dependenz eines dritten zu entsagen, und die wenigen Bedürfnisse, worauf ich meinen künftigen Unterhalt einschränken werde, schlechterdings nur der Erde abzufordern. Bei der einfachsten und nützlichsten Beschäftigung soll mein Geist, hoffe ich, hinlänglich unterhalten werden, ohne deßwegen peinlich angestrengt zu sein. Ich stehe künftig unmittelbar unter der Vorsehung; und ob ich gleich manchen Tiran-

nen von kalten und hitzigen Winden zu fürchten haben werde, so weiß ich doch, wenn er mir Schaden thut, daß kein böser Wille dabei ist. Unter allen Potentaten ist es immer, für einen unbewaffneten Mann wie ich, am unschädlichsten, sich mit dem Mächtigsten einzulassen; und also will ich es lieber mit den Elementen zu thun haben, als mit den Königen. Jene gehen, wenn sie incommodiren, wenigstens gerade zu; und wenn sie uns auch das Unsrige genommen haben, so machen sie doch keine ausdrücklichen Verordnungen, worin festgesetzt wird, wie es immer so sollte und müßte fortgehalten werden.«

»Mein geringes Strohdach wird mich vor dem Neid und der Verläumdung schützen, und Ew. denken zu gerecht, um mir dieses Glück durch Dero Einwilligung länger vorzuenthalten.«

»Ich bin u. s. w.«

Dieser Brief that bei dem Patron eine außerordentliche Wirkung. Strephon erschien von dem Augenblick an, da er nicht mehr dependiren wollte, als infam, und er hätte können eher gestohlen haben, weil dieser Casus nicht so selten ist, als so ganz unsinniges Zeug vorzutragen. Der Herr declarirte sogleich vor allen seinen Bedienten, dieser Mensch sollte sein Angesicht nicht mehr sehen! — eine der härtesten Strafen, die wirklich bei allen Souverains, so gut als eine Folter, abgeschafft werden sollte. Indessen ließ er Strephon gnädig grüßen und ihm sagen, daß er eine sehr üble Nacht zugebracht hätte, deren Folgen ihn hinderten, ihn, so angenehm es ihm wäre, für heute zu sehen. Er mußte also für diesmal auf seinem Zimmer speisen. Zu gleicher Zeit wurde der Amtmann und der Oberförster zum Essen gebeten, um wenigstens aus diesen Leuten irgend eine Nachricht zu ziehen, die das künftige Etablissement Strephons näher aufklärten. Denn in dem Briefe war alles höchst unbestimmt angegeben.

Der Edelmann erwähnte nichts von dem Vorgang als bis zum Desert, wo er eine treffliche Bouteille Capwein zum Besten gab. Auf einmal brachte er den beiden Herren mit herzlichem Lachen die Gesundheit zu: Es lebe die deutsche Freiheit; Es lebe der Ackerbau! Obgleich die beiden Gäste den ironischen Sinn dieser Gesundheit nicht sogleich einsahen, so tranken sie doch rein aus, hielten die Gläser fest, und warteten auf eine Erklärung. Der Casus ward nunmehr weitläuftig vorgetragen, und, wie man sich

vorstellen kann, von Seiten der Zuhörer höchst lächerlich gefunden. Der Amtmann fand endlich den Schlüssel zu diesem Briefe in einer Erzählung des Oberschultheißen, der aus der Schule geschwatzt, und etwas von der Besichtigung des Guts verrathen hatte. So geht's, fieng der Amtmann an, mit den schönen Herren, die nichts gelernt haben, und denen nichts genug ist! Sie können dafür Schweinhirten werden! Wie sich der Mensch übers Sportuliren aufhalten konnte, wenn er zuweilen in mein Manual guckte. Wie ich mir jede Feder voll Tinte könnte bezahlen lassen, wie ich keinen Schritt umsonst thun wollte! Ich fürchte, er wird viele Schritte thun müssen, die ihm nicht bezahlt werden. — Der Oberförster, der etwas besser mit Strephon stund, fand doch unbegreiflich, wie er den guten Tisch habe verlassen können; er sei doch Secretarius gewesen; jedermann habe ihn dafür respectirt; jetzo sei er nichts, und stehe künftig unterm Schultheißen, der ihn schlechtweg als Gottlieb Leberecht Strephon würde citiren lassen; er werde mit Ehren keinen bordirten Hut tragen können u. dergl.

Ich fürchte, fing der Amtmann an, er wird künftig auch ein Manual führen müssen, wo die Butter- und Käseheller darinnen stehen. Er macht die Rechnung vor dem Wirth. Da hat er die Schriften der Pfälzischen Academie zu Lautern von dem Ertrag drei ganzer Morgen Landes gelesen, und schwört nun Stein und Bein darauf. Er wird's aber gewahr werden! In den Büchern ist's gut pflügen und säen; da regnet's und schneit's nicht hinein. — Es lebe die schöne Natur! brachte der Edelmann, als eine neue Gesundheit, in Capwein aus. Die Gäste stutzten, und erwiederten, als Chorus: Es lebe der klare Born!

Es fehlte zur Freude der interessirten Personen nichts weiter, als daß Strephon unsichtbar in ihrer Mitte gewesen wäre, und gehört hätte, was für Anmerkungen fielen. Man hätte gern erlaubt, wenn er an der Thür gelauert, oder wenn ihm die Bedienten alles Wort für Wort zugetragen hätten. Diese stießen sich einander in die Ellenbogen, und, mit der Aufforderung eines gnädigen Blicks, that einer zuletzt den Ausfall: Herr Strephon würde wohl künftig das seidene Strümpfetragen einstellen müssen. — Die Gesellschaft war so lustig geworden, daß sie auch den Nachmittag zusammen blieben, und beschlossen ward im Garten eine Pfeife Taback zu rauchen. Der Edelmann kam immer wieder auf

den Ersten Discours, und wollte hauptsächlich wissen, wer eigentlich dem Strephon die tollen Gedanken in Kopf gesetzt habe? Der Amtmann meinte, es käme von dem verdammten Bücherlesen. Der Oberförster behauptete auf seine Seele, es sei niemand schuld daran als der Pfarrer. Der junge Mensch, fing er an, will alles verstehen; weil er Raupen ziehen und Vögel ausstopfen kann, so meint er, er sei ein Forstmann. Er sollte bei seiner Bibel bleiben und den Bauern den Text lesen. Sie sagen, er verstünde die Nadelhölzer anzulegen; das mag der T..f.l glauben! Wenn er's wirklich kann, warum macht er ein Geheimniß daraus? Neulich war er so naseweis, und wies mir einen Tannenbaum in seinem Garten, und fragte mich, was das für ein Baum wäre? Als wenn ich nicht wüßte was ein Tannenbaum ist! Was geht's mich aber an, wie sie's in England nennen? Er sagte mir darauf mit großer Zufriedenheit, es sei die Hemloks-Tanne. Meinethalben mag's die Heinrichs-Tanne sein! Es ist ein Baum wie ein andrer, und durch die Namen, wenn wir sie zu tausenden lernen, kriegt mein Herr keine Staude mehr ins Land.

Strephon saß indessen in seinem Stuhle und zog ein richtiges Inventarium von allem, was er an bereiten und unbereiten Vermögen besaß, um zu überschlagen, wie weit er im Stande sein möchte, das vorgeschlagne Gütchen sogleich baar zu bezahlen. Sodann machte er die Berechnung was er an Pferden, Geschirr, bäurischem Hausrath, Winterfutter und Stroh für ein Dutzend Kühe nöthig haben dürfte, und was ihm zu Ausbauung und Erweiterung seiner Hofreithe, zu Wiesenverbesserungen und auch zu Geschenken und Kleidern für seine künftige Gehülfin übrig bleiben dürfte. Er sah voraus, daß er im ledigen Stande seiner Wirthschaft nicht vorstehen könnte, und wenn auch dieses möglich wäre, doch ein einsames Leben dieser Art, ohne Plan und ohne Aussicht in die Zukunft, für ihn eine schwere Last werden dürfte. Die Person, die ihm dazu tüchtig schien, war nicht weit zu suchen, denn er fand sie in der ältesten Tochter des Oberförsters des Orts, der schon bei uns als ein Antipode dieser neuen Lebensart aufgetreten ist. Er war ein ziemlich guter Freund Strephons gewesen, und hatte es gerne gesehen, wenn dieser, während daß er im Walde war, seiner Frau und seinen Töchtern die Zeit hatte vertreiben helfen. Es war aber auf beiden Seiten nie an eine Neigung, vielweniger eine ernsthafte Verbin-

bung gedacht worden. Jetzo fiel ihm dieses Mädchen, das gut zur Wirthschaft erzogen war, vor andern als eine Person ein, die sich zur Frau für ihn schickte. Er ging kurz und gut selbst hin, zu freien, und that bei der Mutter und Tochter seinen Vorschlag. Allein wie erstaunte er nicht, als man ihn kalt empfing und ihm besonders zu verstehen gab, daß man nicht einsehe, wie er seine künftige Frau standesgemäß zu ernähren vermögen würde. Als er hierauf erwiederte, daß er im Stande seie, das vacante Gütchen baar zu bezahlen, und ihm zu seinen übrigen Einrichtungen noch ein schöner baarer Pfennig übrig bleibe; so fragte man ihn, ob er denn ganz ohne Dienst leben wolle? Er bekannte frei, dies sei der eigentliche Plan seines Lebens und der Stolz seines Herzens, von Niemand als sich selbst abzuhängen. Darin sehe ich aber keine große Glückseligkeit, fing die Mutter an. Also meinen Sie, meine Tochter soll künftig noch weniger sein, als des Oberschultheißen Frau, deren Vater ein Oelmüller ist, und vielleicht gar des Schulmeisters Frau beim Abendmahl nachgehn? Das wäre doch schlimm, wenn man seine Kinder dazu großgezogen hätte! Ich habe nichts gegen Ihre Person, Herr Strephon, aber lassen Sie sich doch einen Charakter geben als Fähndrich oder Lieutenant beim Ausschuß. Sie werden sonst wahrlich als gemeiner Mann zum Amt commandirt, und ich sehe Sie schon mit den andern Bauern in Reihen und Gliedern vor das Amthaus auf die Wache ziehen.

Die Tochter ging zur Thür hinaus, und kam mit verweinten Augen wieder herein. Sie hatte im Herzen Strephon lieb, ohne daß dieser das geringste davon gemerkt hätte. Sie hätte sich ihm auch schon längst in die Arme geworfen, wenn er ein schönes Aemtchen in der Stadt gehabt hätte. Aber hier ewig im Gebirge zu sitzen, wo ihr schon die Zeit so lang geworden war, wo man kaum alle zwei Monate einen Galanteriehändler anklopfen hörte, und wo die Chaisen mit den geputzten schönen Leuten aus der Stadt nur von weiten schnell durchfuhren, das war ihr unerträglich.

Strephon verließ das Haus seines Patrons ohne ihn weiter zu sprechen, und die schreckliche Drohung, die ihm jener geschworen hatte, ging also wörtlich in Erfüllung. Er nahm schriftlich in den höflichsten Ausdrücken Abschied, und die Antwort war, daß

man ihm die Schlüssel abfordern ließ, die er noch in Händen hatte. Er logirte sich indessen zum Pfarrer, bis der Tag der Versteigerung des Gütchens kam, und da Er der einzige war, der darauf bot, so erhielt er's unter sehr leidlichen Bedingungen. Sobald es ihm zugeschlagen war, ließ er seine erste Sorge sein, wie er sobald als möglich Besitz davon nehmen wollte. Er kaufte von der Frau des Hauses was ihm an tüchtigem Rindvieh anstand, und da Schiff und Geschirr auch noch in ziemlichem Stande war, so kam er auch hierüber mit ihr überein. Er dingte sich einen Knecht und eine Magd, und fing noch vor Winter seine Haushaltung an. Der Pfarrer half ihm in allem, und rechnete schon im Voraus, was er hier für eine Menge Landes vor sich fände, seine Pflanzungen weiter auszubreiten. In den ersten Tagen hatte das neue Besitzthum einen außerordentlichen Reiz für Strephon. Er war wie ein König der Erde, wenn er sein Vieh im Stalle blöken hörte, wenn er seine Lampe auf dem Tische brennen, und sein Feuer auf seinem Heerde lodern sah. Die Magd indessen, die er gemiethet hatte, verstand sich sehr gut aufs Vieh, aber etwas schlechter für Menschen, zu kochen. Er mußte auch, wie alle seine Nachbarn, sein eigen Brod in seinem Ofen backen. Hierzu gehörte nun eine große Routine, oder etwas mehr chymische Principia, als die Köchin besaß, um nicht für acht Tage ungenießbares Brod vor sich zu sehen. Er reducirte sich, so oft dieser Vorfall vorkam, auf abgekochte Erdäpfel, und trank seinen klaren Born dazu, der mitten in seinem Hofe nie ausblieb. Zuweilen fiel es ihm doch ein, daß es besser sei, mit den Gliedern der menschlichen Gesellschaft in näherer Verbindung zu stehen; und lieber diejenigen, die eine gewisse Hantierung von Jugend auf gelernt hätten, für sich sorgen zu lassen, als alles selbst bereiten zu wollen, und mit Unbehaglichkeit unabhängig zu sein. Das Brod vom Bäcker gebacken schmeckte doch besser, als das was in seinem eignen Ofen mißrathen war.

Er glaubte noch Zeit zu haben, sein Winterfeld vor Eintritt des Frostes zu bestellen, und das Wetter war auch sehr günstig dazu. In der ganzen Gegend war man damit beinahe gänzlich zu Stande gekommen. Der Amtmann hatte darüber seinen Bericht erstattet, weil man in der Stadt von Seiten der Chaussee-Commission gern wissen wollte, ob die Bauern noch die zur Win-

terreparatur nöthigen Steine fahren könnten. Das ganze Amt war also aufgeboten worden, und Strephon stand mit auf der Liste, auf dessen besondre Umstände kein eigner Bedacht war genommen worden. Er erschien nicht, weil er nach dem Rechte der Natur sich selbst der Nächste schien, und der Schaden, der ihm aus Mangel der Wintersaat entstünde, mit dem wenigen Nutzen, den er auf der Chaussee stiften könnte, in gar keinem Verhältnisse stand. Man hatte des Mißbrauchs wegen eine sehr weise Verordnung gemacht, daß keine solche Landfrohnten mit Geld abgekauft werden sollten. Er mußte also die Hälfte der Saat einstellen, und für die Bestellung der übrigen Hälfte so und so viel Execution wegen seiner Nichterscheinung bezahlen. Seine Ochsen und sein Knecht kamen hungrig zu Hause, ohne viel auf der Chaussee verrichtet zu haben. Das schlimme Wetter trat ein, es regnete unaufhörlich, und also war die Hälfte der künftigen Erndte, die auf dem Papier gestanden hatte, bereits durch einen landesherrlichen Befehl verloren gegangen.

Inzwischen dachte Strephon auf ein Mittel, wie er künftig seinen Viehstand vermehren, und seine Wiesen verbessern könnte. Ihm kamen die Quellen in seinem eigenen Walde in Sinn, die er in den Bach leiten könnte, der neben seinen Wiesen floß, und wie er dadurch viel lebendiges Wasser mehr erhalten würde. Er besprach sich mit den Teichgräbern, kam mit ihnen überein, und ging sodann zum Feldmesser, der schon das Terrain abwägen sollte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er von eben diesem Feldmesser hörte, daß diese Quellen nicht mehr sein wären, sondern daß man von Herrschafts wegen darüber als über ein Regale disponirt hätte. Im Cammer-Collegio war ein Mann, der das besondere Departement der Verbesserung der Landwirthschaft hatte, und dieser sann beständig auf Mittel, wie er den Nahrungsstand der Unterthanen und also dadurch auf eine erlaubte Art die Landesherrlichen Einkünfte vermehren könnte. Er hatte schon lange bemerkt, daß der Herrschaftliche Beständer auf einer Mahlmühle, die eine halbe Stunde davon gelegen war, deßwegen nicht zurecht kommen könnte, weil ihm zu gewissen Zeiten das Wasser ausging. Er hatte also darüber nachgedacht, wie man diesem Uebel abhelfen und vielleicht auch einen neuen Nahrungszweig für diesen brauchbaren und nützlichen Lehnträger erfinden könnte. Bei diesen Ueber-

legungen war ihm jenes verlorne Quellwasser in die Augen gefallen, und mittelst dieser und einiger andern Quellen, die er noch genauer untersuchen lassen wollte, hatte er die Absicht, eine Schlag- und Schneidemühle neben dem Mahlwerk zu errichten. Sein Vortrag war von dem Collegio genehmigt, und nächstens sollte Hand ans Werk gelegt werden. Der Feldmesser rieth Strephon an, von seinem Vorhaben abzustehen, versicherte ihn, daß das Wasser nach seiner Gegend ungleich schlimmer zu führen sein würde, als nach jener, wohin es die Cammer bestimmt hatte. Ueberdieß sei es für einen Anfänger, wie er, eine bedenkliche Sache, einen Proceß mit der Cammer zu führen. — Im Grunde aber gefielen dem Feldmesser die Herrschaftlichen Diäten bei diesem Geschäfte besser, als Strephons Anerbietung, die nicht anders als höchst dürftig ausfallen konnte.

Da Strephon sah, daß sein jetziges Haus, zumal wenn er eine Frau und Kinder hätte, viel zu klein und unbequem sein würde, so machte er einen Plan, wie er's mit einem zweiten Stocke versehen könnte. Er dachte hiermit sein eigner Baumeister zu sein, ließ die verschiedenen Handwerksleute kommen, und kam auch mit ihnen, nach sehr billigen Ueberschlägen, überein. Ueber die Materialien war keine große Berathschlagung nöthig, denn Holz, Leimen, Sand und Steine hatte er alles selbst auf seinem Boden in Ueberfluß; nur den Kalch mußte er aus der Nachbarschaft holen. Ueber dieser Beschäftigung kam Weihnachten herbei. Er ging in seinen Wald, besah selbst die tüchtigsten Bäume und fand, daß er, ohne sich zu schaden, noch drei solcher Häuschen bauen könnte. Allein fällen durfte er sie nicht, bis er die Erlaubniß und die Anweisung dazu von dem Oberförster hatte. Als er zu diesem kam, um ihn darum anzusprechen, fand er ihn nicht zu Hause, sondern er war im Amte herum, den gewöhnlichen Forst- und Bußsätzen beizuwohnen. Nach den Feiertagen bat er ihn verschiedenemal inständigst; allein der Oberförster fand immer Mittel es abzuschlagen. Indessen wurde er nach der Stadt abgerufen, seine Rechnung abzulegen. Als ihn Strephon nach seiner Rückkehr anlag, das Geschäft vorzunehmen, so erhielt er den kurzen Bescheid, daß seit vierzehn Tagen der Saft ins Holz getreten sei und daß es jetzo gegen seine Pflichten laufe, die Anweisung zu ertheilen.

Nun kam allgemach der Frühling herbei, die Tage wurden länger, die Luft heiterer, die Hecken und Sträucher fingen an in ihren Spitzen grün zu werden, und unter ihnen zeigten sich die ersten Blümchen. Strephon hatte auf dem Gipfel seiner Scheune ein Storchsnest, dessen Bewohner, zu seiner großen Freude, auch seit kurzer Zeit mit seiner Gattin wieder angekommen war. Diese Gäste und einige Schwalben unter seinem Vordach waren jetzo in Stunden der Ueberlegung seine einzigen Gefährten und Gesellschafter. Er las von ohngefähr einige Beschreibungen des Lenzes, die er in den Dichtern seiner Büchersammlung aufschlug, und fand sie meist alle von müßigen Zuschauern und Spaziergängern verfertigt. Keiner von diesen ehrlichen Leuten schien ihm mitten auf dem Lande gewohnt zu haben: denn nirgends war unter allen ihren ländlichen Farben nur eine von den eigenthümlichen Hoffnungen und Beschäftigungen des Landmanns ausgedrückt. — Es müßte denn Virgil sein, der aber, weil er lateinisch geschrieben hat, jetzo nicht viel in Deutschland gelesen wird.

Ihm war der Anfang des Frühlings nicht so hoffnungsvoll, als ihm der Anfang des Winters gewesen war. Viele von seinen Planen, die er sich damals vorgemalt hatte, waren bereits unausgeführt geblieben, und manche von seinen Rechnungen hatten fehl geschlagen. Er hatte sich in seinem Wintervorrathe betrogen, der weit früher aufgefüttert war, als er vermuthet hatte. Es war überall Mangel an Fütterung im Lande, und er mußte nun alles um das Doppelte theurer anschaffen. Seine Scheuer und sein Futterboden waren ihm also ein lästiger Nachbar, und er wäre ihm gerne vorbeigegangen wie einem andern Gläubiger, wenn's möglich gewesen wäre. Seine Baarschaft, die er zum Hausbau bestimmt hatte, mußte zur Unterhaltung des Viehs angegriffen werden, und die Zeit, wo das Vieh sein Futter draußen finden würde, war noch lange hinausgesetzt.

Er fing nun an über seine neue Lebensart nachzudenken. Nichts war ihm noch begegnet, über das er sich eigentlich zu beklagen Ursach gehabt hätte. Kein Unglück, kein offenbares Unrecht, kein Betrug und keine Gewaltthätigkeit hatte ihm geschadet, und doch war er, wie es ihm schien, um so vieles zurückgekommen! Er ertrug's wie ein jeder kluger Mann zu thun pflegt, mit dem Troste, daß es noch schlimmer hätte sein können.

Er hatte den Winter über nichts von seinen Steuern bezahlt, und man hatte ihn auch höflicherweise nicht darum gemahnt. Sie gingen indessen alle Tage fort, und wuchsen, noch schneller wie das Gras auf dem Felde, jeden Abend um ein beträchtliches höher. Strephon ging also zu dem Einnehmer, um mit ihm abzurechnen. Dieser empfing ihn freundlich, machte ihm einen Auszug aus seinen Registern, und präsentirte es ihm. Hier fand sich's abermal, daß er sich verrechnet hatte. So wie sein Futter gegen das Frühjahr zu kurz geworden war, so waren hingegen die Register zu lang. Von dem Ansatz der ordinairen Steuern, die sein Gütchen ertragen sollte, war er gehörig unterrichtet: nur auf die Reihe der außerordentlichen Steuern, die wie Kinder aus den Lenden der ordentlichen entspringen konnten, war bei Ausbietung des Guts kein Bedacht genommen worden. Und diese betrugen zufälligerweise dieses Jahr gerade so viel als die ordentlichen. Es war vor einigen Jahren ein Landtag ausgeschrieben worden, und hier hatten die verschiedenen Stände znm Theil neue Steuern verwilligt, zum Theil die alten außerordentlichen bestätigt. Man hatte sie aber bis jetzo noch nicht ausgeschrieben. Dem Landmann kam also davon nichts eher zu seiner Notiz, bis man's ihm wirklich abforderte. So hatte ein benachbartes verwandtes fürstliches Haus nach und nach sechs Prinzessinnen verheirathet, und an diesen Dotalgeldern, daran, nach Hausverträgen, dieses Land ein — Gewisses jedesmal zuschießen mußte, war seit vielen Jahren von dort aus nichts gefordert, folglich auch hier nichts bezahlt worden. Strephon fühlte also die Fruchtbarkeit dieses Fürstlichen Hauses in diesem Jahre sechsfach, und die Fruchtbarkeit seines Feldes, das dafür bezahlen sollte, war noch höchst unentschieden. Er that aber seine Schuldigkeit, berichtigte alle seine Register von A bis Z, und sahe nach und nach ein, daß viel dazu gehörte, wenn man ein rechtschaffener Bauer sein und bleiben wollte. Er hatte zwar ehedem zuweilen flüchtig darüber nachgedacht, wie nützlich der Landmann sei, und wie schwerlich die übrigen Stände des Staats ohne diesen bestehen könnten: allein er war doch nie so lebhaft davon überzeugt gewesen, als seitdem er zum Wohle des Staates so viel von dem Seinigen hatte entbehren müssen.

Er hatte aber kaum Zeit darüber nachzudenken, indem ein Gerücht entstanden war, es hätten sich Spitzbuben sehen lassen,

die sich hierher ins Gebirge geflüchtet hätten. Die ganze Land-Mannschaft ward also aufgeboten, und so mußte denn auch Strephon sehen, wo sein Degen geblieben war, seine Jagdflinte auf die Schulter nehmen, und Morgens in aller Frühe vor dem Rathhaus erscheinen. Hier wurde die Mannschaft gemustert, und unter Anführung eines Sergeanten, der ein ehrlicher Leinweber war, ward er mit einem Trupp seiner Nachbarn einen gewissen Weg durch den Wald hin detachirt, wo sie Posto fassen mußten. Der Herrschaftliche Befehl lautete, daß man bei Strafe der Execution acht Tage streifen sollte. Diejenigen, die schon mehr dabei gewesen waren, hatten ihre Futtersäcke mit trocknen Victualien mitgenommen. Allein dem Strephon, als einem Anfänger, fehlte diese Vorsicht. Gegen Mittag also mußte er sich aufs Bitten legen, und gegen Abend änderte man glücklicherweise den Standpunkt um etwas, wo sie sich einer Köhlerhütte näherten. Hier fanden sie wenigstens Obdach, und auch zur Noth etwas fürs Geld.

Der Köhler, der wohl selbst zuweilen die Spitzbuben aufnehmen mochte, hatte sich zu einer Art von Wirthschaft eingerichtet, und also ging ihm Bier, Branntwein, geräuchert Fleisch u. s. w. selten aus. Bei einem tüchtigen Küchenfeuer ward die Gesellschaft laut, und der allgemeine Wunsch war, daß man — keinen Spitzbuben fangen möchte. Dafür hat's keine Noth, fing Einer an; denn sie sind um ein Gutes gescheuter, als unser ganzes Gericht. Meintet ihr, sie würden da sitzen bleiben bis wir kommen? Da behüt uns Gott vor, rief ein alter Mann aus, daß sie uns in die Hände fallen, denn wir müssen am Ende doch alles allein bezahlen, und das peinliche Gerichtsgeld steht so schon hoch genug.

Strephon fiel, da er auf dem Stroh lag, auch zuweilen ein, daß die Soldaten in der Stadt sich doch besser zum Streifen schickten als die Bauern. Allein diese Betrachtungen wurden von andern verdrungen, wenn er sah, wie, ungeachtet des Drucks, den alle Stände gegen den einzigen Bauernstand ausübten, dieser bei dem allen doch noch besteht — sich mitten im Mangel so zahlreich fortpflanzt, und wie an Trotz und Muth und kühner Verstellungskunst der geringste Bauer, wenn er seinen Herrn bezahlt hat, dem ansehnlichsten Bedienten nicht aus dem Wege geht. Alles, was er hier hörte, war ihm, wenigstens der Verbindungsart nach, neu und man sprach von Nichts auf eine ungereimte Weise,

weil man von Nichts sprach, als was man wirklich verstand, und was ganz nahe lag. Einer von der Gesellschaft schien schlechter zu sein als die andern, und die Ursache war leicht zu finden, weil er ein Proceßkrämer war, und sich durch allerlei schiefaufgefangene Ideen den gesunden Menschenverstand um ein merkliches verdorben hatte. Die letzten zwei Tage gingen unter vergeblichem Hin- und Hermarschiren vorbei, ohne daß man etwas anderes gesehen hätte, als Bäume und Wildprett; und nachdem der Vorrath, den jeder an Lebensmitteln und Gelde ohngefähr zu sich gesteckt hatte, verzehrt war, kehrte man ruhig nach Hause.

Als Strephon in seine Thüre trat, sahe er eine Nummer darüber, und da er sich näher erkundigte, so betraf es die neue Brand-Assecuranz-Casse. So sehr er ehedem dieses gute Werk gegen Jedermann vertheidigt hatte, so fand er doch jetzt, wie sehr jede neue Auflage, und wenn es auch eine noch so nützliche und billige ist, denjenigen drücken müsse, der schon so vieles geben muß, wovon er den Nutzen nicht einsieht. Zugleich lag eine Citation auf dem Tisch, vermöge welcher er morgenden Tages auf dem Frohndquartal erscheinen sollte, wo das Vieh ab- und zugeschrieben, und das verflossene Quartal an den Rentmeister bezahlt werden sollte. Einen halben Monat hatte sein Vieh und Geschirr diesen Winter über auf Landes-Frohnden verwenden müssen, die nicht im Contracte begriffen waren; und also konnte man auf das andere halbe Jahr wieder einen halben Monat rechnen. Das Wohl des Ganzen absorbirte also ein Zwölftheil seines Lebens und seiner Wirthschaft, ohne daß der Landesherr nur im Mindesten aus den Schranken des Contrakts getreten war.

Dieses Zwölftheil, worauf gewöhnlich nicht gerechnet wird, machte wenigstens so viel aus als die ordinairen Steuern, und also war sein Beitrag nicht duplirt, sondern triplirt. Er hatte sich 30 Thaler Steuern geschätzt, es waren aber deren noch einmal so viel außerordentliche, und nun betrugen die dreißig Tage Frohnden, an die Niemand gedacht hatte, gewiß 30 Thaler weiter. Er ging in der Beklemmung seines Herzens zum Oberschultheißen, um sich hier zu erkundigen, ob das alle Jahr so fortgehen würde, oder ob eine Erleiterung statt fände?

Der Oberschultheiß, ein lustiger Kauz, ließ sogleich eine Flasche Wein holen, ehe Strephon seine Jeremiade beginnen konnte.

Dieser hatte, für Heu und Stroh, nicht daran denken können, sich selbst etwas zu gute zu thun, so lange es seinen Kühen fehlte; er fand daher dies Gläschen rauhen neuen Wein delikater, weil's ihm seltner geworden war. Sie kamen aber bald auf die Materie, weswegen er sich unterrichten wollte, und die Erläuterungen waren immer von einem Argumente hergenommen, das im Grunde keins von den tröstlichen war. »Haben Sie über Gewaltthätigkeiten »oder Drückungen zu klagen,« fing der Oberschultheiß an, »hat »man Ihnen die Justiz verweigert? Hat man Ihnen etwas von »Ihrem Eigenthum entzogen? Genießen Sie nicht des allgemei»nen Schutzes und des langen theuren Friedens, der nun schon »so viele Jahre lang unser Vaterland beglückt? Haben wir nicht »die gnädigsten Herrschaften? Genießen wir nicht die höchste lan»desväterliche Vorsorge in Allem, was nur zur Aufnahme der »Wissenschaften, des Gewerbes, der Industrie, der Landwirthschaft »gereichen kann? Werden unsre Kinder nach Amerika verkauft, »und mit unserm eignen Gelde montirt und armirt, damit sie »recht hoch können verkauft werden? Haben wir Opern, wovon »Eine Dekoration 40,000 Thaler kostet? Sehen Sie sich nur »einmal in der Nachbarschaft um, wo die Unterthanen ein Viertel»Jahr auf dem Treibjagen liegen, und die übrigen drei Viertel»Jahre dieselbigen Hirsche und Schweine bei Nacht hüten müssen, »damit ihnen das tägliche Brod nicht eher gefressen wird, ehe sie »den Zehnten davon gegeben haben? Haben wir Kopfgeld zu be»zahlen? Wird uns jeder Bissen Brod für Weib und Kind zur »Accise repartirt, und müssen wir's versteuern, wenn's auch nicht »alle gegessen worden ist? Ich kann doch Gottlob alles frei »einführen, was ich will, meinen Wein, Kaffee und meinen Ta»bak, ohne daß man mir alle Minuten die Taschen visitirt. Bei »uns ist doch nichts gestempelt als das Papier, und nicht die »Schuhsohlen, wie in andern Ländern. Ich kann doch meine »wollene Mütze auffsetzen, und meine Strümpfe anziehen, und weiß, »daß ich nicht fünfundzwanzig Procent dafür an den Accis-Pächter »bezahlen muß. Das sind gewiß göttliche Wohlthaten, und sie »gehören wie alle andere zu den unerkannten. Trinken Sie ein»mal, Herr Strephon, es wird Ihnen nachher besser werden. Neue »Schuhe, und wenn sie auch noch so gut gemacht sind, drücken »oft anfangs: das giebt sich in der Folge. Freilich wär's beque-

»mer, Sie wären Pfarrer oder Amtmann bei uns geworden; in»dessen ist die Unabhängigkeit auch ein Gut, das man nicht theuer »genug erkaufen kann.«

Behüte Gott, fing Strephon an, daß ich über meine Landesherrschaft klagen sollte! Ich sehe sie als Diener des Allerhöchsten an, und sie sind von ihm selbst eben so gut bestellt wie Sonnenschein und Sturmwind. Das ist allerdings eine glorwürdige Regierung, wo es ungleich schlimmer hergehen könnte. Ich beschwere mich über Nichts, was von Obenher geschieht, sondern — ich fühle nur, was ich leide. Ich habe diesen Winter über vier Kühe und zween Ochsen zu meinem großen Schaden gefüttert, und für die Erlaubniß, diese Speculation zu machen, habe ich 20 Thaler ordinaire und extraordinaire Beiträge zum allgemeinen Wohl abgegeben. Eben so habe ich ein Zwölftel meines Lehens an außerordentliche Landesfrohnden verwendet, und bin an Bestellung meines Winterfeldes, ob zwar in regula, dadurch gehindert worden, wodurch mir auch ohngefähr ein Schaden von 100 Thalern erwächst. Ich habe also ans Publikum statt 10 Thaler, die ich dazu bestimmt hatte, 130 abgegeben, die ich nie zurückfordern kann, die mir aber demohngeachtet am Ende des Jahres in cassa fehlen werden. Hierdurch wird das ærarium so wenig wie der Rhein durch eine Tonne Wasser reicher und mächtiger, und ich als Individuum gehe dabei zu Grunde.

Nehmen Sie mir nicht übel, versetzte der Oberschultheiß, Sie sehen durch ein gefärbtes Glas. Nach Ihrer Berechnung ginge das ganze Land zu Grunde; und ich denke, wenn das Jahr um ist, werden wir Alle bestehen, und Sie mit uns. Sie müssen sich nur ein wenig rühren und auf etwas sinnen, um Ihre Scharte auszuwetzen. Ein einziger Morgen Rübsen- oder Mohnsamen kann das alles wieder gut machen. Trinken Sie nur: Es lebe der Kaiser! Der macht doch jetzo herrliche Anstalten! Wenn nur erst alle Mönche und Nonnen geheirathet sind, wie wird nachher alles so wohlfeil werden! Denn in der Menge der Menschen besteht allein der Reichthum und der Wohlstand eines Staates.

Strephon konnte sich jetzt nicht auf die Aussichten einlassen, die in unaussprechlichen Zahlen bestehen, weil sein Kopf mit ganz kleinen aber bestimmten Verhältnissen angefüllt war, die ihn selbst nahe angingen. Daher rührt wohl auch die Dumpfheit aller Land-

leute für politische Einrichtungen; und das ewige Leben ist wohl das einzige Projekt, das sie sich noch aus der Rechnung des Unendlichen gefallen lassen.

Strephon befragte sich, ob es noch lange mit der Chausseefrohnde währen würde? »Mein Gott, klagen Sie nicht über die »Chaussee,« fiel der Oberschultheiß ein. »Es ist eine herrliche Ein»richtung und giebt sogleich einem Fremden beim ersten Eintritt »ins Land die Nachricht, daß hier Vorsorge und Uebersehung »herrscht. Warum haben die Franzosen Deutschland für ein bar»barisches Land gehalten, worin man nicht fortkommen könnte, als »weil's uns an öffentlichen guten Straßen gebrach? Danken Sie »Gott, daß es so lange dauert, denn wenn man die Unterthanen »nicht hätte schonen wollen, so wäre die Chaussee längst fertig. »Jetzo klagen Sie nur nicht; es wird ganz anders werden, wenn »sie uns erst drei Stunden weiter weggerückt ist. Alsdann müssen »wir, unsere angewiesene Ruthen fertig zu machen, drei Stunden »weiter fahren, so wie es bisher Andere haben thun müssen. Da»für hat man aber auch von Obrigkeitswegen bisher die Einsicht »gehabt, den Unterthanen andere Lasten zu erleichtern. Der Wild»zaun hätte schon vor fünf Jahren sollen umgesteckt und ausge»bessert werden, und unsere Landbach, die uns für Ueberschwem»mung im Gebirge rettet, ist auch so viele Jahre lang nicht aus»gehoben worden. Das wird man nun aber, will's Gott, vor»nehmen, wenn erst dieses vorbei ist.«

Bei dieser Erklärung ward Strephon das Herz nicht um sehr vieles leichter. Er demonstrirte dem Oberschultheiß, daß er sein Gut alle Jahre vollständig nach der Morgenzahl versteuern müsse, ohne daß er's ganz benutzen könne. Das ist eine Fallacia im Schließen, fiel ihm dieser ein. Auf alles dies ist im Ansatz des Steuer-Capitals Bedacht genommen worden. Wenn Ihr Gut wirklich in der Lage wäre, alle Jahre durchaus gebaut und benutzt zu werden, so müßten Sie's auch dreifach höher versteuern. So aber geben Sie nur ein höchst Weniges.

Ich wünschte Sie redeten wahr, antwortete Strephon gelassen. Das was ich gebe, mag wohl gegen das Ganze nicht viel bedeuten, und in dem Ansatze der Bedürfnisse des Staats müssen wohl hundert Familien meines Gleichen arbeiten, damit so viel heraus

kommt, daß ein capabler Hofmarschall davon kann aufgestellt und erhalten werden.

»Genug, Sie müssen's geben, dafür ist gesorgt, fiel der Oberschultheiß ein, und also kann man's Ihnen nicht nehmen, wenn Sie überschlagen, wie viel Bauern dazu gehören, ein Kutschpferd zu erhalten, oder eine Kuppel Hunde zu füttern. Das Denken ist sogar im Brandenburgischen umsonst, so sehr sie auch dort auf alles rafinirt haben. Wenn erstlich die große Renovation eintritt, so werden Sie sehen, daß keinem Menschen Unrecht geschieht. Man hat sich bisher noch immer vor den Kosten gescheut, weil's auf einen Morgen gegen 10 bis 12 Groschen zu stehen kommen möchte. Dafür ist aber auch Jedermann im Besitz des Seinigen auf ein ganzes Jahrhundert gesichert, und er weiß nachher, daß, wenn der Staat fordert, er nicht mehr giebt als er geben soll. Ich fürchte aber, Sie insbesondere werden alsdann nicht damit zufrieden sein. Denn vor funfzig Jahren, da die alte Renovation geschah, war dies Gütchen lange nicht so im Bau wie jetzt, man wußte damals nichts von Ribbs und Klee; die Brache war noch nicht abgeschafft, und die garstige Schafweide stand noch. Das ist doch alles Gottlob zum Besten der Unterthanen abgeändert.

So werde ich also künftiges Jahr vielleicht, fing Strephon seufzend an, 40 Thaler in fixo an die Renovation abgeben, damit ich künftig versichert bin, ohngefähr ein Drittheil oder die Hälfte mehr zu geben. Er trank schwermüthig sein Gläschen, das vor ihm stand, aus, nahm seinen Hut und ging aufgeklärter, aber nicht zufriedner nach Hause.

2.

Bei müßigen Stunden, deren Strephon viele hatte, fing er indessen an seine öconomische Bibliothek zu nutzen, die in Systemen, Compendien, Dictionarien, Catechismen, academischen Aufsätzen, Preißschriften, Accessits, Uebersetzungen, Auszügen, Reisebeschreibungen u. s. w. bestand. Er fand, wenn er ohne Endzweck las, vortreffliche Abhandlungen; sobald er aber etwas suchte, worüber er sich in specie berichtigen wollte, so war's nirgends zu finden. So suchte er z. B. vierzehn Tage lang über den wahren Werth von der Unterhaltung einer Kuh, und fand zum Theil die

lächerlichsten Verhältnisse. Besonders in Büchern, die vortheilhaft auf Academien recensiret worden, waren nicht immer die besten Berechnungen, z. E. daß zwei Malter Kartoffeln in der Fütterung so viel betrügen, als ein Malter Korn u. s. w. Er verfiel am Ende auf die Alten und entdeckte in den scriptoribus rei rusticæ, daß sie im Ackerbau weit über uns hinausgegangen seien. Zu seinem großen Erstaunen sah er auch, daß das Gypsstreuen, das vor zehn Jahren als eine nagelneue Erfindung von dem Herrn Pfarrer Meier zu Kupferzell war angepriesen worden, schon im Plinius stand, der es schon zu seiner Zeit als eine alte Sache erwähnte, die von den Griechen nach dem unteren Italien wäre gebracht worden.

Zuweilen besuchte Strephon seine Nachbarn, und aus diesen lebendigen Autoren lernte er mehr als aus den todten. Die Erfahrungen waren aber nicht immer die aufmunterndsten. Er begriff nun auch nach und nach, wie die Bauern, die selbst Alles thaten, doch zum Theil zu Grunde gehen mußten, sobald sie ein außerordentlicher Unglücksfall gedrückt hatte. Die Regierung hatte von jeher die weisesten Maßregeln eines Creditors ergriffen, um nichts an ihren Schuldigkeiten und Zinsen zu verlieren; denn das Land kann, wie man sagt, nicht davon laufen. Allein, ob das Land, dessen Qualität nun einmal im Cataster stand, zweifältig, oder zehnfältig trüge — darnach hatte man so wenig Lust zu sehen, als ob der Bauer Brühe oder Brocken in der Schüssel hatte. Die landesväterliche Vorsorge war in den Händen der Schultheißen, der Gerichtsleute, der Rentsecretarien und des Amtmanns. Diese Personen sämmtlich hatten ein einziges Principium: sie mußten leben, und dies Principium ging über alle andere. Die Reichen auf dem Lande kamen hier so gut fort, wie die Reichen in der Stadt. Gute und schlechte Jahre waren allein zu ihrem Vortheile. Alle Fehler, Verbrechen und Unglücksfälle ihrer Nachbarn kamen ihnen zu Gute. Gegen Weihnachten hatte meist der Arme oder Mittelmann kein Korn mehr. Er ging also zum Juden, oder zum Reichen, oder zum Rentsecretarius, und borgte Brod und Saatfrucht. War die Frucht beim Zahlungstermine wohlfeil, so mußte er Capital und Zinsen in Golde, war sie theuer in Natura entrichten. Kam ein Mann in Bezahlung seiner herrschaftlichen Gelder in Rückstand, so ging er zum Amtmanne, der

ihm Vorstellungen gegen die Gebühr machte, und ihm ein Moratorium über das andere von der Regierung verschaffte, — oder er sprach mit Schultheiß und Gericht, die es auch nicht so genau nahmen, sondern warteten, bis die Summe ansehnlich genug war, daß man ihm einen Acker dafür wegschätzen konnte, den einer von ihnen, oder ihren Kindern um ein Billiges bekam. Indessen war eine vortreffliche Justiz, und Jeder kam am Ende zu dem Seinigen, nur aber nicht anders, als auf dem Wege Rechtens, den der Beamte sehr gut kannte, weil er ehedem Advocat in der Stadt gewesen war. Niemand konnte sich beklagen, daß etwas überschnellt worden wäre; und die Termine waren so ordentlich eingetheilt, daß die Bauern gelehrt dabei wurden.

Strephon hatte den Gedanken noch nicht aufgegeben, sich in dem Hause des Oberförsters eine Frau zu suchen, ob er gleich nur halb gut aufgenommen wurde. Das Mädchen war zwar nahe genug an der einfachen Natur erzogen, es hatte aber doch einen lüsternen Gaumen. Sie schätzte die italienischen Blumen über die natürlichen, und die Bauermädchen in den Operetten mit ihren rosenfarbenen Schürzen und großen Falbalas gefielen ihr besser, als die Mädchen mit den großen weißen Hauben, und dichten muslinenen Halstüchern, die in der Kirche vor ihr saßen. Strephon, der sich nicht alle Tage puderte und keinen Burschen hatte, der ihm Weißzeug und Kleidungsstücke in Ordnung hielt, bekam ein immer rostigeres Ansehen in ihren Augen, und wenn ein Advocat aus der Stadt oder ein Hofjäger in gewichsten Stiefeln durch das Dorf ritt, so war das eine ganz andere Figur. Zudem hatten diese Leute ein gewisses frisches Ansehn, das dem Strephon abging, der, nach seiner Miene und Farbe zu urtheilen, die Geheimnisse des Staates trug. In seine ehrlichen und redlichen Absichten war kein Mißtrauen zu setzen. Allein die Probität eines Individuums ist, wie schon Helvetius sagt, nicht immer das, wonach man fragt. Der Oberförster aber war nicht gleichgültig dabei, sondern dachte ernstlich darauf, ihm seine Tochter zu geben, vorher aber ihn von dieser seiner neuen Lebensart zu einer andern zu bringen. Er bediente sich dazu bald gelinder, bald schärferer Mittel, je nachdem er glaubte, daß die Abänderung der Methode nützlich wäre. Anfangs, als Strephons Ideen noch strenge an der häuslichen Glückseligkeit, an den Vortheilen der Independenz, der einfachen

Lebensart u. s. w. hingen, waren ihre Unterredungen sehr interessant und ein wahres Muster, wie Wahrheit pro und contra behandelt werden kann. Nach und nach schwand das hohe Colorit in ihren Dialogen, und Strephon hatte gegen die Erfahrungen seines Gegners, deren Stärke jener noch geschickt aufzustutzen wußte, nicht viel aufzustellen.

Als Strephon eines Abends sehr mißvergnügt über die Uebermacht der Beweisgründe des Oberförsters weggehen wollte, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte: »Nur guten Muths bis nach »der Erndte, oder auch bis Michaelis, wo Sie Ihr Facit machen »können. Sie sollen mir jetzo nicht auf mein Wort glauben. »Aber alsdann sind Sie vielleicht meiner Meinung, daß es besser »ist, sich füttern lassen, als füttern. Sie müssen schlechterdings »wieder in die Stadt, es mag gehen, wie es wolle. Meinen »Sie denn, die Herren in den Collegiis hätten nicht auch Bücher »gelesen, wie Sie? Aber Sie wissen besser, was daran ist, an »der schönen Natur zu hängen. Davon kommt blutwenig auf »den Tisch und in den Magen. Die wissens anderswo zu holen, »als aus der Erde zu kratzen. Wenn einer Vormittags ein paar»mal seinen Namen schreibt und sich zwei oder drei Stunden auf »den blauen oder grünen Stuhl setzt, so ist das Malter Korn »verdient, und der Hafer für die Pferde dazu. Das laß ich gel»ten, daß ein solcher Herr ein paar Löffel voll frischer Milch vor »der Stadt ißt, wenn er sich echauffirt hat, oder daß er im Grü»nen eine Quadrille spielt, oder ein Pfeifchen raucht. Aber das »gute Geld in Erdschollen zu verwandeln, da bedenkt sich Mancher »und lehnts ruhiger zu sechs Procent, wo er sein tüchtiges Unter»pfand hat, und wo kein Mißwachs in die Interessen kommt. »Da kann man ruhig schlafen, und braucht nicht immer nach der »Wetterfahne zu sehen und um Regen zu seufzen, wie Sie thun. »Geduld! ich weiß, es soll noch etwas aus Ihnen werden, aber »Sie müssen folgen. Schnell geht's nicht. Man muß abpassen, »und hauptsächlich muß Einer sein von den Großen, der sich »Ihrer annimmt. Denn wenn man Gold machen könnte, und »man hat keine Protection in der Stadt, so ist man halb infam.«

Die Saat stand im Monat Mai vortrefflich, und man versprach eine gesegnete Erndte. Diese Aussicht rührte indessen Niemanden, als den Armen, der Bäckerbrod aß; und die Herren, die

noch alte Frucht zu verkaufen und ihre beständigen Zinsen, Pächte oder Fruchtbesoldungen einzunehmen hatten, hätten lieber gesehen, wenn das Korn in einen hübschen Preis gekommen wäre. Das Schicksal, das immer da zulegt, wo schon etwas ist, wußte es auch zum Besten der Letzteren dahin zu verfügen, daß den dritten Junius ein Maifrost fiel, der an vielen Orten solchen Schaden that, daß man das Korn schlechterdings als Fourage, oder gerade als Wirrstroh abschneiden mußte. In dem Lehrbegriff sämmtlicher Cameralwissenschaften, der selten von Strephons Tische kam, stand kein Wort von Nachtfrösten, die den dritten Junius einfallen könnten, und man kann sich also die Bestürzung des Theoretikus ohne weitere Beschreibung denken. Der Schaden war ungleich. Nach der Höhe und Tiefe der Ländereien, nach der Lage der Berge und Wälder, war der Frost zum Theil mehr oder weniger gebrochen worden. Diejenigen, die am wenigsten gelitten hatten, klagten am lautesten und stürmten den Amtmann, daß er einen vortheilhaften Bericht um Nachlaß der Steuer an die Regierung für sie einschicken sollte. Der Amtmann, der alles, was ex officio geschehen mußte, nicht überschnellte, wartete mit seinem Bericht, bis man ihn von der Regierung forderte, zumal da der Vortheil gnädigster Herrschaft nicht direct erforderte, daß berichtet wurde, und diejenigen, die das Recht zu reden hatten, schwiegen. Die unruhigen Bauern aber gingen ans Ministerium und fanden einen rüstigen Advocaten, der ihnen für doppelte Bezahlung eine meisterhafte Klage gegen ihren Amtmann aufsetzte. Diese ward jenem communiciret, und er zur Exculpation aufgefordert. Der Amtmann zauderte nicht mit seiner Antwort und bat um eine Commission zur Untersuchung der Sache gegen ihn, die auch höheren Orts gebilligt wurde. Die Hauptfrage ward nun verlassen, die Untersuchung des Wetterschadens obiter behandelt und von den Insinuationen, zu denen die Bauern in ihren Schriften Winke gegeben hatten, Gebrauch gemacht. Die meisten dieser Artikel waren so, daß sie nicht bewiesen werden konnten. Es ward also einträglicher gehalten, die Sache zum Injurienprocesse einzuleiten. Zum Schein ward der andere Theil der Indemnisation auch vorgenommen, und Mann für Mann zum Protokoll gefordert. Strephon stand auf der Liste der Verunglückten, und er ward kurz nach Tische citirt, nachdem sich die Herren Räthe benebst dem

Actuarius ein rothes Kämmchen getrunken und sämmtlich ihre Pfeife angesteckt hatten.

Der Actuarius las: »10) Erschien der Einwohner und Gemeindsmann, Gottfried Leberecht Strephon und stellte vor....«

Sind Sie nicht, fragte der Regierungsrath, der das Präsidium führte, der Herr Secretarius Strephon? Ich glaube, ich habe die Ehre gehabt, Sie bei dem Herrn Baron von ** zu sehen. Und Sie wohnen jetzo hier?

Ja — war die Antwort.

Und gefallen sich in dem angenehmen Landleben?

Strephon. Aller Anfang ist schwer.

Haben Sie gesundes Wasser hier? Sie sehen etwas bleich. Es wird doch nicht noch vom Studiren herkommen? Haben Sie viel gelitten bei dem letzten Nachtfroste?

Strephon. Ich kann es so eigentlich nicht bestimmen; das meiste, hoffe ich, soll sich noch erholen.

Der Actuarius las: »und zeigte an, daß er keinen Schaden bei dem letzten Nachtfrost erlitten hätte, und nahm seinen Abtritt.«

Ihm folgte 11) Johann —

Gut, sagte der Regierungsrath, das kann stehen bleiben. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Secretarius, und wünsche wohl zu leben.

Strephon stürzte zur Thür hinaus und wußte nicht, wie ihm geschah. Als er noch in der Thüre war, hörte er ein lautes Lachen von den Herren Commissarien, die ihn als einen Pinsel zu behandeln sich berechtigt gehalten hatten.

Gegen Abend kam gewöhnlich der Oberförster zu den Herren, den sie alle wohl leiden mochten und spielte eine Parthie Quadrille mit ihnen. Dieser war den Tag vorher bei dem Kammerpräsidenten gewesen und hatte Gelegenheit gefunden, ein Wort für Strephon zu reden. Seine Excellenz hatten geäußert, daß Sie einen Menschen nöthig hätten, der Ihre Privat-Correspondenz führte. Sie hatten es sich zum heiligen Gesetz gemacht, jedem, der sich an Sie wandte, eben so schnell wie Seine Preußische Majestät zu antworten, doch so, daß der Supplicant den Brief ohne Gefahr aus der Tasche verlieren konnte. Sie hatten die Gabe mit einer anscheinenden Wärme eines Jeden Wohl und Wehe zu beherzigen, allein wenn man's genau betrachtete, so waren es schöne Varia-

tiones Casuum. Ob man gleich nur in der Hälfte des Jahres stand, so klagten doch Dieselben, daß Sie vom ersten Januar an gegen das zweite Tausend in Ihren Antwortschreiben gekommen wären.

Der Oberförster versicherte, daß Strephon alle hierzu nöthige Talente hätte, und daß auch ihm hierdurch eine besondere Gnade geschähe, da er ihm seine älteste Tochter zu geben gedenke. Der Kammerpräsident, der, als ein lediger Herr, das Mädchen bei verschiedenen Treibjagen schon ganz artig gefunden hatte, wandte nichts gegen diesen Plan ein, sondern versicherte, daß ihm nichts angenehmer sei, als die Erinnerung eines Tages, wo er einem armen Schelm zu Brod geholfen hätte.

Als die Rede auf Strephon bei den Herren Commissarien fiel, erzählte der Oberförster etwas von seinem Anschlag, und fürchtete nur, der Mensch würde nicht dazu zu bringen sein, das Land zu verlassen. Brsch! rief der Actuarius, das hätten wir wissen sollen, ich hätte nicht sobald geschrieben »und nahm seinen Abtritt.« — Der kann's uns wieder beim Kammerpräsidenten reichlich vergelten! Was meinen Sie, wenn man ihn morgen ein wenig auf seinem Gute besuchte? Meinethalben, antwortete Einer von den Commissarien — der Teufel könnte freilich sein Spiel haben.

In dem Hause des Oberförsters war nichts als Jubel. Mutter und Tochter fielen Strephon um den Hals, erzählten ihm das Glück, das auf ihn wartete und baten ihn, um seinet- und ihretwillen dem Plane des Oberförsters zu folgen. Strephon hatte wirklich eine Herzstärkung nöthig und vielleicht war die letzte Scene, die er erlitten hatte, der stärkste Beweggrund, der ihn von der Liebe zur schönen Natur abmahnte.

Es wurden ernstliche Anstalten überlegt, ihn sobald als möglich Seiner Excellenz zu präsentiren. Er war aber schon leutscheu geworden, so wie seine Schuhschnallen und sein Degen nicht mehr blinken wollten. Es mußten ihm auch neue Schuhe angemessen werden, denn von den alten war nichts producibel. Man sagte ihm, er sollte nur seine Kleider schicken, die nachgesehen werden müßten, und wie's mit seinen seidenen Strümpfen und Manschetten-Hemden stände. Bei Tische trank ihm der Alte ein Glas guten 75ger zu und hieß ihn das Vergangene verschmerzen. »Geduld, aus Ihnen muß noch ein Mann werden, der die Leute ins

Boxhorn jagt. Nur frisch getrunken! Es lebe Seine Excellenz! Was meinen Sie, die Leute sollen schon in vier Wochen bei Ihnen antichambriren, und so gut, als Sie's jetzo thun müßten, wenn Sie nach der Stadt kämen. Es ist doch besser reiten, als geritten werden. Sie müssen nur Muth fassen. Der Herr Kammerpräsident sind ein trockner Herr. Sie meinen's aber doch redlich mit ihren Clienten.«

Strephon folgte in ein paar Tagen seinem Schwiegervater, der ihn bei seinem Gönner vorstellte. Es ist eine allgemeine Regel, daß man, um sein Glück zu machen, nicht einfältig genug aussehen könne. Dieß bestätigte sich auch hier. Die viele Demüthigung, die Strephon erlitten, hatte den letzten Zug einer Selbstheit in seinem Gesichte verwischt, und er stand da, wie ein wahrer Knecht. Die Großmuth Seiner Excellenz ward rege, und ohne ihn weiter zu examiniren befahlen sie sogleich, daß er und der Oberförster für heute zum Essen bleiben sollten.

Bei Tafel sprachen Seine Excellenz von einer neuen Verordnung, die Sie zu machen gedächten; von den großen Gebrechen der Landesadministration vor Ihren Zeiten und von der allgemeinen Trägheit der Dienerschaft, die ohne Peitsche nie ihre Schuldigkeit thun wollte.

Nach Tische wurden Strephon ein Dutzend Briefe zur Beantwortung gegeben, wovon das Resultat der Beantwortung mit zwei Worten oben angemerkt war. Es ward ihm befohlen, jedem Menschen in den Curialien lieber etwas mehr als etwas weniger zu geben, allein sich auf die höflichste Weise in keine Art von Inhalt einzulassen. Bei den meisten ward nur der Empfang bemerkt, und daß man das Gesuch an die Behörden befördern würde. Schlüßlich war die Regel: hübsch grade und weitläufig zu schreiben und auf die Interpunction wohl Acht zu haben; denn Seine Excellenz sähen auf Accuratesse. Glücklicherweise gerieth der erste Versuch so, daß Hochdieselben gestanden, Sie seien für diesmal wohlzufrieden, und fänden nichts auszustreichen. Er sollte sich ferner derselben Sobrietät befleißigen und nie zuviel avanciren.

Es ward bald in der Stadt ruchbar, daß Seine Excellenz einen Secretair angenommen hätten. Man fragte, wer er wäre, wie er aussähe, besonders, ob er noch unverheirathet wäre. Einige hatten ihn gesehen, andere nicht gesehen. Nun ward seine Ge-

schichte erzählt, wie er beim Herrn Baron gewesen, nachher das Gütchen gekauft und nun wieder dies Glück gemacht, und wer ihn dahin befördert hätte. Die Sache wurde verschieden erzählt. Einige sagten, er sei ein guter Mensch, andere ein sehr verständiger Mensch, andere ein sehr verschwiegener Mensch. Einige glaubten, er würde bald befördert werden, andere, daß es nicht sobald geschehen würde, zumal wenn ihn Seine Excellenz wohl brauchen könnten. Darin kam aber jedermann überein, daß es ein wichtiger Posten sei, daß ein solcher Mensch, wenn er nicht nützen wollte, doch allezeit schaden könne, und folglich sehr zu menagiren sei.

Man glaubte, daß er sein Gütchen jetzo verkaufen wolle, und es fand sich bald ein Mann dazu, der als Falsarius bei der Kammer einen bösen Proceß hatte. Dieser ließ durch einen Juden darum handeln, doch aber seinen Namen nicht ganz verschweigen, mit dem Bedeuten, daß er, weil ihm das Gütchen wohl gelegen sei, auf eine Kleinigkeit nicht sehen würde.

Strephon ward überall als der Abglanz seines Herrn behandelt. Man invitirte ihn zu Piquenicks, auf Bälle, zu Dejeuners u. s. w. Der Hofgärtner hatte gehört, daß er ein Liebhaber von Pflanzen sei; es wurde ihm also mit einem Dutzend der rarsten Gewächse aufgewartet. Auch war es einerlei, ob man eine Melone, oder eine Ananas mehr in des Herrn Präsidenten Haus bringen sollte. Die Handwerksleute schätzten sich glücklich, wenn der Herr Secretair was bei ihnen bestellte, und versicherten sie würden die Rechnungen nachbringen. Wo er von seinem Herrn in ein Haus geschickt wurde, wußten es die Nachbarn, und sagten sich's einander. Nun war's immer noch nicht entschieden, ob es ein Besuch oder eine Commission gewesen war. Wenn man eine wichtige Begebenheit in Politicis ahnete, so wartete man auf die Augen des Herrn Secretairs; wenn er auch nichts davon wußte, und also nichts davon sagte, so war doch das Stillschweigen vieler Auslegung fähig. Noch war es nicht entschieden, ob er heirathen würde, ob er eine Inclination, oder keine hätte, an welche Familie er sich wohl wenden würde. Ein allgemeiner Donnerschlag aber war es, als man hörte, daß er ein Mädchen vom Lande holte. Nun roulirte auf kurze Zeit die Geschichte vom Oberförster und seiner Patronanz in der Stadt. Die Advocaten, die immer am freiesten raisonnirten, hatten gar in Entdeckung gebracht, daß der Herr

Kammerpräsident kein Kostverächter wären, daß Sie die Frau Secretairin nicht erst seit gestern kennten u. s. w. Allein auch das ward bald vergessen.

Madame Strephon kam in die Stadt, und jedermann fand, daß man ihr keine Landmanieren anmerkte, und daß nur wenige Zeit dazu gehören würde, um sie in den völligen bon ton zu initiiren. Im Hinterhause des Herrn Präsidenten war ein artiges Quartier für die junge Familie zurecht gemacht. Madame schickte sich nach und nach recht gut darein, alles anzuhören und manches zu rapportiren. Das Publikum merkte, daß sie Einfluß hatte und ward dadurch um ein Doppeltes biegsamer. Es ward allgemein gerühmt, daß man sich bei dem Herrn Secretair sehr wohl amüsire, daß alles elegant und anständig sei, daß er sich überall als ein Mann von Geschmack zeige, daß er sogar gut zu essen gebe u. s. w. Man zog ihn und Madame in die beste Gesellschaft. Selbst der Oberförster, wenn er nach der Stadt kam, ward an allen Fenstern angehalten und zum Essen gebeten.

Strephon schlief, obgleich er manchmal gehudelt wurde, doch ruhiger als vorher. Alle seine Westen wurden ihm in kurzer Zeit zu enge, und er sah bald ein, daß es ungleich seliger sei, zu nehmen als zu geben.



V.

Eine Landhochzeit.

Sie haben mich neuerlich von Universitäts-Feierlichkeiten in Ihrem letzten Briefe unterhalten, die mir so neu waren, als wenn sie aus dem Monde kämen; dafür bin ich Ihnen die Nachricht von einer Land-Fete schuldig, die Ihnen vielleicht eben so fremd scheinen mag, der sie unter Buchstaben und Ideen wandeln, als mir's schien, da ich einen Haufen guter und zum Theil unverderbter Menschen beisammen sah. Mein Nachbar, der reiche Müller Reusch, hat kürzlich seine Tochter an den Rentsecretair des Amts verheirathet, und weil der Alte selbst gekommen war, mich zu der Hochzeit einzuladen, so war's nicht möglich auszuschlagen. Meine Gegenwart, als des Edelmanns, und des einzigen Staabsoffiziers auf zwei Meilen in der Runde, war ein Gericht, auf das man die Gäste so gut eingeladen hatte, als auf den Wilden-Schweinskopf, der mit seinen Zitronen und den vergoldeten Lorbeerblättern im Maule am andern Ende der Tafel figurirten. Wir wurden sogleich beim Aussteigen aus dem Wagen von allen geputzten Stadtleuten in corpore empfangen. Der Herr Rentsecretair, der noch vor vier Jahren gerne meinem Verwalter die Milch- und Branntweinbrennerei-Rechnung hätte versehen wollen, war in einen eleganten Frack von drap mouché und eine atlasgestickte Weste und Beinkleider gekleidet, und der ganze Rücken des neuen Rocks war in einen großen halben Zirkel weiß gepudert, in welchem Nimbus der Eleganz in der Mitte ein höchstschmales Haarbeutelchen pendulirte. Er gab sich die Ehre meine Frau die Stufen im Hof hinaufzuführen. Wir fanden beim Eingang des Hauses die Braut in einer schönen Pikesche couleur de puce, mit rosenfarbenen Tafft gefüttert, und auf der Brust und in der Taille mit den reichsten silbernen Drotteln besetzt, worin mancher blanker

Thaler des alten Müllers ausgesponnen war. Der Vater der Braut war in seinem bläulichten müllerfarbenen Rock und seiner Weste, die mit kleinen Knöpfen gerade bis an die Knien reichte. Er hatte seine leinene Strümpfe sauber über die gelbledernen Beinkleider gewickelt. Sein munteres Aug' und sein graues kurzes Haar mit dem Kamme auf dem Kopf machten, daß ich ihm zuerst treuherzig die Hand schüttelte. Die Mutter mit ihrer schwarzen Sammethaube, und den langen seidnen Blonden drum, hatte ihre Hände querübereinander vor sich auf ihrer grautuchenen Weste liegen, wovon die Enden auf den vielen dicken Röcken abstanden, die sie heute übereinander anzuziehen für nöthig gefunden hatte. Der Sohn des Hauses war ein munterer Candidatus theologiæ, der Spitzenmanschetten von Göttingen mitgebracht hatte, und wohl wußte, daß es mit dem Spruche 1 Joh. 5. nicht ganz seine Richtigkeit hätte. Er war so elegant wie sein Herr Schwager, der Rentsecretair, angekleidet; nur war seine weiße Halsbinde um zwei Zoll stärker und höher, und der Cadogan noch nachlässiger und stärker aufgestrupft, als bei jenem. Uebrigens war ein Offizier von der Garnison, der Pfarrer, der Amtmann und seine Familie noch zugegen. Der Rest der Gesellschaft bestand aus braven Leuten, die alle munter, trotzig und alert aussahen, aber weder Puder noch Haarnadeln, noch seidene Strümpfe hatten, wie wir. Ihr Anzug und der Kontrast mit dem unsrigen machte wirklich, daß ich glaubte, Menschen aus zweierlei Jahrhunderten vor mir zu sehen. Aus diesen wackern Leuten hätte ich für ein historisches Gemälde aus A. Dürers Zeiten ein Abendmahl des Herrn mit einem Dutzend Aposteln, oder aus den Weibern einige brave Magdalenen und Marieen beim Grabe, finden wollen. Unsere Gruppe hingegen sah ärmlich aus, und sie war auch meist zu Karrikaturen nicht kräftig genug.

Der Pfarrer, ein langer schmächtiger Mann, der in der Stadt bei allen Bücherauctionen präsidirt, und einer von den 72 Mitarbeitern der Allg. Deutschen Bibliothek seyn soll, hielt eine kurze wohlanständige Rede, von der Bestimmung des Menschen und von den feinern Vergnügungen des Lebens, die aus dem wahren Adel des Herzens, und einem wohlgeordneten Gefühl der ganzen Seelenkräfte der Menschen entspringen. Er hütete sich sorgfältig, keinen Spruch zu berühren, und als er an die Kirchenordnung und

den darin enthaltenen mosaischen Fluch und Segen kam, so litt sein Geist merklich: denn die Sprache nahm ab, und die Wörter artikulirten sich nicht mehr.

Nach geendigter Ceremonie ging ich zum Alten und wünschte ihm nebst Andern Glück zu dieser Verbindung. Er hatte alle Komplimente kalt, und oft mit Nehmung einer Prise Taback erwiedert. Als ich mich aber näherte, reichte er mir die Hand, und seine Augen stunden ihm voll Wasser. Ich kann nun ruhig sterben, sagte er, weil ich weiß, daß es nach mir in meinem Hause nicht schlechter gehen kann, wie jetzo. Mein Junge hat zuerst seinen Vater verlassen, und er ist auch schuld, daß meine Kathrine den Mann nimmt, den ich ihr habe geben müssen. Die Leute in der Stadt haben meinen Kindern weiß gemacht, daß es ihnen nie fehlen könnte. Gott gebe, daß sie wahr gesagt haben!

Es muß Sie freilich schmerzen, versetzte ich, daß das ganze weitläuftige Gewerbe keinen Nachfolger in ihrer eigenen Familie haben soll. Gott hat Alles gut gemacht, antwortete der Alte. Wie gesagt, es wird's Niemand von meinem Namen auf dem Platze schlechter machen, wie ich, und so kann ich ruhig sterben über das, wie's ein Fremder anfangen wird.

Auf Angeben des Rentsecretairs hatte man neben der großen Tafel für die meisten Gäste eine kleinere gedeckt, die ganz anders servirt war wie die erste. Der Wein stand in keinen Karafen und die Teller waren von gelbem englischen Steingut. Ich merkte bald, daß dieß uns gelten, und daß ich und meine Frau hier mit dem Volke in seidenen Strümpfen vorlieb nehmen sollten. Ich protestirte daher zum voraus gegen diese Einrichtung, und behauptete, daß man den kleinen Tisch an den großen stoßen, und also aus dem Allen ein Ganzes machen sollte. Den Landleuten gefiel's, daß ich die großen blankgeschliffenen Flaschen am andern Tische vorzog und mich für die Schüsseln mit Hirsenbrei, dürren Pflaumen, Schweinebraten und in Ringeln gelegten vielerlei Bratwürste declarirte. Wir setzten uns alle so untereinander wie sich's traf. Ich hatte auf der einen Seite den Pfarrer und auf der andern den Alten neben mir; meine Frau nahm zwischen dem Rentsecretair und dem Kandidaten ihren Platz. Im Unglück kamen die Teller mit dem englischen Steingut an die Bauern, die herzlich erschracken, wenn die silbernen Löffel auf dem Porzellain erklangen,

und die Leute daher fürchteten, es gäbe hier Stücken. Der Alte schnitt hurtig aber treuherzig vor, und man sah seinem Schwiegersohn an, wie er roth ward, wenn die Teller mit den großen Stücken Fleisch herumgingen. Er hielt dies für sehr unschicklich, und so oft mich sein Auge traf, sprach es einige Entschuldigung deswegen. Die Gesellschaft ward laut und munter. Der Kandidat hielt sich verpflichtet, meine Frau standesmäßig zu unterhalten. Er sprach von den schönen Promenaden um Göttingen, und wie man nicht weit nach Hannover und Kassel hätte. Besonders aber gefiel ihm, daß Gotha nur neun Meilen ab läge, und daß das dortige Theater jetzo eines der blühendsten in ganz Deutschland wäre. Er hatte öfters im Mohren logirt und fand, daß man da vortrefflich für sein Geld bewirthet würde. Er hatte das Glück gehabt mit den berühmtesten schönen Geistern bei Herrn Ettinger zu speisen, und hatte auch Bekanntschaft mit verschiedenen Fräuleins gemacht. Er war ganz allein mit den Mecklenburgern liirt gewesen, und war auch in Göttingen auf die Reitbahn gegangen.

Der allgemeine Gegenstand der Unterredung bei Tische war indessen das so außerordentlich fruchtbare Jahr, und die Landleute besonders gestanden alle ein, daß sie nie dergleichen etwas erlebt hätten. Da diese Leute täglich in ihrem Gewerbe erfahren, daß ihr Wissen und Sorgen nichts hilft, wenn ihnen Sonne und Regen nicht günstig sind, so sehen sie alles als geschenkt an, weil's ihnen so leicht kann genommen werden. Sie sind daher die einzigen Menschen, die von dem Segen Gottes noch mit Ueberzeugung sprechen, und glauben alles aus seiner Hand unmittelbar zu empfangen.

Aber was hilft das meinem Herrn? fuhr sie der Secretair an: Ihr möcht so viel haben als Ihr wollt, so mögt Ihr doch keine Steuern und Abgaben geben. Ich bin nun erst ein halb Jahr im Amt, aber es soll mir bald anders werden. Die Liquidation muß heraus, und sollten Oefen und Fenster darauf gehen. Die Lumpen sollen zum Land hinaus, mein Herr braucht keine. Jetzo haben sie wieder ihre alte Exküse; die Frucht gilt nichts, sagen sie, aber ins Wirthshaus können sie gehen. Ich will sie bald anders kuriren, wie mein Vorfahr; der ließ sich von ihnen weiß machen, was sie wollten. Das ist ein strenger Herr, lispelte mir der Amtmann über den Tisch zu. Da er eines Bauern Sohn

ist, so sollte er doch aus Erfahrung wissen, was ein Gulden für ein unerschwingliches Kapital ist, wenn man's von einem Bauern zur Unzeit fordert. Das Eigenthum ist so schon durch das viele Geben und die Auflagen ohne Ende ganz prekär geworden, und kein gescheuter Mann könnte sich ein Gut heuzutage auf die Bedingungen schenken lassen, wie's der Bauer bauen muß. Sie geben alle, wenn man's beim Licht besieht, ihre vierzig Procent vom Ertrag. Wie ich nachher erfuhr, so hätte der Herr Rentsecretair seine Kaution nicht zu stellen vermocht, wenn er dem, der sie vorschoß, nicht die heimliche Unterhandlung mit Müllers Katrinchen und ihrem Bruder dagegen hätte vorweisen können. Der alte Müller mit seinem Heirathsschatze war also wirklich der Patron, der dem gestrengen Herrn Cyclopen, der die Bauern spießen wollte, zum Brod geholfen hatte.

Nach Tische ward unter den jungen Leuten eine Parthie Kegelschieben vorgeschlagen. Man sah deutlich, wie der jungen Frau die Poschen im Wege waren, denn sie konnte ihre Ellenbogen nicht in die gehörige Richtung setzen, und die großen Schritte, die sie noch aus ihrem alten Stande zu thun gewohnt war, paßten mit nichten zu der zierlichen Pikesche mit den silbernen Drotteln. Die beiden Herren Schwäger hatten indessen Punsch in die Gartenhütte kommen lassen, und waren mit langen Pfeifen in ihren Hemdärmeln. Eh' man sich's versah, gab es an einem andern Ende hinter der Hütte ein Lärmen, es klatschte was, als man zusah, war der eine Backen des Herrn Rentsecretairs roth, als wenn er gemalt wäre. Er hatte sich in der Freude seines Herzens vergessen, einem hübschen Bauermädchen in den Busen zu greifen, und diese hatte die Kühnheit mit einer derben Ohrfeige erwiedert.

Der Pfarrer, der Amtmann und ich gingen mit dem Alten, seine schöne Einrichtung auf dem Hofe und in den Stallungen zu betrachten. Ich wußte schon längst, daß er allein aus Mastvieh jährlich seine baare tausend Thaler herauszog. Ueberall war Ueberfluß, Ordnung, und die natürliche Folge davon, die höchste Reinlichkeit. Das Gesinde war, ungeachtet des Lärmens im Hause, alles an seinen nöthigen Geschäften. Ich hatte lang auf keinem Edelhof schöneres Vieh gesehen, und da er es nach und nach selbst gezogen hatte, so sah es aus, als wenn alles von einer Mutter gefallen wäre. Wir bezeugten denn alle unsere Verwunderung

darüber. Es kann Niemand so sehr freuen als mich, wenn er's auch geschenkt bekommen hätte, sagte er, weil ich weiß, wie sauer es mir geworden ist zu erwerben. Ich habe die Hofraithe mit Schulden angetreten, und nun bin ich schon seit funfzehn Jahren frei, und mein Inventarium ist verdoppelt. Aber es fliegt einem nicht an, und ich weiß gar wohl, wenn man nicht verderben will, daß man mit Glock zwölf zu Bette und Glock zwei wieder bei der Hand sein muß. Da ich von Kindheit sah, daß aus meinem Jungen nichts recht werden würde, so danke ich Gott, daß er geistlich studirt hat. Wenn er nun die Ehe nicht bricht, und keinen todt schlägt, so müssen ihn irgendwo der kleine Zehnte und die Pachtfrüchte wohl, wenn Gott will, zu Tode füttern.

Als wir zu den Pferden kamen, waren die Knechte im Abfüttern begriffen. Wir trafen den Sohn des Amtmanns, einen muntern Knaben von funfzehn Jahren, an, der ihnen half Heu vorstecken, und diese Beschäftigung dem Kegelschieben vorgezogen hatte. Mir fiel dabei mein alter Freund Horatius ein, ich rief ihm zu:

Imberbis Juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis, canibusque et aprici gramine campi.

Der junge Mensch sah mir starr ins Gesicht, und ich merkte, daß er nicht viel davon begriffen hatte. Pst! stieß mich der Pfarrer sacht an die Seite; da war ihr Latein übel angewandt. Sie hätten den jungen Menschen eben so gut koptisch anreden können (Der Amtmann war eben mit dem Müller in einem Gespräche begriffen und konnte uns nicht hören). So ein kluger Mann, als unser Amtmann ist, fuhr der Pfarrer fort, so wenig kann ich doch von der Erziehung seiner Kinder begreifen. Er hat seinen Sohn erzogen, als wenn er ein Bauer werden solle. Der fährt in Acker, geht hinter dem Pfluge, und letzt hab ich ihn schon mit dem Säetuche angetroffen. Das gefällt mir nicht übel, gab ich zur Antwort. Aber um Gotteswillen, versetzte er, was soll aus dem Menschen werden? Er weiß kein Latein, kein Wort Geschichte, keine Mythologie, an Philosophie gar nicht zu gedenken. Die weiß vermuthlich unser Wirth, der brave Reusch, auch nicht, gab ich ihm zur Antwort, und ist doch Gott und seinem Herrn ein nützlicher Unterthan. Da haben wir in der Stadt, fiel er mir ein, die trefflichsten Anstalten, und unser Amtmann hat das schöne

Vermögen, seinen Kindern was lernen zu lassen. Es ist eine Freude, wenn man den Lektionskatalogus sieht. Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf solche Weise angewiesen hätte, ich sollte wohl auch an einem andern Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dorfe. — Und ist Ihnen das Dorf nicht gut genug, wo der Segen Gottes auf allen Fluren lacht, und man noch obendrein so manch ehrliches Bauerngesicht in den Lauf bekommt, wornach so vielen honetten Leuten in der Stadt lüstet? — »Ja in der Barbarei lebt man, ich höre das Jahr über kein gescheutes Wort, als von Schafen, Kühen und Schweinen. Wenn ich nicht gut mit den Buchhändlern stünde, und der Inspektor und ich die gelehrten Zeitungen nicht für uns allein hielten, ich glaube, ich verginge.« — Nun hatte ich genug, und war froh, wie ich den Amtmann und den Müller auf uns zukommen sah.

Sie haben Ihren Sohn, fing ich an, allem Ansehen nach, wohl nicht zum akademischen Leben bestimmt? »Dafür hat die Natur gesorgt,« gab er lächelnd zur Antwort, »und wenn ich auch einen tollern Einfall gehabt hätte. Unter tausend Vortheilen, die wir auf dem Lande haben, und die man in der Stadt als Unbequemlichkeiten ansieht, gehört auch dieser, daß wir unsere Kinder selbst erziehen können, oder daß sie uns nicht von andern erzogen werden. Der Junge war von Jugend auf der anstelligste unter meinen Kindern. Ohne einen Gran von Imagination, wußte er immer wo zu helfen war, und wo's was zu thun oder zu rathen gab, ward er gerufen. Sein Sinn für Kraft, Gewicht, Entfernung, Maaß, Größe u. dgl. ist außerordentlich scharf. Er war immer der Liebling des Gesindes, so wie die Thiere seine Lieblinge waren. Ich ließ ihn also sehen, versuchen, handthieren was er wollte. Gottlob, daß bei uns auf dem Lande alles, was nützliche Beschäftigung ist, nicht mit dem Worte niedrig kann gebrandmarkt werden; und daß wir mit den Menschen, die uns die Nahrung des Lebens verdienen helfen, in einem Stande von Gleichheit zu leben gewohnt sind.« — Aber was soll aus dem allen werden? fiel der Pfarrer ein, Sie werden doch Ihr liebstes Kind nicht aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen, und zum Bauer erniedrigen wollen?

Warum nicht? fing der Amtmann an. Die menschliche Gesellschaft besteht wohl nicht allein aus Leuten, die Papier beschrei-

ben. Er kann, wenn er ein Landmann wird, das mit Nutzen treiben, was so oft der Edelmann mit Schaden treibt. Und läßt ihm sein Vater Vermögen zurück, so denk ich er wird, ohne zum Zusammenscharren verdammt zu werden, reicher, so wie er mehr arbeitet und weniger bedarf. Es treten ja jährlich so viele Leute aus dem Bauernstande in die Klasse derjenigen über, die am Aerario publico nagen wollen, daß es billig ist, daß zum Ersatz wieder andere in die natürliche Klasse zurücktreten. Schlimm genug, versetzte der Pfarrer, daß so viele Leute studieren, die nicht das Vermögen dazu haben; aber denen es Gott gegeben hat, die sollten's auch zum Studieren anwenden. Wo steht das geschrieben? fiel der Amtmann ein. Ich denke derjenige Beruf ist wohl der sicherste, wo ich mir meine Bestimmung selbst geben kann, und sie nicht erst aus fremden Händen erwarten darf.

Aber wie können Sie das bei Gott und Ihren Anverwandten verantworten, fiel der Pfarrer ein, gar nichts für Ihre Kinder gethan zu haben?

»Ich thue also nichts für sie, nach Ihrer Meinung, wenn ich ihnen ein sichres Eigenthum übergebe, und sie von Jugend auf dazu vorbereite, es mit Nutzen zu genießen, und sich ihren Unterhalt standesmäßig zu erwerben? Sie lachen hier über das Wort standesmäßig; aber wahrlich ist es nie in einem ernsthaftern und würdigern Sinne genommen worden, als ich's hier nehme, wenn von der Klasse derjenigen Menschen die Rede ist, die so viel geben und so wenig fordern.«

Sie sehen die Sache sehr sublim an, versetzte der Pfarrer, wenn der Mensch nah am Thiere lebt, und uneingedenk seines intellektuellen Werths, alle seine Seelenkräfte in ewiger Unthätigkeit läßt?

»Ich sehe wohl, mein Sohn soll ein Virtuose werden, der Talente aus der Tasche spielt, und nachher den Hut gegen die Umstehenden aufhält, zu sehen, was ihm jeder nach seinem guten Willen dafür geben will. Nein, lieber mag er selber einer von den Umstehenden sein, und sollte er auch das Talent so starr angaffen als die übrigen, wenn ihm nur was zu geben übrig bleibt. Ihr Herren, noch nie haben Eure Modescribenten so viel von Freiheit, Independenz und Thatkraft geschwatzt, und keiner hat doch den Muth, sich einen Beruf zu wählen, wo man, fern von Kre-

bit, und Sorge, und gutem Willen Anderer, sein Brod in Ruhe und Gewißheit findet und verzehrt.«

»Ich weiß aus eigener Erfahrung was es heißt, als Diener von der Konstitution abzuhängen. Diese fordert viel und giebt wenig, an Ehre, Einkünften oder Einfluß. Ich werde mich nie über die Regierung insbesondere beschweren, unter der ich diene. Sie ist weder schlimmer noch besser als ihre Nachbarn, und derjenige ist ein Thor, der sich aus einer in die andere flüchtet, um sein Heil zu finden. Aber das ist doch wahr, daß es ewig ein bloßer Herrendienst bleibt; und daß wir, die wir fern vom Hofe, mitten im Lande arbeiten, eben die Vergessenheit und den Undank zu erwarten haben, wie Hofleute, ohne den Vortheil eines Leibdieners zu genießen, der dem Fürsten von Angesicht bekannt ist, und an dem und seiner Familie der Fürst deswegen Antheil nimmt, blos weil er sie gesehen hat. Geschäfte und Hof bleiben in der ganzen Welt ewig getrennt; und die Leichtigkeit, womit alles dem Herrn auch von dem besten Minister muß vorgetragen werden, erzeugt eine Idee von Geringfügigkeit der Dinge. Es geht alles vor seinen Augen wie Bilder in der Laterna magica vorüber, wenn auch gleich nicht das geringste falsche Licht darüber verbreitet ist.«

»Und dann die Kollegia, von denen wir abhängen, wie wenig sind diese von dem instruirt, was sie uns so oft vorzuschreiben für gut befinden?«

»Doch das sind politische Lieder; und diese können nie kurz genug sein. — Also, Meister Reusch, haben Sie meinen Vorschlag überdacht, den ich Ihnen eben gethan habe? Für eins von meinen Kindern hab ich ein sichres Gewerbe nöthig, und die Ihrigen richten sich so ein, daß sie wahrscheinlich künftig Geld brauchen. Könnten wir wohl bald unsern Tausch treffen, wenn Sie Ihren Anschlag billig einrichten? Mein Junge tritt bei Ihnen in die Lehre, und es ist wohl nicht ungereimter, daß des Amtmanns Sohn ein braver Müller wird, als des Müllers Sohn ein unnöthiger Amtmann.

Top! sagte Reusch, und schob den Hut aus der Stirn, schicken Sie mir ihn nur, und wir wollen versuchen, wie er sich anstellen wird, wenn wir zu Markte fahren.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es unschicklich befun-

den ward, an das Tanzen zu denken, weil die Gesellschaft so melirt war, und die saubern Leute aus der Stadt sich nicht mit dem Landvolke beschmutzen wollten. Es ging also den Abend an eine neue Mahlzeit, wo ich sah, daß die Bauern nicht bestehen konnten, sondern die meisten sehr schläfrig aussahen. Ich retirirte mich zeitig, so wie ich mich vielleicht bei Ihnen auch zeitiger hätte retiriren sollen. Leben Sie wohl u. s. w.



VI.

Vermischte Aufsätze

zur

Literatur und Kunst.

Antrag
auf Errichtung eines Poetenstifts.

An den Herausgeber des T. M.

Ich wende mich an Sie, um eine Antwort auf eine Frage zu bekommen, die vielleicht Niemand besser beantworten kann, als Sie selbst. Es ist eine Familienfrage, und betrifft nichts geringeres, als Ihre Herren Mitbrüder in der Poesie, oder vielmehr diejenigen, die alle zu dieser Familie gehören möchten, ob ihnen gleich die Ahnenprobe schwer zu erweisen fallen dürfte. Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie an das traurige Heer aller dieser Prätendenten erinnere, von denen Sie als Bruder gegrüßt werden. Ich ziehe den Vorhang über das Universum von Autoren, zu dem Sie doch auch gehören, und wovon Sie alle Minuten in Gefahr stehen, ein Individuum zu Gesicht zu bekommen, das Ihnen mit ähnlicher Vertraulichkeit begegnet, bloß weil sie beide zu einer Klasse von Menschen gehören, die Papier beschrieben haben, das nachher gedruckt worden ist.

Meine Frage betrifft das Warum von einer leider höchst betrübten Erfahrung. Ich habe noch neulich die Beobachtung gemacht, daß die meisten Poeten traurig, träge und mißvergnügt, und hingegen so viele andre Gelehrte (nämlich solche, die den Namen verdienen) munter, behend und stets gegenwärtig sind. Die Herren dieser Art sind fast alle mißvergnügt mit dem Lande, wo sie wohnen, noch mißvergnügter mit dem Herrn, der's regiert und am mißvergnügtesten mit dem, was ihnen am liebsten sein sollte, mit der Haut, die sie umgiebt, oder, wie man's nennt, mit ihrer eignen Situation. Sie gehen herum, abgespannt und kraftlos, dumpf und niedergeschlagen, wie Menschen, die entweder durch Leiden oder Freuden sich erschöpft haben. Und wenn man sie genauer

nach ihren Umständen fragt, so ist ihre poetische Debauche längst vorüber, und sie hätten sich oft schon Jahrelang davon erholt haben sollen. Einen geheimen Gram merkt man ihnen auch oft an, daß sie die Sünde nicht so gut fortsetzen können, wie sie wünschten. Denn sie weisen oft einzelne Arme und Beine vor, von dem Körper, den sie noch zusammensetzen wollen, und wovon seit Jahren das Ideal in ihren Köpfen steht, ohne sich zu rühren.

Ich habe ehedem andre Begriffe von der poetischen Stimmung gehabt. Ich dachte, es wäre ein Ding, wie das Schwimmen, das man nie wieder verlernt, wenn man's einmal kann; oder wie das Schrittschuhlaufen, das heut zu Tage auch zur Poesie gehört; oder wie die Ehrlichkeit, die einen auch nicht leicht verläßt, wenn man sie einmal gehabt hat. So sehe ich aber, es geht mit der Poesie, wie mit der Liebe. Es ist ein Zustand, der nicht dauern kann, und dessen traurige Folgen auf das ganze Leben des Menschen ernsthafter sind, als man oft im Anfange überlegt, wenn man sich hieinbegiebt. Man verliert mit dieser Dulcinea seine besten Jahre, setzt Nervensaft, Geld, Zeit und Glück mit ihr zu, und wenn am Ende die Obrigkeit sich einmischt, und sie einem zur beständigen Gesellschafterin des Lebens aufdringt: so sieht man, daß sie dazu nicht taugt, und daß ganz andre Eigenschaften dazu gehören, die man selbst erst zu spät zu schätzen anfängt. Indessen sollten's die Herren Poeten machen, wie so viele andre Leute, wenn sie betrogen sind. Sie sollten aus dem Ding schnitzen, was das Zeug halten will. Denn das Wimmern hilft nicht viel, wenn man vorwärts zu marschieren hat.

Ich muß gestehen, daß ich vordem einige gekannt habe, von denen ich wohl behaupten wollte, daß es rechte Poeten waren. Dem Aeußerlichen nach kann ich sie so recht nicht beschreiben. Sie waren in allerlei Ständen zu Hause. Es gab recht Reiche und Wohlhabende unter ihnen, und wieder so Blutarme! aber bei denen es einem nicht einfiel, daß sie arm waren. Denn die Dürftigkeit war ihnen ein so bequemer alter Rock, der ihnen wie angegossen schien, und weil sie so lustig, wie reisende Handwerksbursche auf dem Pfad des Lebens einhertraten, so fiel es keinem Menschen ein, zu fragen, warum sie nicht besser angezogen wären. Mit den Reichen merkte man's auch nicht zur Ungebühr, daß sie reich waren. Denn sie genossen von dem Leben grade nicht mehr, als was

ein andrer Mensch auch genießen kann, Sonnenschein, und heiteres Wetter, frohen Muth, und Freundschaft und Treue. Das übrige, was ihnen der Reichthum gewährte, ließen sie so nebenher geschehen; ob sie gleich vom Gelde einen höchst richtigen Begriff hatten, wenn sie's andern Leuten schuldig waren, oder mitzutheilen für nöthig fanden. Alles hatte sie lieb, wo sie hinkamen, Kinder und Mägde, Philister und Minister, Alt und Jung, Offiziere und Schwarzröcke, Matronen und Jungfrauen. Wer sie sah, war vergnügt; einer wischte sich über sie den Mund, der andre nahm eine Prise Taback, der zog sich die Hosen in die Höhe, jener schlug sich Feuer zu seiner Pfeife, der drückte den Hut in die Augen, oder dem Nachbar die Hand unterm Tisch; die Weiber sahen nach ihrer Prätension, oder vergnügter in den Spiegel; dort stutzte einer mit dem andern, oder behielt den Mund offen, und die Karten in der Hand, die er mischen wollte. Kurz, sie machten's wie die ächten großen Herren, und setzten alle arme Teufel à leur aise, wie man's nennt.

Und doch sahe man nicht, daß sie sich rührten. Die Wirkung war wie ohne Absicht. Sie producirten sich, ohne zu wollen, und sie theilten ihre Stimmung mit an alle, die in ihren Cirkel traten. So wie ein Sonnenstrahl auf eine Gegend fällt, so war ihre Ankunft, und wenn sie schieden, so war's wieder, als wenn die Sonne weg ist. Und unter diesen Menschen waren viele, die Poesie trieben, ohne Poesie zu schreiben. — Auch bei denen, die geschrieben haben, waren die Momente ihres Lebens oft die kostbarsten, wo sie nicht geschrieben; und ich kenne Einen, der oft in zwölf Stunden des gemeinen Umgangs mehr gute Dramata machte, als die Welt auf dem Papier von ihm bewunderte.

Aber wie sieht's mit den pauvres honteux aus, die so ungern incognito reisen, und die glauben, man habe ihnen etwas aus der Tasche gestohlen, wenn man sie nicht sogleich gerade oben ansetzt? Die auf alle herab schielen, die besser angezogen sind; alle Leute für Schurken halten, die in Kutschen fahren oder ihr gutes Auskommen haben? Ich dächte, man müßte sie beschäftigen, wie man in Potsdam thut, wo man die Glieder von der Oppositionspartei zum Flintenriemenputzen und zum Westenanstreichen anhält. Ich höre aber, dieser Vorschlag soll großen Schwierigkeiten unterworfen sein, und man soll es schon in manchen Ländern bereut

haben, wenn man ihnen bürgerliche Bedienungen anvertrauet hat. Man sagte, sie hätten auf Universitäten, so wie die großen Herren auch, versäumt, sich im jus naturæ festzusetzen; und, ohne eben geradezu gefährliche Principien zu verbreiten, lebten sie doch so, als wenn die Obliegenheiten des Vertrags nur einseitig wären, nämlich derjenige sei der edlere Theil, der empfängt, und jener, der giebt, der unedlere. Als Poeten geht ihr Haß gegen die Prosa oft so weit, daß sie keine Quittung schreiben, wenn man ihnen Geld schickt. Manche führen in ihren Handlungsgeschäften gar kein Buch, oder führen's so, daß das Haben für ihre Freunde ganz in bianco steht. Dieses muß nun freilich am Ende etwas auf das Gemüth wirken; und einer, der auf dem Sprung steht, umzuwerfen, oder um einen salvum conductum zu bitten, kann freilich die Gesellschaft nicht aufmuntern.

Diese Abgespanntheit, uneasiness, und Mißvergnügen an allem, was uns umgiebt, trifft aber nicht allein die Poeten selbst, sondern auch sehr viele von denjenigen, die in ihrer Jugend nur Poesie studirt haben. Und dieses Studium ist allgemeiner, als man glaubt. So wie sich die Eltern zu Hause nicht träumen lassen, daß auf einer berühmten Universität, wo man tausend Studenten zählt, immer zweihundert zu Pferde sind, die nur dadurch zum gemeinen Besten beitragen, daß sie das Wege- und Chaussee-geld und die Consumtionsaccise erhalten helfen: eben so bereiten sich viele junge Leute zu Erfüllung aller Pflichten dadurch, daß sie Verse lesen. Da nun bekanntlich die Rescripte, Verordnungen und Protocolle nicht in Versen abgefaßt sind, so ist es kein Wunder, daß sie nachher an allen Dingen den Rythmus vermissen, und den Minister des Departements, wozu sie gehören, und der lauter Prosa schreibt, so gut tariren, wie jener Tanzmeister, der dem Gesandten an der Nase ansahe, daß er nichts gelernt hatte, weil er den Menuet schlecht tanzte.

Da es nun einmal festgesetzt ist, daß diese Herren sammt und sonders nicht, wie wir andere ehrliche Leute, in dem Eisen gehen und an der politischen Karre drücken wollen, auch es beinahe von Jedermänniglich anerkannt ist, daß sie dazu nicht taugen, so dächte ich, Sie schlügen sich ins Mittel, und thäten einen Vorschlag zur Güte. Freund und Feind behaupten einmal, der teutsche Merkur hätte die Leser zu Tausenden, (von den Käufern hat man frei-

lich eine andere Bilanz), und also wäre Ihre Monatsschrift wohl der sicherste Weg ein Wohlthätigkeitsproject der Welt ans Herz zu legen. Ob es viele Millionen erfordert, wie jenes, das voriges Jahr zum Vorschein kam, wird die Zeit lehren: indessen wäre immer der gute Wille zu loben. Die großen Herren machen überall milde Stiftungen für Personen, die nicht arbeiten können, wie Fündlinge und Fräulein, warum sollte man nicht ein Poetenstift errichten können? Der Gelübde dürften nicht mancherlei sein, weil die Candidaten nicht viel von Obliegenheiten halten; und wenn man für Rasenplätze, freie Luft, Schatten und gutes Essen und Trinken gesorgt hätte, so glaubte ich, auch sie würden dem Umgange mit der Welt, besonders mit geschäftigen Leuten, die sie ohnedieß von Herzen verachten, gern entsagen. Dem ohngeachtet müßte den fremden Durchreisenden vergönnt sein, sie zu besehen, besonders in der ersten Zeit des Eintritts, weil sie daran gewöhnt sind. Allein freilich müßte der Superior ein Mann sein von großer Klugheit und Wachsamkeit, so wie überhaupt in der ganzen Einrichtung der Wohnungen schon zum Voraus für Frieden und Einträchtigkeit müßte gesorgt werden. Da besonders die Berühmtesten unter ihnen keinen Obern erkennen, so wäre wohl der Vorgesetzte aus dem Prosaistenstande zu wählen; in dem die Politiker längst schon als ausgemacht angenommen haben, daß der blindeste Gehorsam bei der herzlichsten Verachtung desjenigen, der zu befehlen hat, gar wohl bestehen kann. Diejenigen Personen, die durch fleißiges Lesen der poetischen Schriften ganz untüchtig zu andern Geschäften geworden sind, wären ohnmaßgeblich als frères servans anzustellen; doch nur bei Geschäften, wo der Schaden der Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit nicht so hart auffällt; und wären daher die Bäcker, Köche und Kellner immer noch aus derjenigen Klasse von Menschen zu wählen, die sich hierin nichts haben zu Schulden kommen lassen; und gewiß würden die Mitglieder des Stifts in diesem Fall selbst gegen jene protestiren.

Ich hoffe, daß Sie diesen meinen wohlmeinenden Vorschlag Ihren Blättern einverleiben, und glauben werden, daß ich sei u. s. w.

Ueber
den engherzigen Geist der Deutschen
im letzten Jahrzehend.

An den Herausgeber des T. Merkurs*).

Es hat nicht allein jedes Jahrhundert, sondern jedes Jahrzehend seinen besondern Geist, der das ganze Meer menschlicher Meinungen und Neigungen bewegt, und entweder macht, daß alles tobt oder stockt. Politik, Religion, Moral, Literatur, Industrie, Kommerz, Kultur hängen alle so genau zusammen, wie die ganze Kraft der menschlichen Seele, ob man sie gleich den Namen nach trennen muß, um verständlich zu sein, — so wie man von Geist und Leib, Verstand und Willen, höhern und niedern Seelenkräften als verschiedenen Dingen spricht. Keins von allen kann seine besondere Richtung nehmen, vorzüglich bearbeitet oder vernachläßigt werden, ohne daß das Ganze eine Veränderung leide.

Wie es in Ansehung des Intellektuellen mit uns stehe, ob die dermalige Menschenrace der andern auf die Schultern steige, ob wir vor- oder rückwärts gehen, oder ob wir beständig beschäftigt sind, ohne etwas zu produciren, diese Frage bedarf Erörterung. Sie ist nicht so leicht entschieden; allein über die Zusammentreffung gewisser Phänomene in der jetzigen intellektuellen Welt lassen sich wohl einige Worte verlieren.

Es scheint sich ein cynischer Bonsens des Ganzen bemächtigt zu haben, der alles Verhältniß von Groß und Klein zerstört, im Empyräo des allein Nützlichen wandelt, über alle Theorien spöttelt,

*) Dieser Aufsatz ist mir von unbekannter Hand zugeschickt worden. Er hat keine Rubrik; aber es sind, wie Salomo sagt, güldene Aepfel auf einer silbernen Schale, und ich finde weiter nichts daran auszusetzen, als daß er zu bald abbricht. W.

nichts glauben will, was er nicht mit Händen greifen kann, und alles Edle als unnütz angrinzt. Der Strom der Wissenschaften scheint nicht mehr in einem sichtbaren, tiefen Bette fortzufließen, man hat ihn gedämmt und durch encyclopädische Bemühung in tausend Kanäle und Rinnen abgeleitet, so daß jeder seinen Antheil an der Gemeinheit hat, — allein dafür ist er bis auf den Namen im Sande versiegt und fürs Ganze verloren.

Vor ohngefähr funzig Jahren spintisirte man über Religion. Die Hallische und Wittenbergische Schule erregte Aufsehn. Fürsten und Grafen waren aufmerksam auf das, was Spener oder Franke decidiren würde. So klein uns dies vorkommt, so klein ist aber doch nicht der Eifer und das Forschen nach Wahrheit und Gewißheit im Guten, das damals alle Gemüther beschäftigte. Es hatte Einfluß auf Sittenmasse und Gewissen, und so lange Groß und Klein über alle Festucas der Dogmatik spintisirte, glaubte auch Groß und Klein an eine Allgegenwart Gottes. Jetzo haben wir immer die Freiheit, öffentlich nichts zu glauben, als was erwiesen werden kann. Man hat der Religion alles Sinnliche, das ist, das Genießbare genommen. Man hat sie in ihre Bestandtheile zerlegt, Farbe und Licht daran skeletirt, und weil man nun weiß, wie viel Acidum und Alcali sie enthält, so steht sie oben in einer Büchse und kein Mensch will davon kosten. Zum Glück daß der Theil der Welt, der dadurch verschlimmert ist, bei weitem den kleinern ausmacht, nicht in die producirende, sondern in die verzehrende Klasse des Herrn Schlettwein gehört, um deßwegen weder Pflug noch Rad still steht.

Indessen bei allgemeinen Weltbegebenheiten, bei Umwandlungen ganzer Völker, bei innern neuen Einrichtungen einzelner Staaten bemerkt man deutlich, daß der Geist der Independenz dictirt, und daß man so ziemlich versichert ist: qu'on peut tout oser. Vor Zeiten zog man noch ein lächerliches jus gentium et naturæ zu Rathe, und man würde sich vor hundert Jahren erst erkundigt haben, was Pütter dazu sagen würde, ehe man eine offenbare Ungerechtigkeit beging. Es mußte allerdings respectirt werden, nicht wie die gelehrte Arbeit eines einzelnen Mannes, sondern wie die laute Stimme der Menge, die durch diese Gründe ihr allgemeines Interesse vorgetragen fand, und Nahrung für ihr Wohl und Wehe, für ihre Zu- oder Abneigung saugte. Da es uns

aber jetzo weder wohl noch wehe ist, Niemand weder Thatsachen noch Gründe prüfen kann oder mag, so hilft man sich durch einen locus communis, und glaubt, es sei zu allen Zeiten nicht viel besser gewesen.

Der Geist der Ordnung, der in allen innern Einrichtungen herrscht, hat zwar einen geschwinden Umlauf der Geschäfte hervorgebracht, und das bewirkt, daß jeder es ohngefähr so macht, wie der andre, und das ganze Departement, so gut wie das Bataillon, sein Gewehr in einer Linie, und in einem Tempo präsentirt. Allein der tabellarische Geist hat hingegen den individuellen verdrängt. Und da es jeder gleich gut machen soll, so macht es nicht leicht einer besser als der andere. Jedes Mannes Gewalt und Redlichkeit ist so eng controlirt und jeder so subaltern von dem andern, daß es kaum der Mühe lohnt, das Zutrauen zu verdienen, das man ihm zum Voraus versagt hat. Man glaubt auch hier nicht an das Unsichtbare, nicht an alle Hinderniß und Fortgang, den guter und böser Wille bewirken, nicht an das, was weder bestraft noch belohnt werden kann: allein dafür ist der Erfolg der Einrichtung auch so sicher, wie die Bilanz einer preußischen Populations- oder einer russischen Zolltabelle. Dazu kommt die edle Sparsamkeit des Staats, wo jeder Thaler, der ausgegeben wird, nur mit einem sichtbaren und attestirten Dienste in Ausgabe passiren soll. Auf große Einrichtungen, die erst eine späte Ausbeute geben, wird nicht leicht etwas verwandt, und auf den Fortgang einer Wissenschaft, oder auf das Aufkommen eines einzelnen eminenten Kopfs nicht geachtet. Wie klug würde mun bei uns in unsern kleinen Staaten darüber gelacht haben, wenn einer dafür bezahlt werden sollte, daß er Mayerische Mondstabellen oder Eulerische Courben berechnet, indeß England nach den Formeln dieser Müßiggänger seine Marine einrichtet und die ganze bewohnte Welt den wohlthätigen Einfluß ihrer Nachtwachen verspürt.

Noch nie hat man sich so über Systeme ereifert und lustig gemacht, als jetzo — da keine mehr gemacht werden, — so sehr man die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig ist. Wär' es Leibniz und Newton nicht um Festsetzung einiger Wörter, nicht um neue Bezeichnung einiger Ideen zu thun gewesen, sie würden das nicht geleistet haben, was man an ihnen bewundert. Dank sei es den Systemen und Hypothesen, daß wir so viele nützliche

Beobachtungen und Versuche kennen! Und wo ist der große Mann, der je Epoche und Umwandlung bewirkte, dessen ganze Seele nicht an einen ariadnischen Faden irgend einer goldenen Hypothese durch das Labyrinth menschlicher Meinungen sich durcharbeitete? Unsre heutigen Philosophen aller Stände, die so gar nichts nöthig haben — den ganzen Schatz menschlicher Kenntnisse so vieler Jahrhunderte als bekannt, oder unnütz bei Seite legen — was werden sie wohl am Ende hervorbringen? Vor Zeiten war Wissenschaft und Kunst nur das Eigenthum Weniger. Man hielt es für eine Art Zauberei, und der Nimbus, der die Gelehrsamkeit umgab, brachte ein stilles Anstaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt überging. Jetzo aber ist der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder ein- und auslaufen kann, jeder Trepp auf- und abgeht — aber dafür wenige darin dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menschen von allen Ständen das Geklimper von Kunstwörtern, ihre Lehrer erklären sie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Wirkliche jeder Kunst, die Entstehung jedes Genius, und die Analyse jeder Schönheit insbesondere. Die Charakteristik wiegt jeden eminenten Menschen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat, und bewirken hätte können, entdeckt die ewige Kette zwischen Ursache und Wirkung, und richtet in der Literar-Geschichte mit ihrer pragmatischen Behandlung dasselbe Elend an, worunter die politische seufzt.

Hierzu ist die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes kleine und große Ereigniß, mit der wahren Behändigkeit einer commère von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation ist so kritisch wie wir, keiner wird von ihren Vorschreiern die Meinung, die sie haben soll, so vorgekaut, aber auch keine hat so wenig eigne Meinung, wie die unsre. Mit stillem Bedauern bemerkt man so oft, wie beinahe alles verkannt wird — das mittelmäßigste Produkt wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das trefflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert so lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdann legt sich der Tumult und jeder sieht wieder gutmüthig ein, daß er sich geirrt habe.

Jede Nation hat in Wissenschaft und Kunst eine Art von Naturqualität, unter der nichts gearbeitet werden darf. So haben

in Frankreich und England die Schriften, die zur Lectüre dienen, daher immer eine gewisse Art von Werth. Dieses zeugt von einer Kultur der Nation im Ganzen, und von einer Homogenität der Empfindung. Wir haben aber hierin noch nichts Bestimmtes und es erscheinen alle Tage Produkte, die nirgendswo nur in die Hand genommen würden, als bei uns. Die Dramas und Monodramas und Romane der Jahre seit Anno 1773 sprechen hierin mit tausendfachen Zungen Beweises genug. Und wie mit weniger Unterscheidung wird hingegen den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geschmack der Nation eine wahre und bessere Richtung gegeben haben! Wird wohl je die Anekdotensucht in einem Lande weiter getrieben, als bei uns? Leute, die sich Einsicht und Beurtheilungskraft zuschreiben, hören mit Wollust den ersten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden sucht, es sei mit dem Manne, dem man nun einmal so viele Talente anerkennen müsse, doch im Grunde schlecht beschaffen. Welcher edeldenkende Mensch wird nicht zum Voraus dem Verläumder das Maul stopfen, sobald er ihm beweisen will, der ehrliche Mann sei ein Schurke? Denn gewisse Dinge müssen schlechterdings als unwahr verworfen werden, sobald es den Leumund eines anerkannt würdigen Mannes angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.

Und dann, wie betragen sich unsre Geschäftsleute bei dem ganzen Werk der Literatur? Sind die Reichen und Mächtigen des Volks in ihren so vielen müßigen Stunden — wahre Dilettanten und Beförderer der Wissenschaft? Haben wir viele Ducs, Grafen und Mylords unter den Schriftstellern der Nation? Candidaten der Theologie schreiben bei uns über Staats-Interesse, Commerz, Industrie; und Studenten erkühnen sich, die Tableaux unsrer sittlichen Welt auszufertigen, indeß daß ihnen noch kein gutes Haus offen stand, sie keinem Manne von Werth, und keinem Frauenzimmer von Verdienst nahe gekommen sind. Man prätendirt von uns Sterne's, Richardsons, Fieldings, Shakspeares, und, Gott weiß, was für Etres mehr — und mancher Mann vom Stande würde erröthen, wenn es auf ihn herauskommen sollte, daß er diesem oder jenem Literator einen Stuhl gesetzt hätte.

Und ganz Unrecht haben die Leute von Stande nicht, denn in der schrecklichen Menge des schreibseligen Volks, was sind da

nicht für falsche Prätendenten an Witz, Welterfahrung, Laune, u. s. w., die dem Weltmanne darum um so viel ekelhafter vorkommen müssen, weil sein ganzes thätiges Leben ihn hierin zum feinsten und strengsten Richter geübt hat. Es schreiben daher diejenigen meistens, die keinen Beruf hatten; und hingegen schweigen viele von denen, die die Natur mit allem ausgerüstet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenossen zu belehren, oder zu vergnügen — weil sie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekanntheit zu verlassen, und sich dafür der Gefahr auszusetzen, von jedem, der's unternehmen will, im Guten oder Bösen verurtheilt zu werden.

Die Undankbarkeit, womit verdiente Genien, deren Werke zuversichtlich auf die Nachwelt kommen müssen, noch bei ihrem Leben behandelt werden, ist darum bei uns eine bedenkliche Erscheinung, weil man den Grund davon nicht so leicht einsieht. Würde die Saite des Enthusiasmus anfangs zu hoch gespannt, so müßte man sich's gefallen lassen, daß sie mit der Zeit nachgäbe. Aber so wie die Dinge bei uns stehen, giebt jeder von seinem Bischen Achtung so wenig her, als er kann; und er fürchtet, so viel von seinem eignen Werthe zu verlieren, als er dem Andern an dem seinigen zusetzt. Daher ergreift man auch die erste Gelegenheit, die sich vorfindet, den Vorschuß wieder einzuziehen, so bald sich irgend ein Bube findet, der öffentlich ausruft, es sei im Guten zu viel geschehen.

In England würde bei der Vorstellung eines Lieblings-Drama's mancher edle Mann erröthen, wenn einer entdeckte, daß er aus Liebe zur Kunst auf einmal so viele hundert Billets habe holen und zernichten lassen. Bei uns hingegen erinnert man sich noch Jahre lang, wie viel ein einziges Billet vor Zeiten gekostet habe, und sieht den Autor, der durch sein Talent längst saldirt hat, als einen Menschen an, dem man ein paar Thaler habe zufließen lassen.

Steht er endlich in einer politischen Verbindung (und wo ist bei uns ein Apostel, der nicht zugleich Teppichmacher sein müßte?), so wird ihm nicht allein das Wenige aus dem gemeinen Schatze, woran so viele nagen, höchst sparsam zugemessen: sondern er darf auch sicher rechnen, daß seine ganze Art zu sein und zu leben, die ohnmöglich förmlich sein kann, mit dem Richtscheid des Lächerlichen abgestrichen wird. Groß und Klein erkennt bei uns keine

andere Virtuosen, als Geiger und Tänzer, denen man ihre große Pension und ihre Abschweifung von der gemeinen Linie verzeiht. Die Wohlthat einer neuen Vorstellungsart, eines einzigen practischen Grundsatzes, oder was das Unschätzbarste ist, die gute Laune, die ein Schriftsteller über sein ganzes Zeitalter ausgebreitet hat, wird bei uns nur als Beitrag zur Lectüre geschätzt, und man spricht davon, wie von einer Cadenz — und deßwegen erlaubt man sich auch, das Talent von dem Manne zu trennen und entblödet sich nicht, den Charakter, der doch eigentlich die Quelle von dem allen war, zu hudeln, oder wenigstens in der Achtung zu vernachlässigen.

Die Dichterei verhält sich ohngefähr wie der Wein. Die meiste Nachfrage darnach ist immer da, wo er nicht mehr wächst. Die nordischen Völker sind von jeher dafür bekannt gewesen, daß sie dieses fremde Produkt zur Herzstärkung nöthig hätten, da man hingegen in den Ländern, wo man von Natur lacht und singt, sich mit Wasser behelfen kann. Bei uns muß die Stirn vom Weingeist warm sein, wenn man ein Vorübergehen von Sorglosigkeit und Heiterkeit darauf bemerken will. Der arme Franzose und Savoyarde ist aber den ganzen Tag über so gestimmt, und sein poetisches Leben fängt an, wenn er aus dem Bette springt. Bei uns ist die Sinnlichkeit ein Rausch, und wir schämen uns ihrer, wenn sie vorüber ist. Ist es also ein Wunder, wenn wir die Existenz eines Menschen, dessen ganzes Leben ein Rundtanz solcher Empfindungen ist, schief beurtheilen? Daß wir das Müßiggang und Zeitverlust nennen, wenn bei ihm das Samenkorn zu künftigen herrlichen Erscheinungen schläft und erstirbt? Er soll sein Tagewerk verrichten und zeigen, wie er seine Zeit angewendet hat!

Wir Deutschen sind zu allen Zeiten rechtliche Menschen gewesen, und wir sind zufrieden, wenn man uns nichts nachsagen kann. Wir erlauben wohl die Liebe zur Kunst, wie (in den Leiden des jungen Werthers) jener Vormund seinem Mündel ein Mädchen; nur im gehörigen Maaß, und daß nichts wichtigeres darüber versäumt werde! — Zu gehöriger Zeit gegessen, getrunken, gearbeitet, und gegen Abend das Mädchen besucht — aber daß kein Mißbrauch daraus entsteht!

Ueber

den Mangel des epischen Geistes

in unserm lieben Vaterlande.

Es war vor ohngefähr zehn Jahren eine allgemeine kritische Klage, daß wir lieben Deutschen allen andern Völkern des Erdbodens darin nachständen, daß wir unter unsern Produkten der Einbildungskraft so gar nichts hätten, das wir einen guten Roman nennen könnten. Große und kleine Meister beherzigten diese Beschwerde, und man beschenkte uns bald mit einer ziemlichen Anzahl dergleichen Wesen, die man erfundene Geschichten, vulgo Romane betitelt. Selbst bei den besten ihrer Art, die wir mit Ehre den Ausländern an die Seite setzen können, zeigte sich indessen gar bald, daß der Boden, worauf sie gedeihen könnten, entweder ausländisch, oder antik, oder utopisch sein müßte. Man stellte darüber Betrachtungen an, fand den Mangel des Produkts bald in unserer Constitution, Organisation u. s. w. Da hatten wir keine Hauptstadt, wo sich die Sittenmasse sammeln, und zum epischen oder dramatischen Extrakte reifen könne; da war unser Charakter zu einschichtig, unsre Regierungsform zu despotisch; tausend Dinge, die, halb wahr und ganz wahr nebeneinander entstehen und bestehen können, ohne daß eins die Quelle des andern ist. Kurz, das Ding war nicht da; uud weil das Kunstwerk nicht gelang, so waren Pinsel, Palette und Cannevas Schuld daran — ohne daß man an den Künstler dachte. Man verglich den Charakter in der Natur bei uns mit dem was sie in der Nachbildung bei den Ausländern waren, und da fand sich freilich, daß die Scene in Deutschland nicht wie bei Fielding in der Küche vorgehen konnte, daß wir keine Parlamentsglieder, wenig Priester mit zwanzig Pfund jährlicher

Einkünfte, keine Marquis, keine Abbés hatten, daß bei uns Conversation und Umgangsfreiheit eines andern Schnitts war, daß unsre Köpfe sich um andre Ideen und unsre Herzen um ein ganz andres Interesse drehten. Eben das, was uns hätte aufmuntern sollen, machte uns muthlos. Die Bemerkung, daß unser eigenthümlicher Charakter so unterschieden von dem andrer Völker wäre, zeigte uns eine neue Fundgrube an, wo wir Gemälde, Situationen, Theatercoups, Charaktere, und wie all der episch-dramatische Hausrath heißen mag, mit leichter Mühe aufgreifen konnten. An Aufforderung dazu hat es nicht gefehlt. Alle unsre Kritiker, sie mochten Aussichten über das ganze Feld der Literatur oder wöchentliche Zeitungen schreiben, ruften zu: deutsch, deutsch, deutsch müssen eure Produkte sein!

Allein wie gelang's? Man hatte dem Schriftsteller lange vorgebetet: nichts sei so elend und fade, als eine Anreihung wundersamer Begebenheiten und Aventuren, die, in einem flüchtigen Tone erzählt, ebenso ermüden, als wenn man gewaltsam durch eine Bibliothek oder Gallerie geführt wird, wo man viel sieht und nichts genießt. Man hatte ihnen auf der andern Seite vorgestellt, nichts sei mißlicher, als die Festsetzung eines gewissen Charakters, den man durch alle Situationen durcharbeite. Sie hatten gehört, es müsse viel Detail in der Darstellung ihrer Gemälde sein; überdieß sei es nöthig, daß der Autor in einer gewissen Stimmung sei, die dem Ganzen Farbe und Ton gäbe, wie man sichtbarlich an allen Meisterstücken wahrnehme u. s. w. Sie nahmen diese Wahrnehmungen zu Herzen, hüteten sich, Charaktere auszuarbeiten, schufen sich ein Detail das sie nie gesehen hatten, und setzten sich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Gesundheit, sondern eine gemachte Indisposition war. Daraus entstanden denn alle die neuern episch-dramatischen Werke, wo unter zehn nicht eines an die Güte der Schwedischen Gräfin reicht, die sogar für keine Leser gemacht sind, denen man so deutlich die Aengstlichkeit ihrer Entstehungsart ansieht, daß die asiatische Banise selbst in einer konsistenteren Manier gearbeitet ist. — Niemand kann die Dinge lesen, als junge Leutchen, die sich mit der Tradition der neueren schönen Schriften schleppen. Dem Publiko der Weltleute, für die man eigentlich zu schreiben hätte, ist's, wie billig, das ekelhafteste Gericht, weil aus der ganzen Reminiscenz ihrer Erfahrungen nichts

dem ähnlich sieht, was man ihnen hier auftischen will. Die verfeinerte Welt der höhern Stände, die man mit der deutschen Literatur aussöhnen wollte, sieht sich geäfft, und wird nicht sobald dahin zurückkommen, wo man sie so sublim ennuyirt hatte. Die meisten dieser Herren helfen sich mit dem Mantel der Anonymität, wenn ihre Palliassenstreiche übel aufgenommen werden. Es wäre daher zu wünschen, daß man ihnen diesen Mantel abnähme, und daß sie in kurzer Kleidung erscheinen müßten, wie wir andere ehrlichen Leute, wenn wir etwas thun wollen. Auf diese Art wären sie doch selbst dabei, wie die schlechten Acteurs, und müßten zusehen wie sie ausgepfiffen würden.

Man hat noch nie soviel vorgegeben, daß man die Alten studiere, als jetzo, und doch hat ihr Beispiel, die Sobrietät ihrer Empfindungen, die Keuschheit ihres Ausdrucks, die ganze Kunst ihrer Composition so wenig Einfluß auf unsere Schriftsteller. Fühlen diese Herren wohl in ihrem Vater Homer den ganzen großen Umfang seines Mährchens, die beständige Gegenwart des Subjects, daß Alles vor ihren Augen entsteht, und die Handlung mit eben der Langsamkeit und Zeitfolge fortrückt, wie in der Natur; nichts vergessen wird was da sein sollte, nichts da ist was nicht dahin gehörte, niemand zu viel noch zu wenig sagt, alles von Anfang bis zu Ende ganz ist, niemand den Erzähler hört, nichts von seinem eignen Medio zum Vorschein kommt, sondern alles grade weder größer noch kleiner erscheint, wie es jedermann mit seinen eignen Augen gesehn zu haben glauben würde? Dieser große Charakter des Dichters, wo ist der, und wie erwirbt man sich den?

Die jungen Herren wollen, wie gewöhnlich, nicht anfangen von unten auf zu dienen. Daher ging's hier, wie in allen Verrichtungen des Lebens, sie waren nicht zu brauchen. Hätten sie ihre Meister gefragt, durch wie viel vorläufige Studien, vergebliche Versuche, durch wie viel Ausharren, und nach wie viel vernichteten Werklein endlich das entstanden ist, was man jetzt mit Recht in ihren Produktionen allgemein bewundert: so würden sie gesehn haben, daß eine Frucht, die der Reiz aller Gaumen ist, von vortrefflichem Keim sein, und doch nur langsam gedeihen könne.

Zum epischen Wesen gehören wackre Sinnen. So sehr man jetzo von der Liebe der Natur schwatzt, so sind doch wenig der Herren Poeten, die so ganz von Natur durch die Gegenwart eines

lieben Baumes zur Serenade erweckt würden, wie Freund Asmus. Bei den Meisten ist's garstige Tradition, und sie lieben die schöne Natur, weil sie ist beschrieben und besungen worden. Außerdem trennt sie die Sekte der Empfindsamkeit und des Geniewesens von allen ihren Brüdern. Was sollen sie an Menschen sehen können, deren ganzes Spiel von Leidenschaften ihnen zu alltäglich, allzuphilisterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Ehedem glaubte man, um seine Kunst in Schilderungen zu zeigen, man müsse alles in der Farbe des Lächerlichen malen. Man wählte sich also seine Personage, behing sie mit allen Schellen der Karikatur, führte sie durch allerlei Situationen durch, erhöhte was da war, verbarg was man wollte, und so entstand das pikante Produkt, das man Satyren nennt, die aber niemand heutzutage mehr mag. Der Grund davon ist deutlich einzusehen, weil alles übertrieben und nichts zum Menschlichen oder zum Momentanen herab gemildert ist.

Jedermann schwatzt von der Gutmüthigkeit Shakspeares, als dem ersten und wesentlichsten Ingredienz seines großen dramatischen Charakters: und vielleicht ist diese Qualität doch noch nie recht erwogen worden, wie sie sein sollte. Gewiß derjenige, welcher ein Gemälde menschlicher Sitten liefern will, muß eine große Dosis davon haben, wenn er ihnen überall nachschleichen, sie in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menschlich und nicht phantastisch aufgreifen will. Er muß den Glauben haben, überall etwas Merkwürdiges aufzufinden, ehe er darnach ausgeht: und so wird ihm bei jedem Schritte etwas aufstoßen, das er, in seiner Manier erzählt, darstellen kann. Ueberall ist Spiel menschlicher Leidenschaften, wie überall Spiel Schattens und Lichts; nur gehört der Hohlspiegel und die Camera obscura dazu, den Unachtsamen zu überführen, daß es wirklich da ist.

Aber was sieht die kränkelnde Intoleranz des gemeincultivirten Kopfs auf seiner Reise durch die Welt? Grade so wie der Mann von Stande, der sich überall inkommodirt fühlt, in seinem bequemen Wagen schläft, oder ankommen will, nichts findet wie zu Hause, und deßwegen nichts des Anblicks würdigt. Man vergleiche damit die Naivität des gemeinen Mannes, des wirklich sinnlichen Menschen. Seine Gabe zu sehen macht ihn zum beredtesten Erzähler. Seine Einbildungskraft ist roh, durch Vergleichungen

ungebildet. Das Gegenwärtige ist ihm daher immer groß und anziehend, weil's von allen Seiten Eindruck auf ihn gemacht hat. Man höre ihm nur zu, wenn er die geringste Stadtbegebenheit, einen Todesfall, eine Familiengeschichte erzählt. Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler, er drängt keine Begebenheiten, er malt aus. Jeder einzelne Eindruck ist ihm kostbar, er sucht ihn wiederzugeben. Daher das Umständliche, das den Gelehrten so lästig ist, und das doch eigentlich das Ding zu einer Begebenheit macht. Man höre nur auf die Conversation eines Jägers, eines Soldaten, eines Weibes, und man wird eine Gabe zu erzählen finden, die dem Scribenten nachzuahmen unmöglich fallen wird.

Die Brocken kleiner Begebenheiten, die, unter den seltsamsten Sprüngen der Laune, Yoricks Werken eingewebt sind, bleiben sie nicht für den Liebhaber die kostbarsten Reste seiner Erfindungskraft. Was ist an allen diesen Geschichten der Werth, wenn's nicht das Umständliche ist, das alle Geschöpfe seines Hirns beinahe zu lebendigen Personen macht? Wer giebt eine einzige solche Scene, wo sich die Arme und Füße Trim's oder der Madame Wadmann bewegen, gegen eine Schatzkammer der herrlichsten Sentiments? Man frage doch unsere jungen Herren, die uns so reichlich mit Dramen und Begebenheiten beschenken, wie weit sich ihre Reise durch das Leben erstrecke, wie viel sie davon durchgeschlendert, wie viel sie besucht und begafft haben! Ob's nicht Alles von Hörensagen, ob's nicht Alles gelesen ist! Sie sollen sich nur üben, einen Tag oder eine Woche ihres Lebens als eine Geschichte zu beschreiben, daraus ein Epos, d. i. eine lesenswürdige Begebenheit zu bilden, und zwar so unbefangen und gut, daß nichts von ihren Reflexionen durchflimmert, sondern das alles so dasteht, als wenn's so sein müßte. Alsdann, wenn sie darin bestehen, wollen wir ihnen erlauben, uns mit größern Werken zu beschenken; dann sollen sie Befugniß haben, ihre Prinzen und Prinzessinnen zu produciren, und sie mit allem auszustatten, was ihnen gut deucht. Bis dahin aber wollen wir uns ihre Erscheinung noch verbitten.

Außerdem wäre zu bedenken, daß unter dem nichtschreibenden Publikum zuweilen Personen auf den Bänken des Parterre sitzen, die selbst das gethan und gewirkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfassers tragirt wird, und daß

diese Zuhörer noch weit mehr zu respectiren sind, als die gemeinen Feld- und Feuerschreier des gelehrten und schreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dies müßige Handwerk zu treiben, und von ihnen gilt das, was der treuherzige Götz von Berlichingen von sich in seinem hohen Alter prädicirte: daß er nun zu schreiben anfange, weil er zu sonst nichts mehr tauge.

Einige Rettungen

für

das Andenken **Albrecht Dürers** gegen die Sage der Kunst-Literatur.

In keinem Theile der Wissenschaften ist die sogenannte Kritik oder Charakteristik ein schädlicher Ding, als in Werken der Kunst. Sie schneidelt so lang an dem gesunden Wuchse des schönsten Baumes, bis sie aus der herrlichen Krone eine Pyramide oder eine Kugel, einen sitzenden Hund oder einen aufwartenden Affen herausgedrechselt hat; je nachdem das Urbild ihr vorstand, dem nun das Verdienst des Mannes, den sie meistern will, ähnlich sein sollte. Damit ja die Vergleichung rund wird, so wird abgeschnitten, hinzugelogen, verstellt und versteckt, was man für gut findet; und so entstehen die loci communes, die dem Fortgang des wahren Geschmacks und Gefühls bei dem großen Haufen so viele Hindernisse in den Weg legen. Weil die meisten großen Künstler instinktmäßig arbeiteten, ihr Tagewerk als eine Pflicht thaten, oder als einen Spaß trieben, ohne an den Popanz der Nachwelt zu denken: so haben sie weder von ihren Werken, noch von ihrem Leben selten selbst Etwas niedergeschrieben; und also war es jedem erlaubt, aus Traditionen und Familienmährchen, oder was sich von Gesellen auf Gesellen fortpflanzte, Etwas niederzuschreiben, wie es ihm beliebte. Keine schriftliche Urkunde war da, die widersprach, und also blieb die Fabel so lange Wahrheit, bis sich von ungefähr hier und da, durch ein Bruchstück von aufrichtiger Nachricht, ein Irrthum aufklärte.

Das vorgeschriebene Urtheil über das Verdienst eines Mannes, ist für die Nachbeter auch so bequem, daß es sich Jahrhun-

derte erhält, oder man hält es auch nicht der Mühe werth, es zu widerlegen. Es muß dann in einem Winkel irgend Einer erwachen, der, durch einen laugen vertrauten Umgang mit den Werken des großen Mannes, so voll seiner Größe wird, daß er es unternimmt, seinen Manen ein Opfer zu bringen, und dem dunklen Gesumse der großschwätzenden Menge eine andere Richtung zu geben.

Es ist kein Ort in der Welt wie Paris, wo von einzelnen Reichen und schwer zu befriedigenden Kennern dem Andenken der alten Meister so wahr und aufrichtig gehuldigt, und wo zugleich dieser Geschmack von dem großen Haufen der lebenden Künstler, die jetzt sich an ihrem Zeitalter bereichern, so lächerlich gemacht, und ihm so geradezu entgegen gehandelt wird. Eben derselbe Mr. Basan, der sich nicht entblödet, für ein Blatt von Albrecht Dürer jetzt zwanzigmal mehr zu fordern, als der alte Meister zu seiner Zeit für seinen ganzen Kupferdruck empfing, sieht es als eine nützliche Tradition an, die ihm Geld bringt, lacht aber innerlich über das gothische Steife und Harte, und schimpft im Allgemeinen öffentlich dagegen. Die Seltenheit der alten Blätter sieht er als den einzigen Reiz an, der die Eitelkeit der Menschen feßle, Etwas zu besitzen, was Andere entweder aus Mangel des Geldes oder der Gelegenheit sich nicht zu verschaffen vermöchten.

Unter allen den großen Männern, die dem Gerücht irgend einer schiefen Kritik, oder der Tradition über ein gewisses Zeitalter untergelegen haben, ist wohl keiner, der sich über diese Ungerechtigkeit mehr zu beklagen hat, als unser Albrecht Dürer. Man gesteht ihm wohl etwas Ausdruck und richtige Zeichnung zu, allein dagegen wirft man ihm eine gothische Manier, häßliche gemeine Natur darzustellen, eine trockene kleinliche Art zu drappiren, einen Mangel der Haltung, und Gott weiß was für Härte im Ganzen, vor.

In allen diesen Urtheilen ist etwas Wahres, das so zu sagen der Keim der Sage bleibt; allein so wie sich die Sage jetzt in Jedermanns Munde findet, ist sie ungereimt, und, näher betrachtet, höchst ungerecht und beleidigend für das Andenken eines so großen Mannes. So viel ist richtig, daß Albr. Dürer dieses Gefühl von Haltung nicht hatte, das sich später in der flamändischen und lombardischen Schule entwickelte. Man wußte dazumal

nicht, den Zuschauer durch den ganzen Ton der Tafel selbst von weiten schon zu einem dunklen Vorgefühle dessen zu bereiten, was er bei näherer Betrachtung als Geschichte darauf ausgeführt finden würde. Allein so war einmal der Styl seines Zeitalters, und auf diese Art wird man auch keinen Totaleindruck von den Werken Raphaels selbst zu rühmen wissen. Es stund, so zu sagen, kein Medium zwischen dem Object und den Augen des Künstlers; Alles ward einzeln mit dem ganzen Reichthum seiner Individualität vorgetragen; und da man von so vielem Studium und so manchen Nachtwachen Rechenschaft gab, so war man über den Schleier, der dem Ganzen übergeworfen werden sollte, desto unbekümmerter. Heut zu Tage, da man nicht mehr viel lernen und arbeiten mag, begnügt man sich mit Aufstellung eines quid pro quo, wo immer das Detail fehlt, das man nicht weiß; und unter dem Mantel des Genies und der Anmaßung einer feurigen Einbildungskraft, die keinen Aufenthalt auf Kleinigkeiten zulasse, liefert man einen Traum statt einer Geschichte, und Gespenster statt Gestalten. Man brandmarkt durch Fleiß und Aengstlichkeit alle Ausführung, ohne die doch nie der Zuschauer die wahre Gränze von dem Talent des Künstlers beurtheilen kann.

Man wirft Dürern in seiner Zeichnung eine plumpe, gemeine Natur vor. Es ist wahr, ihn inspirirte keine andere menschliche Gestalt, als die ihn umgab; er zeichnete sie aber nach aller Wahrheit der Temperamente, der Lebensart, des Standes und Alters, mit einer Treue und Bestimmtheit, die seine Figuren noch immer zu schätzbaren Zeugnissen seines großen Studiums macht. Sein Zeitalter und Klima brachte aber nicht die seelenvollen Gesichter und den Abdruck einer hohen Denkart hervor, die unter einem mildern Himmel Raphaeln in großer Menge begegnen mußten. Bei näherer Betrachtung der Raphaelschen Figuren wird man eben dieselbe Betrachtung zu machen gezwungen sein, daß sie nicht sowohl Abdrücke von dem aus dem Anblick der Antike entsprungenen Ideen, als vielmehr Abbildungen der ihn umgebenden Natur waren. Seine herrlichsten weiblichen Bilder, von der Antike drappirt, haben immer Portraitköpfe; und woher entspränge die große Mannigfaltigkeit der so beschränkten Köpfe in seinen Soldaten, Mönchen, Matrosen, Trägern u. s. w., wenn er sie nicht auf der Stelle davongetragen hätte? In vielen seiner Figuren hätte Dürer

allerdings die Gebrechen des Vorbildes verbessern, und z. B. seinen Weibern die Zeichen einer vielmaligen Schwangerschaft in den Hängebäuchen, und die magern Arme und Schenkel anders bilden können. Allein ich weiß nicht, ob ich dies nicht lieber dulden will, als einen Jahrmarkt, oder ein Gericht von fünfhundert Römern, die von unsern neuern Antiquastern alle wie Kugeln aus einer Form gegossen werden, und die durch Nichts unterschieden sind, als daß die Einen vorwärts, die Andern rückwärts, und wieder Andere von der Seite zu sehen sind. Seine Drapperie ist nicht nach dem antiken Geschmack; sie läßt wenig von der reizenden Gestalt des Nackenden sehen; allein sie ist nicht, wie die Kunsttradition lautet, nach nassem Papier gearbeitet. und seine Falten fallen nicht (wie irgend Einer sagt, der es den Franzosen nachschwatzt) nebeneinander wie Stricke herunter. Der Stoff seiner Bekleidungen ist nicht schwer, allein doch sind die Brüche seiner Falten wahr; die Formen, die sie bilden, gewiß; und muß man über gewisse Schnörkel, die sie in ihren äußersten Winkeln bilden, wegsehen. Paul Veronese empfand ihr Verdienst, und er hat sich nach dieser Großheit gebildet, ohne die Schnörkel, die man als den Styl und Charakter des damaligen Zeitalters der deutschen Schule ansehen muß, nachzuahmen. Seine fünf Apostel sind indessen so groß und einfach drappirt, als irgend eine Raphaelische Figur, und unter seinen Madonnen sind Einige, besonders die vom Jahre 1514, die, neben der edelsten griechischen Bildung, in einem so großen Geschmack bekleidet ist, daß sie der römischen Schule Ehre machen würde.

Ueberhaupt gehören seine Marienbilder unter seine liebsten und schätzbarsten Werke; und sie sind so wenig, wie die Tradition der Kunst-Literatur lügt, nach seiner garstigen Agnese gearbeitet, daß vielmehr unter seinen vielen Madonnen in Kupfer, Holzschnitt, Zeichnungen, Gemälden und Bildschnitzerei, nicht leicht eine der andern ähnlich ist, sondern sie enthalten jede einen eigenthümlichen Charakter, sowohl in der Figur als im Ausdruck des Affekts. Sie sind keine himmlische Erscheinungen Raphaels, oder Guido's, aber Alle — Darstellungen inniger, deutscher Mutterliebe; und meistens Weiber von gesetzterm Alter, sehr wenige von jungfräulicher Zärtlichkeit. — Der gemeine Vorwurf, den man Dürern im Ganzen macht, ist dieser: daß er die Absetzung der Farben, oder die Luftperspektive nicht verstanden habe; daß seine Zeichnung in den Um-

rissen zu trocken und hart sei, und sich nicht sanft genug gegen den Grund verschmelze. Die allzugroße Bestimmtheit und sichtbare Angebung auch des kleinsten Details, war der allgemeine Charakter des damaligen Zeitalters; und dieser Vorwurf, wenn es einer sein soll, trifft nicht allein ihn, sondern alle seine Zeitgenossen, wie ich schon oben berührt habe. Ob er aber ein richtiges Gefühl von Haltung gehabt habe, dies bedarf nun einmal weder Frage noch Beantwortung, wenn man nur die reinliche und charakteristische Art betrachtet, womit Alles in seinen Werken ausgeführt ist. Seine berühmtesten Blätter sind alle, und zwar sehr oft, von den geschicktesten Meistern nachgeahmt worden, so daß für ein Auge, das kein Gefühl von Haltung hat, Original und Copie schwer von einander zu unterscheiden sind. Bei der so eingeschränkten Manier der damaligen Zeit, bloß auf Goldschmidts Art zu schraffiren, und weder breite noch tiefe Striche zu wagen, geht Alles bei ihm auseinander, jedes weicht auf seinen Grund zurück, keines klebt an dem andern, oder fällt über das andere vor. Welcher Unterschied aber in den herrlichsten Copien! wo zwar, dem äußern Ansehen nach, beinahe kein Strich anders ist, als im Original, alles in den geringsten Kleinigkeiten ausgemessen und gezirkelt ist: aber der Geist des Meisters und sein Gefühl von Haltung mangelt, das durch die unsichtbare Leitung der Hand Wunder im Stillen thut. Der Troß von Liebhabern behauptet gemeiniglich, bei Abdrücken von Dürers Werken komme es nicht, wie bei Rembrands Blättern, auf die Güte der Abdrücke an. Ich behaupte dagegen, es kommt für denjenigen, der Augen zu sehen hat, so viel darauf an, daß von ihnen allein das Urtheil über das wahre Verdienst des Meisters abhängt. Die gut aufgestochenen Blätter und die vortrefflichen Copien seiner Werke haben eben gerade die Tradition von Härte erzeugt, die man in seinen Arbeiten will wahrgenommen haben. Man vergleiche nur die mancherlei vortrefflichen Copien und die so oft und zu so verschiedenen Zeiten aufgestochenen Platten des Hieronymus im Gehäus und des Ritters Tod und Teufel mit den besten Original-Abdrücken, und man wird Wunder der Haltung und das tiefste Gefühl im Ausdruck der unbedeutendsten Kleinigkeiten wahrnehmen. Man trägt sich gemeiniglich mit der Sage, als ob Marc Antonio die Holzschnitte der kleinern Passion so glücklich in Kupfer gebracht habe, daß sie

vom Original nicht zu unterscheiden gewesen wären. Aber fürs Erste ist es beinahe unmöglich, dasjenige, was mit wahrer Kunst in Holz geschnitten ist, mit derselbigen Wirkung ins Kupfer überzutragen; fürs andere sind diese Copien so ängstlich, steif und kalt gerathen, daß nichts als der todte Buchstabe des Conturns stehen geblieben ist; keine einzige Schraffirung thut dieselbe Wirkung, sondern was dort im Holz leicht und verblasen ist, ist hier schwer, ohne gehörigen Anfang und Ende.

Man sucht so verschiedene Hände in seinen Holzschnitten; und doch hat das unaufmerksame Auge des großen Haufens alles bisher für seine eigene Arbeit gehalten, was nur mit seinem Zeichen bemerkt ist. Es wird immer schwer bleiben, allezeit zu entscheiden, wo er selbst geschnitten hat. Allein man kann, wie mich dünkt, von der kleinen Passion ausgehen, um den Charakter seiner Hand festzusetzen. Diese ist die einzige Sammlung, wo alle Blätter durchaus rein sind, und eins wie das andere gearbeitet ist, und wo man immer dieselbe Hand wahrnimmt. Hierzu kommen die guten Bläter aus der großen Passion, und (bis auf einige wenige) das Leben der Maria, nebst andern einzeln herrlich ausgeführten Blättern. Ueberhaupt hat kein Meister je so tief empfunden, was man eigentlich in Holz ausdrücken könne, als Er; und oft ist die feinste Abweichung der Tinten und der Charaktere der Localfarben mit wundernswürdiger Kunst angegeben, wie z. B. in dem trefflichen Blatt der Höllenfahrt des Erlösers in der großen Passion. Die Anordnung der Schraffirungen macht eigentlich den Formschneider, und man kann dreißig Jahre geschnitten haben, ohne eigentlich zu wissen, was man in dieser Materie darstellen könne. Wir haben noch neuerlich deutliche Beweise davon von neuern Künstlern erhalten. Diejenigen Blätter, die so ganz ohne alles Gefühl von Haltung gearbeitet sind, sind wahrscheinlich aus flüchtigen Handzeichnungen entstanden, wo die Künstler, die er in seinem Hause unterhielt, auf Gerathewohl die Breite der Striche des Conturns sowohl, als den Gang der Schraffirung nach ihrer eignen Einsicht gehandhabt haben. Denn oft sind sie ganz gegen allen Verstand geführt, und der Ansatz des Messers fängt gegen die Lichtseite mit seiner Stärke an, und hört gegen den Schatten auf.

Es ist zum Erstaunen, daß wir so wenig einzelnes Wahres von der Geschichte dieses großen Mannes wissen; und wir werden

noch lange in dieser Unwissenheit bleiben, wenn uns nicht Herr von Murr entweder in einer eignen Abhandlung, oder in einzelnen Aufsätzen diese Zweifel aufklärt. Aus dem eignen Reise-Journal Dürers, das dieser Gelehrte neulich in dem siebenten Theile seines Journals bekannt gemacht hat, sieht man den Ungrund des Mährchens, als ob Dürer die Reise nach den Niederlanden aus Widerwillen gegen sein böses Weib unternommen habe; denn sie ist seine Gesellschafterin gewesen. Auch fällt seine ehemalige und lange Freundschaft mit Lucas von Leiden weg, der ihn zu dieser Reise ermuntert haben soll; denn er beschreibt ihn als einen Mann, den er hier zuerst im Jahr 1520 von Gestalt habe kennen lernen.

Das Tröstliche für alle große Leute, die ein gleiches Schicksal haben, ist der Schluß seines Journals, wo er sagt: »Ich hab' in allem meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen und andrer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland in all mein Sachen, gegen großen und niedern Ständen, und sonderlich hat mir Fraw Margareth*) für das ich ihr geschenkt und gemacht hab, nichts geben.«

Er bot ihr das Portrait von ihrem Bruder, dem Kaiser, an: sie fand es aber wahrscheinlich zu theuer. Und am Ende heißt's: »Ich vertausche mein Kaiser umb ein weiß Englisch Tuch.«

»Ich bat Fraw Margareth umb Meister Jakobs**) Büchlein, sie sagte aber, sie hätte es ihrem Mahler zugesagt.«

Die Preise überhaupt, wofür er seine Kunstsachen an seine Zeitgenossen überließ, rühren zu Thränen, und man erinnert sich dabei des Schicksals des Coreggio. — Er kaufte ein Meerkätzlein um vier Goldgulden. Er verkaufte hingegen sechszehn Exemplare von der kleinern Passion um vier Gulden. Mehr, zweiunddreißig große Bücher pro acht Gulden. Mehr, sechs gestochene Exemplare der Passion pro drei Gulden. Mehr, zwanzig halbe Bogen aller Gattung gleich durcheinander pro ein Gulden. — »Item, meinem Wirth habe ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemahlt Marienbild um zwei Gulden Rheinisch,« u. s. w.

Das dem Reise-Journal angefügte Gebet, um Dr. Luthers Erhaltung, ist mit wahrer Salbung aufgesetzt, und die aufge-

*) Des Kaisers Schwester, Statthalterin der Niederlande, eine große Kunstkennerin.

**) Jakob Cornelißze.

gebnen Verse Dürers, in dem Wettstreit mit Birkheimer, sind voller Geist und Leben, dahingegen die Arbeit des Gelehrten nichts als ein Geklingel von leeren Tönen ausmacht.

MANIBUS DÜRERI SACRUM.

Ueber
die Landschaftsmalerei.

Sie müssen aus langer Erfahrung wissen, daß bei dem literarischen Handel und Wandel noch etwas mehr und bessers herauskomme, als daß man sich an Ehre und Lob, kaufmännisch zu reden, den Sack fülle. Die Freude, zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beigetragen zu haben, ist doch auch zu rechnen, und dies ist eigentlich was den Großhändler vom Krämer unterscheidet. Ihre Entreprise von Fuhrwerk, das wir den Teutschen Merkur nennen, muß ihnen auch darum lieb bleiben, weil's einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenn's auch nicht allzeit, da es wie andre Postwägen zur bestimmten Zeit abgeht, vollkommen Fracht vorfindet, so bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erste leichte Ladung entschädigt. Eine Idee erweckt die andere, und oft braucht's keine andere Magie, als von einem Dritten gedruckt zu lesen, was wir selbst längst dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieser Ideen zu ermuntern. So ging mir's mit dem Brief eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geschmack Deutschlands an der Kunst, oder wie es heißen mag, einrückten*). Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beschauung werth wären. Der Mann hat alle seine Desideria, weil er deren viele hatte, gedrungen und kurz ausgeschüttet, und es dünkt mich nicht sehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko deutscher Nation

*) Man sehe Wielands T. Merkur von 1777. III. S. 49 — 60.

näher zur Beherzigungung vorlegte. Dasjenige, was der Verfasser von dem Studio der Landschaft sagt, scheint mir äußerst wahr, und kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug gesagt werden. Es gehört unendlich mehr poetisches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunst, eben gerade deswegen, weil so alles beinahe nur dem Geschmack und Gefühl überlassen, oder, wie der Thor sagt, willkührlich ist, und die wenigen Regeln so trockne Axiome sind, daß sie längst als höchst wahr anerkannt, und eben deswegen so wenig erwogen werden. Die meisten unsrer Kunstbücher sind in diesem Stücke nichts weiter als Aesthetik, Redekünste, **Institutiones styli**, Poetiken u. s. w. Es ist nur immer die Rede davon, wie man die Verse machen müsse; aber wie der Poet, der sie machen soll, gebildet werde, kein Wörtchen, das instructiv wäre! Eben darum, weil's so leicht scheint, ein Ding zu componiren, das (wie Hagedorn sagt) einer Landschaft so ähnlich sieht, wie der Affe dem Menschen, so wagt sich mancher dran; und da, dünkt mich, wäre Verdienst genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie schwer das Ding wäre, das so leicht aussieht.

Fürs erste gehört wohl eigentlich das große poetische Gefühl dazu, alles, was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerken, was so viele andere mit Füßen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben — was den Charakter von ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — dies ist wohl die erste und distinctive Grundanlage des Landschafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht stundenlang an einem Bache ruht, oder von Wollust trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Gespensterererscheinungen von Streiflichtern und Schlagschatten anstaunen kann; wenn er nicht, von Spähsucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmerung läuft, die so alles, was von Licht und Schatten zerstreut war, in einen Bündel bindet — so ist er wohl zu seinem Beruf verstümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beschäftigung!

Das zweite Merkmal, das den Landschafter charakterisirt, ist wohl dieses: wenn er sich lange an einem Gegenstand nähren,

ihn mit Liebe umfangen, und sich auf viele Monate oder Jahre seine Hütte darunter bauen mag. Bloße flüchtige Entwürfe von einem gewissen Moment der Beleuchtung, oder einer Ansicht aus einem fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compositeur, nachher die Natur ohngefähr mit drei Tinten darzustellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens, denkt er den Zuschauer durch Effect zu blenden; allein der Kenner, der mehr sieht als Dekoration, forscht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieses nicht mangelt. Wird aber ein Gegenstand, und auch der dürftigste oft und lange besucht, von allen Entfernungen und Augpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, so merkt man bald, was an ihm abstrakt, und was zufällig ist. Das einzige Mittel, das Auge für Luft- und Linienperspectiv schnell und sicher zu bilden! Alle Geheimnisse und festen Gesetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdann beleuchten wie sie, Mannigfaltigkeit und Magie über schon tausendmal gesehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel dos Einförmigen vermeiden. Außerdem welche Einsichten in die Gränzen der Kunst, von dem was darzustellen und nicht darzustellen ist, wenn man hartnäckig bei Einem Gegenstand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur festen Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit und des Charakters jedes Dinges! Auch der sogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der so vielen Nichtkennern oft das schätzbarste ist, ohne daß sie wissen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Gesetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten. Denn durch das öftere Wiederkommen und Versuchen hat man schon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben ist, und der Eindruck und Ausdruck des Ensemble entsteht also natürlich. Die meisten stellen sich aber thörichter Weise die Entstehung dieses Begriffes als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon ist. — Indessen hindern ihn diese umständlichen Studien nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contur jedes Dinges mit nackten dürren Linien ohne alles Clairobscur zu packen zu suchen. Und gewiß muß ihn dieses Gelüsten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eignen Manier bei ihm entstehen will. Nur sei dies eine Frucht seines Fleißes, und eine Kenntniß, die

ihm jedes Werk der Natur nach einem langwierigen Studio desselben eingeflößt hat.

Auch wär' ihm zu wünschen, daß er oft, satt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden; daß er wie die Biene sammle, ohne Honig zu liefern, wenn ihm der Crayon zu schwer wird, und ihm zum arbeiten, so zu sagen, Hände und Füße gebunden werden. Nur das Nongenie hat immer das Jucken zum Zeugen, oder sich Spaß zu machen. Wer aber produktive Kraft besitzt, dessen Seele ruht, und sammlet ohne zu wissen wie, wie die Natur im Winter. Und dann so däucht mich dies eine glückliche Vorbedeutung in seinem Studio zu sein, wenn anfangs seine Thaten dasjenige haben, was man unbestimmt nennt. Dies heilige Gefühl für die sanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Gränzen und Linien zu ziehen, wo die Natur sie nicht abgeschnitten hat, bestärkt ihn immer weiter in dieser Ehrfurcht, hindert ihn aber, so bald, besonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Beleuchtung, was die Aussicht oder den Gegenstand zu dem macht, was er ist, ist mehr werth, so implicit sie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Composition. Wer Wahrheit liebt und verehrt, ist nicht immer der fertigste Scribent, und in dessen Kopfe eine Welt von Ideen sich untereinander wälzt, kann oft kein Muster des Styls, aber wohl ein Mann sein von der Art wie Freund Hamann. Reichthum von ungeordneten Ideen ist wohl also hier, wie überhaupt, ein sichreres Prognosticon des Genies als Ordnung. Das Bestimmte findet sich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig gewesen ist. Derjenige, der das Studium des Jünglings dirigirt, muß nicht ein Gärtner sein, der dies Gefühl im Treibhause erziehen will, sondern er muß warten bis es unter Gottes Händen gedeihen will. Dies ewige Vorschlagen und Ermuntern zu einer gewissen Manier, das unzeitige Vorhalten so vieler Andern, die auf ihrem Wege glücklich gewesen sind, hat uns schon manchen jungen Künstler verstümmelt, weil man ihn zwang zu fliegen, ehe ihm die Schwingen gewachsen waren. Dies Auffordern bildete Künstler à la Weirotter, die alles mit einer gefälligen leichten Schreibart darstellen, alles aber auch in einerlei Art sagen, und in 200 Blättern, wie das Oeuvre dieses berühmten

Meisters, nicht so viel vorbringen, als in einem einzigen Blatt der ältern Landschaften enthalten ist. Manier soll und muß werden, aber spät, wie bei Jean Jaques Rousseau, der im vierzigsten Jahre zu schreiben anfing. Wo sie zu früh entsteht, ist's Selbstbetrug, verkleidete Armuth unter reichem Ameublement, und Fertigkeit ohne Wissenschaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinewand studiert hat, ist wie der, der viele Bücher gelesen hat. Er mag sie dann erst lesen, wenn er selbst was ist, und wenn er auf eignem Wege versucht hat, das zu werden, was jene Meister auf dem Ihrigen geworden sind; dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hintergründe zu betrachten; dann sieht er die Kunst, das Wirkliche zum Dramatischen umzubilden; und hat er erst sein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereihte Compilation, oder schöpferische Bildung zum Ganzen sey.

Das letzte und sicherste Merkmal ist dieses, wenn der junge Künstler es sich lange sagen läßt, ehe er ein Gemälde seiner Composition ausführt und aufstellt. Diese Sucht, brilliren zu wollen, ist, was die allgemeine Schreiblust werth ist. Studieren ist einem Jeden erlaubt, aber nicht schreiben. Ein ausgeführtes Gemälde ist ein so edles Ding, wie ein Buch. Eben weil's so leicht einen Raum Leinewand oder Papier nach seinen Quadratzollen scheint mit so etwas zu füllen, das wie Wolken, Bäume, Wasser, Kraut und Gras aussieht, und weil da nicht jeder Kenner sein Lineal von Verhältnissen anschlagen kann, so ist die Versuchung sehr groß. Aber wer nur einmal versucht, einen Eichenstamm mit aller seiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felsenstück nach seinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerscheinen, die sich durch Aeste und Zweige schleichen, und dadurch Form und Charakter bilden, nur die ewigen Gesetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf so verschiedenen Wegen, nach Tagen und Jahreszeiten: für den wird das Willkührliche nach und nach verschwinden. Er wird zittern, wenn er verkleistern, ausfüllen, verschneiden und anpappen soll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigst fühlt. Er wird daher auf nackte Felsen keine Kräuter setzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimbergen,

20

wenn sie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in seinen entblößten Wurzeln ist ihm nicht gleichgültig, sondern schon charakteristisch, jeder Wurf von Aesten individuell; und so wird sein Gemälde voll von dem, was die Kenner schöne Natur nennen. Dieses Finden der schönen Natur entsteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu studieren und sich daran zu üben, schon zum Voraus auswählt, was schöne Natur ist, und das andere aus dem Studio wegläßt; sondern der Begriff desselben entspringt eigentlich aus der Kenntniß aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit ist nur ein andres Wort für schöne Natur, und der Ausdruck desselben wird nur durchs Forschen hervorgebracht.

Verzeihen Sie ꝛc.

Ueber

die bei Kunstwerken objectiv gleichgültige Absicht der Urheber.

Werthester Herr und Freund.

Ich gehöre, wie Sie wissen, unter den Literatoren, nach der beliebten Schlettweinischen Eintheilung, nicht zu der productiven, sondern zu der sterilen Classe. Ich sollte also, da ich als ein bloßer Leser nur zum Aufzehren bestimmt bin, die berühmte Fahne des Bon-Sens ausstecken, Großes und Kleines in der Welt in einen Topf werfen und mit einer verächtlichen, wenigstens gleichgültigen Miene auf alles das herabsehen, was ich nicht zu leisten vermag. Allein ohngeachtet meines bösen, oder, wenn Sie wollen, guten Gewissens, das mich ewig versichert, daß ich nichts in der Welt vorstelle, habe ich eine aufrichtige, gute Meinung von großen Männern, und bin allen denen, die besser sind, als ich, von ganzem Herzen zugethan. Ich glaube auch an den Wind, obgleich ich nicht weiß, woher er kommt, und wohin er fährt, und an die Luft, die mich umgiebt, ob ich sie gleich nicht mit Händen greifen kann, wie das Wasser in meiner Badewanne. Eben so glaube ich auch an Euch alle, Ihr großen und eminenten Menschen, die Ihr in der intellektuellen Welt, zuweilen als Engel an den Teich Bethesda kommt, und das Wasser bewegt, damit wir andern lebenssiechen Leser, die wir an seinen Ufern schmachten, hinabsteigen, und alsdann gestärkt davonlaufen können. Ich glaube auch an die Nachwelt und an ihren billigen Richterstuhl, und ich denke, daß dem Werthe manches Mannes, dem jetzo Unrecht geschieht, durch ihr unpartheiisches Urtheil eine ehrenvolle Revision zugetheilt

werden wird. So gut wie Homer und Shakespear müssen gewisse Genien dieser Zeit, noch lange Jahrhunderte fortwirken, sofern die Gemälde, die ihre Schriften ausstellen, eben die richtige Zeichnung und das wahrhafte Colorit enthalten, so man an jenen bewundert.

Dem ohngeachtet zweifle ich, ob die Producte des Witzes und der Kunst, die diese Wirkung hervorbringen, und hervorbringen werden, mit der deutlichen und bewußten Absicht entstanden sind, auf das Zeitalter zu wirken, oder der Nachwelt diesen Schatz nachzulassen.

Ich finde die beiden Musen Klopstocks in einem göttlichen Wettstreit:

»Ich lieb' nichts heißer, als die Unsterblichkeit,
Und jene Palmen! rühre dein Genius
Gebeut er's, sie vor mir, doch faß' ich
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

Und o wie leb' ich! o ihr Unsterblichen,
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o dann, an meine leichte
Fliegende Locke, dein Athem hauchen.

Dies sind sehr schöne, ätherische Gestalten, die im Purpurlichte wandeln. Und doch wünschte ich sie verkörpert zu sehen. Nicht um ihnen den Werth eines Pfennigs an ihrem Ruhme und Glanze zu beschneiden, sondern um die eigentliche Lage des Verfassers in dieser körperlichen Welt zu wissen, als sein Geist dieses Wunderding hervorbrachte. Es würde instructiver sein als zehn dergleichen Pindarische Vorstellungen, und die gaffende Welt würde noch zu innigerer Bewunderung dieser großen Talente gezwungen werden: wenn sie sehen müßte, wie das unerbittliche Schicksal auch die größten Menschen behandelt, die es sich zu Werkzeugen auserkohren hat, seinen Willen zu vollführen. So wie es dem großen Manne nichts benehmen kann, wenn man weiß, daß er in einem Stall geboren ist, und zwischen Ochs und Esel in Windeln lag: so würde auch das Genie dadurch nicht kleiner, wenn der geringfügige Endzweck entdeckt würde, zu dessen Erhaltung er etwas Großes begann. Man kann die edelste Absicht haben, ein ganzes Volk zu beglücken, seinem Zeitalter selbst eine andre Stimmung zu geben, und — doch nur einen Marmontelschen Belisaire, oder eine Ramsaysche Cyropädie zur Welt bringen.

Aber, wenn große Kräfte in Bewegung gesetzt werden, so mag der Endzweck profan, oder heilig sein, es werden allzeit große Resultate davon entspringen. So gar um Geld zu machen, das doch so vielen Leuten das Ekelhafteste ist, das man denken kann, glaube ich, kann Einer, der epische Kräfte hat, ein episches Gedicht hervorbringen. Homer's Absicht war's wahrscheinlich nicht, allein er hatte auch viele andre Absichten nicht, die doch einen Erfolg gehabt hätten, wenn sie in seinem Plane begriffen gewesen wären, z. B. diese, in Kimmerien nach einigen tausend Jahren verstanden, commentirt, und bewundert zu werden. Ob Voltaire sich hätte träumen lassen, daß er von einer Rotte unbärtiger Knaben in Deutschland, die sich für Kinder der Propheten ausgeben, Kahlkopf gescholten würde, weiß ich nicht: aber das weiß ich, daß manches fürtreffliche Product seines Kopfes, das noch lange bei der Nachwelt bleiben wird, wenn diese Knaben vergessen sind, in der unlautern Absicht zur Welt kam, Geld hervorzubringen, und, was noch unlauterer ist, dies Geld sogleich sicher anzulegen.

Ich begreife wohl, wie die Welt, die einmal sieht, was ein Mann von Genie in dem intellektuellen Cirkel für Kräfte bewegt, ihn gerne aus dem physischen ausschließen möchte, aus Furcht, er möchte zu übermächtig werden. Die Apostel sollen, wenn sie auch das Teppigmachen gelernt haben, das Handwerk des Teppigmachens doch nicht treiben, sondern sich schlechterdings vom Evangelio nähren! Allein es sollte einem Manne doch nicht übel ausgelegt werden, zehntausend Verse abzusingen, um eine Pension zu erhalten, so wnig es einem andern verübelt wird, der Urkunden gesammelt hat, um Reichshofrath zu werden. Zumal da bei uns die Leute von Genie kein hohes Alter erreichen, und ihre Reputation nicht über zehn Jahre lang genießbare Früchte trägt. Es bedarf nur einiger Knaben, die sich für Prophetenkinder ausgeben, so glaubt das liebe Publikum, der Mann sei wirklich schon so alt, als ihn die Kinder ausgeschrien haben.

Einem Menschen, der gar nichts weiß, stehen tausend Freuden bevor, die weder er, noch irgend jemand berechnen kann. So ging mirs neulich, als ich las, wie die Londoner Societät entstanden ist. In der treuherzigen Meinung, daß Sie's auch nicht wissen sollten, will ich Ihnen meinen Fund kürzlich entdecken. Joh. Wilkins, der Verf. des Essay towards a Real Cha-

racter and a philosophical Language*), ein presbyterianischer Geistlicher, der gelehrteste Mann seiner Zeit, und Schwager des alten Cromwell, war der Regierung des Richard müde, und sann auf Mittel, die königliche Familie wieder ins Land zu bringen. Er gab daher den ersten Gedanken zu Errichtung eines Clubbs auf einem Kaffeehause, und man bediente sich dieser Maske, als ob man wegen der Wissenschaften zusammen komme, um alle Königlichgesinnte ohne Verdacht zu versammeln, so oft man wollte. Der General Monk und viele Militairpersonen, die wenig mehr als ihren Namen schreiben konnten, waren Mitglieder der Gesellschaft. Anfangs las man zum Scheine etwas von Wissenschaften in der Versammlung vor, nachher besprach man sich von Staatssachen, und vom Interesse der königlichen Parthei.

So weltlich und unkosmopolitisch also auch die Absicht dieser Gesellschaft anfangs war, so besteht sie doch noch auf den heutigen Tag und noch besser, als eine deutsche Gesellschaft der Wissenschaften bestehen würde, die von dem reichsten Churfürsten mit hunderttausend Fl. jährlicher Unkosten, in den menschenfreundlichsten Absichten, gestiftet und unterhalten wäre.

Ich freue mich recht sehr, wenn ich höre, daß Wouvermann seine fürtrefflichen Bilder blos aus Gefühl des Schönen und Liebe, solches nachzuahmen, hervorgebracht habe; daß sie aus seinem Pinsel geflossen, ohne daß er überlegt, was für Ehre und Vermögen dabei zu erringen sein möchte. So unwissend, wie Correggio, über seinen eignen Werth, und doch so reich an Schöpfung, und fleißig im Hervorbringen, — diese Züge verherrlichen seinen Charakter doppelt! — Aber wird Rembrand zum Handwerksmann, weil man weiß, daß ihn die Liebe zum Gelde besaß, und daß wir dieser Schwachheit sowohl seine meisten radirten Blätter, als seine viele Staffelei-Gemälde zu danken haben? Wie viele Bücher, wie viel Werke der Kunst würden wir entbehren müssen, wenn ihre Ver-

*) Dieses Buch ist vielleicht die gescheuteste Encyklopädie, die je, und zwar von einem einzigen Manne entworfen worden ist. Sie ist der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse damaliger Zeit, und es ist noch unbegreiflich, wie ein einziger Mensch so viele tausend Kenntnisse in seiner eignen Ordnung fassen konnte. So gelehrt er war, fehlte es ihm an der behörigen Weltklugheit nicht. Als es Zeit war, verließ er unter der Regierung Carls II. die Presbyterianische Parthei, und ward von diesem zum Bischof ernannt.

fasser weniger wirkliche oder eingebildete Bedürfnisse hätten! Haller ging von Göttingen weg, weil er seine Einrichtungen so gemacht hatte, daß er dort nicht leben konnte. Er ging in sein Vaterland, um eine von den ersten Landvogtheien zu erhalten. Hier fiel er aus, und da die Rathhaus-Ammansstelle ledig ward, stellte er sich zum Spaß mit zum Candidaten aus, in Hoffnung, daß ihn auch hier die Kugel nicht treffen würde, wie das erstemal. Allein diesmal suchte sie ihn, und er nahm diese geringe, jedoch einträgliche Stelle an. Wäre er sogleich Landvogt von Lausanne oder Arau geworden, er würde wahrscheinlich seinen ersten aphoristischen Styl beibehalten, und wir würden so viele voluminöse, aber treffliche Werke von ihm nicht aufzuzeigen haben.

Wie viele Compositionen von Rubens würden wir entbehren müssen, wenn nicht dieser Mann so vieles Geld zu seinem Marstall und zu seiner Tafel nöthig gehabt hätte? Er lebte, wie ein Fürst, und also war es ihm erlaubt, hierzu die Welt ein wenig contribuabel zu machen, und die Fabriken von Gemälden anzulegen, die man heutzutage, in allen Gallerien von Europa, die Rubensische Schule nennt.

Ueber
die letzte Gemälde-Ausstellung in **

Ich bin Ihnen, mein Herr und Freund, die Nachricht von der letzten Gemälde-Ausstellung zu ** noch schuldig. Es war, die letzten vierzehn Tage über, ein angenehmes Schauspiel, zu den bestimmten Stunden alle Stände dieser zahlreichen Stadt nach und nach und unter einander erscheinen zu sehen. Bei dieser angenehmen Mischung bemerkte man mitunter die verschiedne Art zu leben und sich zu kleiden; und ich muß gestehen, mein Begriff von der großen Einförmigkeit unsrer Sitten hat sich um vieles dadurch berichtigt. Man hielt sogar gewisse Stunden; und gewisse Stände begegneten einander beinahe gar nicht. Alle Leute von Ansehn widmen zu dergleichen Zerstreuungen gemeiniglich die Vormittagsstunden, und zwar ehe sie an ihre Toilette gehen; und die meisten Personen bürgerlichen Standes wählen daher den Nachmittag dazu. Da nun der Mittag beim Adel beinahe noch nicht eingetreten ist, wenn diese lange abgespeist haben, so sitzen jene kaum bei Tische, wenn diese längst zum Ausgehen geschickt sind. Es traf sich aber doch bisweilen, gegen Abend, daß die brillanten Herren vom Hofe, wenn sie von der Aufwartung entlassen waren, doch noch auf der Gallerie nachsehen konnten, was sich für hübsche Bürgermädchen indessen eingefunden hatten.

Mir gefiel insbesondere die Wohlhabigkeit des Mittelstandes, und die Sobrietät sich zu kleiden, ungeachtet der großen Ebbe und Fluth unsrer Moden. Ich bemerkte noch unter den reichen Kaufleuten dicke Peruquen, rothe Nasen und rothe Ohren, lange Westen, schwarze Strümpfe bei farbigten Beinkleidern, und was der-

gleichen gute Kennzeichen mehr sind, welche wahrnehmen lassen, daß man noch nicht ganz mit dem Strome schwimmt. Unsre Offiziers, Pagen und Kammerjunker waren auch nicht so ganz bunt. Sie sahen zwar mehr nach den Bürgermädchen, als nach den Skizzen die an der Wand hingen, und zischelten sich einander französisch ins Ohr, wie diese so gar freundlich wäre, jene so übel marschirte, und die andre ihre Hände so gar weit vorwärts trüge. Indessen thaten sie doch alle, als wenn sie in der Jugend zeichnen gelernt hätten, unterhielten sich mit dem Herrn Gallerie-Inspektor über dies und jenes Gemälde, fragten bescheiden nach dem Meister, und lockten dadurch einem alten Professor, der lange in Italien gewesen war und gern erklärte, manche lange Tirade von Kunstwörtern ab. Sie blieben zwar alle um den Propheten stehen; der Eine sah aber auf seine Schuhschnallen, ein Andrer an den Plafond und der Dritte guckte ins Kamin, wie das Feuer so schön brannte.

Ich konnte anfangs nicht begreifen, warum die geistlichen Gegenstände alle so kalt aufgenommen wurden, und ich war so gutmüthig zu glauben, die Schuld liege daran, daß die meisten Einwohner der Stadt Protestanten wären. Ich sahe aber bald recht gute Katholiken eben so gleichgültig vorüber gehen. Der französische Gesandte mit seinem Neveu, einem jungen Herrn von sechszehn Jahren, fand eine gute Copie nach einer Raphael'schen Madonna höchst ridicül, und ihre Stellung äußerst agnès. Und da der Neveu bemerkte, daß er die fille aux œufs cassés von Mr. Greuze weit artiger fände, so war die Antwort: Vous avez raison, mon ami, cela parle au moins aux sens.

Die Studenten von L. blieben alle vor zwei Portraiten von Mendelsohn und Rammlern stehen, die nach Graf copirt wurden.

Der alte Oberstallmeister von G. fand eine Reitschule von einem jungen Menschen, der nie etwas zu Stande bringen wird, vortrefflich, weil das Pferd gehörig mit der Croupe an der Wand ging, und die Hand des Reiters mit der Wade in dem wahren Verhältniß stand. Hingegen war einer der schönsten Wouvermanns in der Gallerie von dem jungen Müller da, wo die Copie beinahe die Gegenwart des Originals vertragen konnte. Das Flaue der Landschaft, die große Harmonie des Colerits, die sanften Uebergänge, alles ward übersehen, und man blieb dabei, daß die Pferde für Jagdpferde unbeholfne schwere Geschöpfe wären.

Eine Scene wünschte ich Ihnen wiederzugeben, so wie ich sie erlebt habe. Allein ich zweifle, ob es mir glücken wird. Den letzten Tag der Ausstellung kam die alte Gräfin von R. an, und hatte einen Abbé, einen Castraten, und zwei junge Fähndrichs in ihrem Gefolge, die eben aus den Cadets entlassen waren. Sie war so munter gekleidet, als ob sie Annette mit Lubin vorstellen sollte, und von hinten war sie für Jedermann eine angenehme Illusion. Der Abbé führte sie sogleich vor eine Dame, die allgemein bewundert ward, und setzte ihr den Stuhl. Sie nahm Platz und die Conversation über das Stück begann. Da die Dame ganz nackt war, so gab der Abbé zu bemerken, daß wenigstens gegen das Costüme nicht gefehlt wäre. Die Gräfin that anfangs, als ob sie den indecenten Anblick nicht ertragen könnte; sie nahm aber eine tüchtige Prise Taback, und ihre Augen fanden sich nunmehr gestärkt. Der Castrate, ein dicker, hübscher Mann, behauptete: daß er nie bemerkt hätte, daß eine Donna den goldnen Regen in einer so kalten Stellung erwartet hätte, und der rechte Fuß stehe, als ob sie sich die Nägel wollte schneiden lassen. Der Abbé fand sie überhaupt zu weiß, und sagte den Fähndrichs ins Ohr, daß sie hier ihre Imagination verdürben; er wisse wohl, was man dem Ideal eines Künstlers zugeben müsse, mais qu'il n'était pas permis d'être si blanche même en peinture.

Die Gesellschaft ward durch den alten dicken podagraischen Leibmedicus vermehrt, der wie ein Luchs überall umherschlich, um, wo er ein Fleckchen nacktes Fleisch erblicken konnte, seine Augen zu weiden. Er stand mit der ganzen Gruppe in der genauesten Bekanntschaft, und sie sahen ihn in zeitlichen Dingen als ihren Mentor an. Man appellirte an ihn, als an den exclusiven Richter über die Lehre von den Muskeln. Er nahm sein Glas, und declarirte heilig, daß hier die größte Ignoranz herrsche, und daß nicht die Hälfte der Muskeln angegeben wären, wie sie sich in der Natur zeigten.

Der Gallerie-Inspector ward aufmerksam, trat herbei und machte einige Einwürfe. Er sprach von der Schönheit und Größe der Formen, wie dies oder jenes unter diesem Augenpunkte nicht erscheinen könne, von der nöthigen Verkürzung u. s. w. Der Leibmedicus aber legte seinen Stock an und wies ihm alle Muskeln des Unterleibes auf lateinisch. Die Scene endigte sich auf Kosten

beider; die Gräfin stand auf, gab dem jüngsten Fähndrich den Arm, und der Abbé und der Castrate waren eins, que pour jouir, il ne fallait ni de la Mythologie, ni de l'Optique.

Die Gesellschaft verlor sich diesen Tag zeitiger als gewöhnlich, weil die lebensgroßen aus lauter kleinen Muscheln verfertigten Puppen sollten eingepackt werden, die der Bambergische Künstler auf die Messe gebracht hatte, und deren Ankunft nicht zeitig genug war bekannt worden. Es stürzte also Alles aus der Gallerie, um diesen letzten Augenblick noch zu nutzen, besonders weil der König von Preußen zu Pferde darunter war.

Ich fand in einem Nebenzimmer meinen Vetter, den jungen Schle..l noch zurück, der mit dem Obristlieutenant unter der Garde, dem jungen Grafen von W. in einem eifrigen Gespräche begriffen war. Dieser junge Mann verspricht einen der eminentesten Künstler seines Vaterlandes. Der Hof hat ihn einige Jahre in Italien unterhalten; allein da seine Zeit vorbei ist, so mußte er so gut wie ein anderer Convictorist nach Hause kommen. Die Zeit ist nur auf zwei Jahre bestimmt; und wenn diese um sind, so tritt ein Andrer ein, grade so, wie die Schildwachen an den Thoren wechseln. Es ist alsdann nicht die Frage, ob derjenige, der abgerufen wird, nicht verdient hätte, zehn Jahre auf Kosten des Hofes zu studiren und derjenige, der ihm folgt, nicht besser gethan hätte, ein Rath, oder ein Holzhacker zu werden. Genug, die Zeit ist da, und die Verordnung lautet.

Alle jungen Leute seines Alters beneiden ihn, obgleich er das elendeste Leben führt; Jedermann will von ihm portraitirt sein, und das Geld fliegt ihm von allen Seiten zu. Er verlangt aber kein Geld, sondern nur Muße zum Studiren. Dies ist freilich für Viele ein unbegreifliches Ding. Er wäre mit einer Kapuzinerkleidung und auch mit Kapuzinerkost zufrieden, wenn er nur in Italien, mitten unter den größten Werken der Kunst, leben könnte.

Diese Stimmung giebt ihm einen Mißmuth, der sich über sein ganzes Aeußere verbreitet, und seine Urtheile werden daher kaustisch, scharf und oft einseitig.

Ich trat eben herzu, als mein Vetter an dem Ende einer langen Tirade war. Er bewies dem Grafen, der ein guter, kalter, aufgeklärter, mathematischer Kopf ist, daß man die Schönheit nur in Italien und Griechenland — kurz, unter einem viel mil-

dern Himmel, als diesseits der Alpen suchen müsse. Dem Grafen stand diese Behauptung nicht im mindesten an, und er war der Meinung, die Natur sei überall dieselbe in ihren Kräften. Das gebe ich Ihnen zu, versetzte ihm mein Vetter heftig, daß es möglich ist, daß eine Niobe auf der Insel Rügen erzeugt werde. Aber die Frage ist, ob man sie so leicht da, wie auf der Insel Sicilien finden wird, wo sie mir vielleicht alle Abende bei einer Quelle am Fuße des Aetna begegnen kann? — Ein Setzling von der Traube von Schiras, wird bei Naumburg und Meißen Wurzeln, Blätter und Knospen gewinnen, aber nichts als — Meißner und Naumburger Wein geben. Gerade so ist's mit dem Menschen.

Die Erfahrung bestreitet Ihren Satz, versetzte der Graf: der Weinstock gehört nicht unter jeden Himmelsstrich, aber der Mensch unter alle, weil er unter allen fortkommt.

Gerade das läugne ich, fiel Schle..l ein. So wenig als das Wein ist, was die Naumburger Wein nennen, so wenig sind das Menschen, was man an so vielen Orten Menschen zu nennen beliebt. Sie treiben Wurzeln, Blätter und Knospen, aber sie werden nicht reif zum Genusse und zur Freude des Lebens. Wer wird ihrer begehren? Wer wird sich mit ihnen berauschen?

Diese Gestalten waren es, die Winkelmann wie Furien nach Italien zurückpeitschten, und seine Angst, sie zu sehen, läßt sich nur von demjenigen begreifen, der an das Bessere gewöhnt ist. — Kurz, Ihnen ein höchst begreifliches Beispiel zu geben, gehen Sie nur alle unsere Madonnen hier auf der Gallerie durch, wie Sie sie in den verschiedenen Schulen finden. Die von Albrecht Dürer und seinen Zeiten sind wie gute Metzger- und Beckerweiber, wie sie Sonntags zur Kirche gehen; die von den Franzosen, wie ihre Weiber, wenn sie an der Toilette sitzen, oder wie schlaue Bauernmädchen, die die Niaise in ihren Operetten vorstellen sollen. — Nur die Italiener stellen Gestalten voll Unschuld, voll Seele, und tiefen Gefühls dar.

Ich muß Ihnen gestehen, fiel der Graf ein, Sie citiren hier Beispiele, die ich so gradezu nicht passiren lassen kann. Ich verstehe nichts von der Kunst, aber ich rede nach meinem Gefühl. Und von Menschengestalten zu urtheilen, dünkt mich, darf man nur ein Mensch sein. Alle Ihre italienischen Gemälde widerstehen mir. Es ist so was Schwarzes, Unklares, Guindirtes, Gemachtes

darin. Ich muß Ihnen sagen, eine Madonna von Grundmann ist mir lieber, als die von Leonardo da Vinci, die wir hier vor uns haben.

Ich freue mich, versetzte ihm mein Vetter, über Ihre Aufrichtigkeit. Dieser Ihr frei eingestandener Stumpfsinn (erlauben Sie, daß ich's so nennen darf), Herr Graf, ist mir lieber, als wenn Sie mir in einem Schwall übel zusammengereihter Kunstwörter ein lügenhaftes Gefühl hätten weiß machen wollen. Gott erhalte Sie in Ihrer Ehrlichkeit, aber nicht in Ihrem Glauben über das Schöne, der wirklich noch einige Aufklärung, und zwar zu Ihrem eignen Besten, bedarf.

Da Sie so gutmüthig an meiner Aufklärung arbeiten wollen, so muß ich Ihnen allerdings, versetzte der Graf, eben so viel Intoleranz zu Gute halten, wie andern Bekehrern. Und damit ich Ihrem Eifer Ehre mache, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich äußerst verderbt bin. Sollten die Augen des Künstlers die einzigen sein, die nur sehen könnten, was der Schöpfer zur Liebe und Anerkennung für Alle ausgesetzt hat? Ich gebe Ihnen zu, daß Sie an einem Kunstwerke mehr genießen, als unser einer. Sie gehen dem Meister in allen seinen Wegen nach. Sie genießen das, was man plaisir réfléchi nennt. Sie sehen's entstehen, kommen; Sie setzen sich an des Meisters Stelle, vergleichen, wie Sie's gemacht hätten, wie es Andre gemacht haben würden, und wie es schon längst gemacht, oder nie gemacht worden. Aber das Vergnügen des Eindrucks, des Anblicks haben Sie nicht mehr als wir; oft gar minder als wir; weil sich in Ihre Urtheile so viel Conventionelles mischt, wovon wir glücklicherweise nichts wissen. Wir, als freie Naturmenschen, genießen, ohne alle Vergleichung, ohne allen Verdruß, und sind zufrieden mit dem, was wir vor uns haben.

Verzeihen Sie, Herr Graf, fiel ihm Schle..l ein, daß ich Sie hier unterbreche. Ihre Zufriedenheit mit dem Objecte der Kunst, das Sie vor sich haben, beweis't nicht mehr die Güte des Werks selbst, als die Zufriedenheit des Naumburger Bürgers die Güte seines Weins beweis't. Und wollten Sie den für nichts anders, als intolerant halten, der am Cap oder in Sicilien bessern Wein gekostet hätte?

Sollten wir, die wir unser ganzes Leben auf die Erforschung

des Schönen in allen seinen Theilen verwendet haben, mit allem unserm guten Willen, bei gleichen Talenten, nicht auch schärfere Sinnen erhalten? Man glaubt immer, unser Ideal sei ein Hirngespinst, weil wir dessen Anerkennung Andern nicht sogleich mittheilen können; und es ist ein Resultat von so vielen jahrenlangen Erfahrungen und Beobachtungen, — die Andre nicht gemacht haben, — die man uns aber nicht abläugnen kann, daß wir sie gemacht haben. Die hohe Schöne ist leider ein Abstractum, das der Schöpfer nicht über den ganzen Erdboden mit gleich freigebiger Hand ausgestreut hat, aber sie wäre auch das Göttliche nicht, das wir in ihr verehren, wenn sie, wie Wasser zu jedem Gebrauche bereit stände, und so verschwendet werden könnte.

Ich muß glauben, versetzte der Graf, daß die Künstler eine Art von Inspirirten sind, deren Sprache Niemand begreift, der nicht in ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich mich vor einigen Jahren in dem Antikensaal in Mannheim befand, wo mich der Maler Müller herumführte. Ich sah wohl einen Unterschied unter dem Hercules Farnese und unter dem Apollo. Allein, da er mir das Charakteristische von dem Körper des Antinous und des Apollo erklärte, sah ich nichts mehr, als die Verschiedenheit ihrer Stellungen. Eben so ward mir's, als ich das Schöne in dem Borghesischen Fechter von dem im sterbenden unterscheiden sollte. Ich half mir am Ende damit, daß ich das auf seiner Seite für Phöbus hielt, was es nur mir war, weil ich's nicht verstand.

Dies ist so oft unser Fall, fiel Schle..l ein, wenn mir mit den Laien von der Kunst reden. Der Botaniker passirt doch für keinen Inspirirten, wenn er Geschlechter und Arten, und Zeugungstheile sieht, wo Andre nur Gras und Unkraut erblicken; und uns will man nicht erlauben, daß wir durch lebenlanges Studium etwas erworben hätten, was Andre nicht besitzen.

Schle..l war eben im Begriff eine lange Declamation zu beginnen, als ich näher trat und ihn erinnerte, es sei Zeit, daß die Thüren geschlossen würden. Der Aufwärter, der nichts davon hatte, und im Saal fror, hatte mich schon verschiedenemal angegangen, daß ich der Unterredung ein Ende machen sollte. Der Hofmarschall (zischelte er) ist ein accurater Mann, und wenn sie sich bei Hofe zum Spiel setzen, und er hier vorbei nach Hause

fährt, und sieht, daß die Läden offen stehen, so habe ich's nachher auszubaden. Er weiß aus dem Thorzettel, daß jetzo kein Fremder in der Stadt ist, der die Gallerie sehen will. Die beiden Unterredner ließen sich's gefallen aus dem Saal zu treten, allein auf der Treppe setzten sie ihre Materie fort, und merkten im mindesten nicht, daß überall die Lichter brannten, und es hohe Zeit zum Gehen war.

Als mein Vetter und der Graf die Treppe hinunter auf den großen Gang gekommen waren, wollte ich mich von ihnen scheiden. Bleiben Sie, fing der Graf an, noch einen Augenblick, und sein Sie Zeuge, ob mich Ihr Vetter bekehrt oder unbekehrt nach Hause schickt.

Auf dem Gange hingen ein paar große Stücke von Chevalier Liberi und Rosa da Tivoli, wovon das letztere besonders sehr nachgeschwärzt hatte. Die Lampe, die den Gang erleuchtete, that dem Bilde noch mehr Schaden, indem sie gerade ihr Hauptlicht auf die schattigen Parthien warf. Der Horizont war sehr hoch gewählt, und wir standen sehr tief, folglich war die Wirkung doppelt widrig. Sie müssen mir doch eingestehen, fing der Graf von neuem an, daß dies keine Natur ist, was uns so viele Herren Italiener dafür verkaufen wollen; so colorirt die liebe Sonne die Gegenstände nicht. Das ist ja Alles, als wenn's in Kienruß ersoffen wäre. Wahrheit! Wahrheit! meine Herren, auch in der Kunst, auch bei der Nachahmung des Schönen, und wenn sie mir diese zeigen, so bin ich der Erste, der sein Knie davor beugt.

Auch ich bin Ihrer Meinung, fing mein Vetter an: Ich lechze so sehr nach Wahrheit, als der strengste Philosoph. Aber woher wird sie kommen? Aus den Händen Ihres großen Urhebers selbst, oder wird sie uns durch Menschen zugebracht? Und so lange dies ist, wird sie von der Farbe des Mediums annehmen, wodurch sie gegangen ist. Was haben Sie in Ihrer Philosophie selbst mehr als Systeme? Wo haben Sie eine Wahrheit, die nicht hieße Leibnizens oder Newtons Wahrheit? Dieser Fall paßt nicht, versetzte der Graf. In der Philosophie beschäftigt man sich mit intellectuellen, unsichtbaren Gegenständen, und ihre Beziehung muß allerdings mangelhaft ausfallen. Aber bei der Kunst hat man mit lauter Dingen zu schaffen, die in die Sinne fallen. Man macht nichts, als was man sieht.

Und glauben Sie, Herr Graf, fing mein Vetter an, daß das Sehen sobald gethan ist? Das Sehen ist bei uns Künstlern, was die Kunst zu leben bei den Menschen überhaupt ist. Mancher geht aus der Welt, ohne je gesehen zu haben, mancher sieht halb, mancher wird blind und stirbt darüber.

Der Graf. Das will ich Ihnen wohl gerne glauben, daß Mancher nur halb sieht: denn woher käme sonst die wunderliche, abenteuerliche Art zu coloriren und zu zeichnen aller dieser Schulen? Wenn ich in eine Gallerie trete, so ist's mir wie eine Sprachverwirrung bei dem Thurmbau. Immer die Abbildung desselben menschlichen Geschöpfs, und das in so mancherlei Begriffen von Schönheit, so vielen Manieren, daß man tappt und tappt, um am Ende zu wissen, welche die beste ist.

Schl. Bei großen Meistern ist keine die beste, sondern sie sind alle gut.

Der Graf. Die Wahrheit ist immer dieselbe, und zu ihr muß nur ein Weg führen, und das ist der kürzeste.

Schl. Und so bald einer ein großer Meister zu heißen verdient, so hat er diesen kürzesten Weg gefunden, aber zu seiner Zeit und auf seine eigne Weise.

Der Graf. Und so wäre denn das Colorit von Rubens, von Titian, von Rembrand, von Spagnolett, von Guercino alle Eins und gleich gut, gleich natürlich? Ich wäre sehr neugierig, zu sehen, wie Sie mir dieses erklären wollten.

Schl. Einem Künstler würde ich's sehr leicht begreiflich machen, aber nicht sowohl einem Laien. Verzeihen Sie mir, mit Ihnen muß man immer wieder von dem A B C anfangen, wenn man sich verständlich machen will, und ich habe mein A B C so lange her schon gelernt.

Der Graf. Und daher vielleicht schon wieder verlernt.

Schl. Das nicht: aber ob ich gleich noch lesen kann, so fehlt mir vielleicht die Gabe, es Andere zu lehren.

Der Graf. Diese Gabe mag vielen Ihrer Mitbrüder fehlen.

Schl. Vielleicht, und es hat auch nicht viel zu bedeuten. Es ist eine Schulmeistergabe. Man kann auf die Nachwelt kommen, ohne sie zu besitzen, und man will überhaupt die Anmerkung gemacht haben, daß diejenigen, die am besten schwatzen,

am schlechtesten arbeiten. Ist es in der Wissenschaft nicht auch so, Herr Graf?

Der Graf. Es ist möglich. Aber wieder auf Ihre Behauptung zu kommen, wie getrauen Sie mir das darzuthun. — Alle Manieren seien gut? Manier ist keine Natur.

Schl. Ja wohl, so wenig Leinwand und Farbe Fleisch ist, und Züge von Linien Körper sind. Sie ist das Suppositum, sie ist das Phantom der Natur. Und mehr versprach wohl der Künstler nicht zu geben, als Phantom.

Der Graf. Das ist eine traurige Wahrheit, die Sie mich zu lehren suchen.

Schl. Und suchen Sie mehr in der Kunst, liebster Herr Graf, so war's eine falsche Prätension und dafür müssen Sie büßen.

Die Natur ist unerschöpflich in ihren Werken, aber nicht der Mensch. Seine Kräfte sind eingeschränkt, mangelhaft und gebrechlich, warum sollten es die Producte nicht sein, die durch diese Werkzeuge hervorgebracht werden? Die Kunst im Ganzen ist so gut ein Ocean als der Inbegriff der Wissenschaften auch. Man hält schon den für einen großen Gelehrten, der in Einem Fache etwas geleistet hatte, warum nicht in der Kunst? Und man behauptet, daß gewisse intellectuelle Talente nur auf Kosten und Vernachlässigung von andern erworben werden: warum will man dieses traurige Vorrecht bei dem Künstler nicht gelten lassen?

Der Graf. Also soll ich das für ein gutes Werk erkennen, daß zum Beispiel herrlich gezeichnet, aber elend colorirt ist?

Schl. Das nicht. Aber Sie sollen dasjenige bewundern, wo Ein Theil der Kunst im höchsten Grade erreicht ist, und wo andere Theile diesem untergeordnet sind.

Der Graf. Es wäre aber doch besser, wenn alle Theile gut erreicht wären.

Schl. Freilich wär' es besser, wenn der Mensch ein Gott wäre. Aber da dieses eine Lästerung ist, so wollen wir uns mit dem begnügen, was er sein kann. Wer nach allen Endzwecken jagt, erreicht keinen. Nun muß man fragen, ob der Künstler den Endzweck erreicht habe, den er sich vorsetzte: und alsdann ist er, wenn dieser einzige Endzweck der Kunst entspricht und würdig ist, ein großer Meister. Wenn Rubens eine Göttermahlzeit darstellt,

so fordern Sie von ihm doch nicht die Wahrheit des Fleisches von van Dyk? Aber Sie werden diese Wahrheit mit Vergnügen wieder finden in einem Gemälde, wo Niemand als er, seine Frau und Kinder und sein Hund stehen sollten.

Der Graf. Ich merke den Gang, den Sie mit mir nehmen. Ich soll alle ihre verschiedenen Secten in der Kunst respectiren, wie die Secten in der Philosophie.

Schl. Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, insofern jede Secte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bei uns hat ihren eigenen Endzweck, so wie jedes Jahrhundert den seinigen hat, und jeder Meister hat nach seinen Kräften, Fähigkeiten, Organen seinen besondern. Und haben Sie diesen ausfindig gemacht, und beurtheilen ihn dennoch, so ist Ihre Kritik gerecht.

Der Graf. Ich weiß gar wohl, was Vergleichung für ein schädliches Ding ist, und wie man auch dem größten Verdienste dadurch eine tödtliche Wunde schlagen kann. Aber davon wimmelt's in allen Kunstbüchern, in allen Beschreibungen von Italien, in Kritiken von Gemälde-Ausstellungen, raisonnirenden Catalogen von Gallerien u. s. w.

Schl. Man würde von diesem Uebel nichts wissen, wenn diese Bücher von Künstlern geschrieben wären. Aber so schreiben sie sich von dem amphibischen Geschlechte der Kenner her, die weder auf dem Wasser noch auf dem Lande leben können. Alle Künstler sind tolerant in ihren Urtheilen, grade weil sie wissen, was man leisten kann.

Der Graf. Wir wissen's freilich nicht. Aber könnte man's uns nicht lehren, wenn Ihre Künstler schreiben wollten?

Schl. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich kann mir nicht helfen, Sie kommen mir hier vor, wie der letzte König von Preußen.

Der Graf. Erklären Sie sich deutlicher, worin besteht das, was ich mit diesem sonst großen Manne gemein haben soll?

Schl. Wenn Sie Geduld genug haben, will ich es Ihnen erzählen. Sie wissen doch, daß er Wolfen aus dem Lande trieb, weil ihm bösmüthige Leute glauben gemacht hatten, Wolf lehre die Harmonia præstabilita, und das sei die Ursache, warum die Bursche desertirten. Als er nachher seinen Irrthum einsah,

und ihm einer seiner Minister bewiesen hatte, Wolf lehre die Kunst zu denken; so rief er aus: Er soll wieder kommen, und er soll Brod bei mir haben. Meine Pagen und Cadets machen so dumme Streiche genug, er soll ihnen die Kunst zu denken lehren. Sogleich werden sechs maitres de Logique angesetzt, um die Pagen denken zu lehren, und aus diesen maitres entstanden die Professoren im Cadetten-Hause, wovon Rammler wirklich noch Einer ist.

Der Graf. Ich begreife das medium comparationis. Sie fürchten, wir würden so gut sehen lernen, als die Pagen vernünftig wurden.

Schl. Warum das nicht, wenn Sie es anders anfingen, als die Pagen? Wenn Sie einen Theil Ihres Lebens so gut dem mechanischen Unterricht, und der mechanischen Praxis widmen wollten, als wir es thun mußten; wenn Sie unsre Schulen besuchten, sich auf unsern Bänken niederließen, und Kinder mit unsern Kindern würden. Einige von ihnen haben es gethan, und sie sind uns dadurch doppelt ehrwürdig geworden. So wie Cochin und Falcount schreiben gelernt haben, haben jene zeichnen gelernt, und wenn Caylus, und Hagedorn diesem ihrem Maaß von Kenntnissen gemäß über Werke der Kunst urtheilen, bleiben sie uns würdige Lehrer. Aber sie müssen aus diesem Cirkel nicht herausgehn. Haben Sie z. E. nicht lebenslang in der Kunst des Colorits, so gut, wie wir, vergebliche Versuche gemacht: so wird Ihr Rath hierüber zu kurz fallen; Sie werden, statt in die Materie, um dieselbe herumgehen, und was so viele Richardson's und ihres gleichen gethan haben, einseitige Urtheile für Orakelsprüche verkaufen.

Der Graf. Erklären Sie mir aber doch die Wuth so vieler Kunstkenner, so vieler Gemäldesammler, die keinen Strich zeichnen können.

Schl. Es ist eine blinde Wuth, Herr Graf. Es ist ein Fieber, das kommt und vergeht, ohne daß diejenigen, die es nähren, wissen, wie's zugegangen ist. Es ist außerdem ein epidemisches Fieber. Es muß in der Luft liegen, denn es könnte sonst nicht so viel ganz heterogene Menschen ergreifen. Wir können seinen Gang mit Gelassenheit ansehen, denn es befördert in Etwas den Umlauf der Kunstwerke; und so wie die blindeste und thörichteste Religion die Verehrung des höchsten Wesens darstellt,

so ist auch dieser Köhlerglaube immer eine Apotheose des Verdienstes. Zum Glück, daß es meist reiche Leute trifft, die durch Erbe, Betrug oder Gewalt das Theil ihrer Nebenmenschen mit Unrecht verprassen. Und so hat ein höheres Wesen dafür gesorgt, daß sie durch die Liebe zur Kunst einen großen Theil davon wieder geben müssen, und das dünkt mich gut.

Der Graf. Aber was halten sie von den Mäklern, von den sogenannten Procurateurs, in allen Ständen?

Schl. Erinnern Sie mich nicht an diese elenden Geschöpfe. Ich sahe neulich die berühmte Stapelia in ihrer trefflichen Blüthe. Ihre Zeit dauert wie sie wissen, nur wenige Stunden, aber kaum hatte sie sich entfaltet, so war die häßliche Fleischfliege da, und verunreinigte sie mit ihren Liebkosungen.

Einige Bemerkungen
wie eine Kupferstichsammlung anzulegen.

Sie verlangen von mir einige Kautelen, wie man mit Nutzen eine Kupferstichsammlung anzulegen habe. Grundsätze helfen hier nicht; allein das Gefühl des Schönen, ein durch eignes Zeichnen geübtes Auge, thut's auch nicht allein. Es gehört schlechterdings Zeit- und Geldverlust mit dazu. Auch hier heißt es: ohne Schaden lernt man nichts. Es giebt leider sehr viele Sammler, die schlechte Kenner sind; allein ich habe noch wenige Kenner gesehen, die nicht Sammler gewesen wären, es sei nun auf ihre eigene, oder auf großer Herrn Rechnung. Um das beste in jeder Art zu haschen und habhaft zu werden gehört ein sehr eifersüchtiges Auge dazu, um nach und nach das Verdienst, nicht allein jedes einzelnen Blatts, sondern jeder einzeln Qualität von Abdrücken nachzuspähen, und dieß ist, ohne eignen Besitz, beinahe nicht möglich. Wie viele alte und junge Kenner streifen jährlich nicht die Kunstkabinette von Europa durch, und wie wenige kommen mit erleuchteten Augen zurück? Es sind wenige Reisende, die nicht die Sammlung des Hrn. von Leyden und Vlaardingen in Leyden gesehen haben, die in den Artikeln Rembrand und Berghem alle Kabinette der Könige und Fürsten beschämt; und doch scheints wenig eklen Geschmack verbreitet zu haben. Freilich bleibt auch in schlechten Abdrücken der großen Meister noch so viele wahre Schönheit zurück, daß sich leicht ein warmer Liebhaber damit befriedigen läßt. Der ganze Umfang ihres Genius, die höchste Stärke ihres Abdrucks, und gerade das Individuelle in den kleinsten Theilen, worauf jeder Compositeur so stolz, daß er Blut weinen möchte,

wenn das geringste Jota davon verkannt wird — dieß ist nur in ganz wenigen Exemplaren zu finden — und es vorher errathen ist unmöglich, wenn man's nicht gesehen hat. Allein um es sehen zu lernen, muß man die ganze Litaney der Kopien und schlechten Abdrücke durchgegangen haben, sonst wird man nicht aufmerksam darauf.

So wenig man sammeln soll, ohne zu studieren, so wenig läßt sich studieren ohne Sammeln, weil dieses so zu sagen der Zunder oder das Zeug ist, ohne den das Feuer keine Nahrung hat.

Es ist allerdings eine Thorheit, wie Herr Fueßlin sagt, blos ein Blatt haben zu wollen, weil es selten ist. Allein kennen muß ich die seltnen Blätter so gut wie die Münzsorten, weil sie eine Waare sind, die ihren einmal angenommenen Werth hat. Man besitzt oft etwas lange, dessen imaginairen Werth man nicht kennt, vertauscht es endlich an einen Händler gegen etwas wesentlich Besseres, und verliert doch 2—300 Procent vom Kapital, wenn's als Waare auf den Markt gebracht wird. Es ist dem wahren Kenner freilich sehr gleichgültig, ob in Rembrands Hochzeit des Jason und der Kreusa die Dame ein Häubchen oder eine Krone aufhat, wenn nur der Abdruck gut ist; allein der Eine gilt oft 7 und der Andere 70 fl., und das ist nicht gleichgültig. Ein guter Abdruck von Rembrands großem Koppenol ist mit dem schwarzen Grund oft für 3 Ld'or. zu erhalten; allein derselbe Koppenol mit dem weißen Grund ist schon mit 4 bis 500 fl. bezahlt worden, und im Februar dieses Jahrs legte ein Kenner in Paris 1400 L. dafür auf den Tisch, damit er nicht in den öffentlichen Ausruf kommen möchte. Johann Lutma ohne Fenster und mit dem Fenster ist sehr verschieden im Preis. Ob der Pferdeschwanz im Samariter weiß oder schwarz ist, darüber müssen ebenfalls die Ducaten entscheiden u. s. w. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Liebhaber, der die gehörige Kenntnisse hätte, ein Verzeichniß ans Licht gäbe, worin dasjenige, was in den Kunstwerken jedes berühmten Meisters das Seltene ist, angemerkt wäre; so wie eine Scala der verschiedenen Preise, zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern. Manche Kunstwerke sind in ihrem Preise gefallen, manche sind gestiegen, und manche steigen noch. So sind wenige Blätter von Lucas v. Leyden ehemals in Amsterdam, wie man noch die Urkunden davon hat, zu einem unglaublichen Preis bezahlt

worden, die jetzo bis auf ihren natürlichen Werth gefallen sind. Albrecht Dürers Werke haben in England noch vor Kurzem im Preis noch außerordentlich gewonnen. Rembrands Blätter steigen täglich, und das Hundertguldenblatt, dessen gute Abdrücke 1750 nur zu 20 bis 39 fl. standen, ist bis zu 40 Ducaten gestiegen; ebenso Berghems Blätter. Wille hat bei seinen Lebzeiten noch zuweilen die Befriedigung, daß ihm selbst sein Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er seinen Comte de S. Florentin, den er für 12 L. weggab, jetzo mit 100 Livres und mehr für die Liebhaber aufzukaufen genöthigt ist. In Holland stehen die Berghems im Preise am höchsten. Die kleinen und unbeträchtlichen Blätter von Rembrand bezieht man daher um ein sehr Billiges: allein die Kapitalblätter dieses Meisters sind dort am theuersten, hingegen von einer außerordentlichen Güte. Die Mark Antonio's und alle italienischen Meister sind in Paris gegen Amsterdam in hohem Preis, die Berghem aber von daher billiger, und auch zuweilen gute Rembrands um ein mäßiges Geld zu erhalten. Die Callot's sind in Amsterdam beinahe für Nichts geachtet, wenn man die Pariser Preise dagegen hält. Ueberhaupt scheint in Holland das Verdienst der Haltung, in Paris wie in Italien mehr das Talent des Ausdrucks geschätzt.

Das sicherste Mittel sich für Schaden zu wahren ist ohnstreitig dieses: daß man anfangs auf nichts als auf Erhaltung von Probdrücken streng halte. Es ist wahr, die ersten Abdrücke nach den Probdrücken, oder die sogenannten anciennes Epreuves geben den erstern an Güte nichts nach. Allein ehe man die ganze Kraft und die höchste Schönheit eines Blatts genau kennt, darf man sich mit unsichern Exemplaren nicht abgeben, zumal bei auswärtigen Commissionen, wenn man die Treue und Ehrlichkeit der Leute noch nicht erprobt hat, mit denen man zu thun bekommt. In gewissen Werken, wie bei dem Artikel Vischer und Suyderhof, circuliren gemeiniglich unter den Händlern nichts als gemeine Abdrücke, die nicht einmal des Platzes, geschweige des ungeheuren Geldes werth sind, so dafür gefordert wird. So wird für einen ersten Abdruck des Münsterschen Frieden von Suyderhof nach Terburg oft bis auf 100 fl., für den Leyermann von Vischer nach Ostade 10 fl., für den Bal von J. Vischer nach Berghem 30 fl. u. s. w. bezahlt, da die guten Abdrücke mit Nummern nur das

Drittheil, und die schlechten gar nichts werth sind. Auch sind die meisten von diesen Künstler-Werken in die Hände oft des dritten Verlegers gerathen, wo immer Einer, wie auch bei den alten italienischen Stichen, die Platte um 25 fl. verdorben hat. Das Werk von Ostade mit den seltnen Exemplaren ohne Nummer und Namen steht oft zu 400 fl., da dieselbe 25 Blättchen in der gewöhnlichen Qualität zu 5 bis 6 Ducaten verkauft werden. Das Werk vom Ritter Hondt ist von 250 fl. bis auf 30 fl. zu haben. Berghems und Potters Blätter, auch die geringsten, werden in Amsterdam mit Geld aufgewogen, so lange sie keine Nummer und Namen haben.

Was sind die alten Abdrücke von Edelink und Masson gegen die neuern, deren Fabrike ohne Ende fortgeht, und die am Ende nichts zeigen, als den Schatten des Künstlertalents? Indessen gehören Augen dazu den Unterschied wahrzunehmen. — Man kann von diesem einzigen Zweig der Kunstkenntnisse, wie von allen andern sagen: Es ist ein Ocean, und wer sich ohne Steuermann hinaufbegiebt, verunglückt leicht. Die wahren Kenntnisse circuliren nur wie Hausmittel und Geheimnisse unter den Liebhabern, weil jeder nicht gerne das unentgeltlich wiedergiebt, was er sich mit Schaden und Zeitverlust so theuer erworben hat. Auch das ganze Gewerbe der Händler erhält sich dadurch, daß diese Kenntnisse Geheimnisse bleiben. Es giebt sogar einige darunter, die falsche Münzer sind, und Kopien für Originale verkaufen. Indessen vertreiben doch auch die gewissenhafteren unter ihnen gern gewisse Raritäten, die nichts weniger als selten sind, sondern die alle Tage wieder ausgeprägt werden, wie z. E. der Ecce homo von van Dyk, und die h. Katharina von Rubens, oder die Magdalena von Biscaino, radiert.

Hier haben Sie theurer Fr. einige wenige flüchtige Bemerkungen und Fingerzeige. Wenn Ihnen daran gelegen ist, mehr ins Detail zu gehen, so erhalten sie bald Kautelen über einzelne Werke, oder auch über einzelne Blätter. Wenigstens mußte ich Ihnen hier zu Anfang in Zahlen und Ziffern andeuten, wie viel und mancherlei Qualitäten es von einer Waare giebt, um die sich so viele Leute bekümmern, und die doch so wenige kennen.

Ueber die Schwierigkeit

antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen.

So leicht es einem italienischen Cicerone sein mag, dem Fremdling, der sich bei ihm unterrichten will, die Götter und Göttinnen mit Namen zu zeigen, und einen ganzen Olymp in kurzer Zeit zu versammeln: so schwer wird es dem wahren Kenner, auf das trügliche Kennzeichen der Attribute und Nebensachen sogleich seine Meinung darüber auszusprechen. Wer je das Beinhaus der antiken Reste und Trümmer bei einer Cavaceppi aufgethürmt gesehen, und den Leichtsinn bemerkt hat, womit den verstümmelten Statuen Arme, Köpfe und Füße angesetzt und, wenn diese nicht passen wollen, oft die unentbehrlichsten sichtbaren Muskeln weggemeißelt werden, der wird einiges Mißtrauen in diese Schöpfungskraft der Neuern setzen, womit sie Helden und Götter nach Belieben zum Leben aufwecken. Keine der berühmtesten Statuen ist in vollkommenem wohl erhaltenem Zustande gefunden worden, sondern es haben entweder die Beine, der Kopf, ein Arm oder eine Hand gefehlt. Es stand nun in dem Belieben des Künstlers, der sie anfänglich zum Verkauf ergänzte, oder des Besitzers, der sie durch den Künstler nach eignen Absichten ergänzen ließ, welcher Gott daraus geschnitzt werden und mit welchem Attribut dieser Haupt-Idee nachgeholfen werden sollte.

Ich setze den Fall, daß eine Statue auch in allen Theilen unversehrt gefunden, oder daß diese Theile, obgleich zertrümmert, doch leicht wieder gesammelt und zusammengesetzt worden: so ist es doch zuweilen schwer, sogleich zu entscheiden, ob das vorgestellte

Bild ein Gott oder ein Held, oder, wenn auch dieses festgesetzt ist, welcher von den Göttern oder den Helden es eigentlich sei. Denn die Vorstellungen auf antiken Monumenten, wie auf Münzen, auf Cameen und tiefgeschnittenen Steinen, oder auf Basreliefs der Sarkophagen und Urnen, die dem Verderben weniger unterworfen sind, setzen oft den größten Kenner in eben dieselbe Verlegenheit. Man hat zwar allgemeine Kennzeichen, die aber in der Anwendung allerlei Ausnahmen leiden. So glaubt man eine ganz nackte Figur ohne alle andere Attribute sei eher ein Fechter, als ein Gott; weil die Alten selten ihre Götter abgebildet haben, ohne ihnen ein über die Schultern geworfenes Gewand zu geben. Sitzend und liegend kommen wenige Figuren vor. Die meisten sind stehend. So glaubt man daher, die ruhenden Figuren gehörten eher in den Olymp als andere, um die süße Ruhe der Götter auszudrücken. Dieses soll auch der über den Kopf geschlagene Arm des Apollo und Herkules vornehmlich vorstellen. Lucian führt eben so einen solchen Merkur an. Allein die vielen liegenden Figuren auf den Sarkophagen sind offenbar etwas anders als Götter, und stellen nichts als die darin ruhenden Personen vor. Man glaubte ehedem, alle Figuren, die eine patera in der Hand hielt, bildeten Priester oder Priesterinnen ab, allein seitdem sich Götter und Göttinnen mit der patera in der Hand vorgefunden haben, ist dieses Merkmal zweifelhafter geworden.

Bedenkt man ferner, daß es bei den Alten eine sehr gemeine Sitte gewesen sei, sich selbst unter dem Habitus und den Attributen eines gewählten Gottes oder Göttin portraitiren zu lassen, und daß besonders die kleinen Bronzen, die man als Penates und Lares aufgestellt, die offenbarsten Beweise davon geben: so wird es auch bei den deutlichst ausgedrückten Attributen noch immer eine Frage bleiben, ob die Vorstellung ein Bild der Gottheit überhaupt, oder eine Aufbewahrung der Gesichtsbildung einer geliebten Person zum Endzweck habe?

Das geübte Auge eines Künstlers, oder eines durch eignes Arbeiten und den Umgang mit Künstlern weise gewordenen Kenners, wird zwar leicht aus dem Charakter des Fleisches, dem Ausdruck der Muskeln, und dem Individuellen des Gesichts urtheilen können, ob die Statue einem Herkules, einem Fechter, einem Merkurius, oder Apollo zugehören könne. Allein die vielen Nuancen

von Stärke, Jugend und Alter, gelinder oder stark gearbeiteten Muskeln, die bei männlichen Körpern dem Auge den Weg zeigen, versagen diesen Dienst hingegen bei weiblichen Figuren. Sie sind entweder meist halb oder ganz gekleidet, immer jung, und in dem sanften Schwunge des Contours einander sehr ähnlich. Daher der Kopf eben so selten auf seinem alten Rumpfe zu sitzen pflegt, als bei den männlichen, sondern meistens entweder ganz von einer andern Figur entlehnt, oder in bedeutenden Theilen, wie z. E. die Nase und die Lippen sind, ergänzt, oder gar von einem neuen Künstler darzu erfunden ist, so will diese genannte Physionomie hier nicht viel entscheiden. Eben so sind die übrigen Extremitäten welche die Attribute darstellen, da sie beinahe alle neu und zugesetzt sind, in den meisten Fällen höchst verdächtig. Unter dem ganzen Heer der Diana, Ceres, Pomona, Fortuna, Abundantia, Atalanta, der Bachantinnen und Amazonen, Nymphen und Musen, sind wenige, welche verdienen als Statuen der Alten, unter diesen ihnen zugeschriebenen Eigenschaften, berühmt zu sein.

Doch sind einige darunter, die vor andern sowohl dem innern Werthe der Arbeit nach, als auch wegen der Aechtheit ihrer Attribute, allen Liebhabern der Antiken merkwürdig sein müssen. Eine schön drappirte Diana Venatrix findet sich zum Beweis in Florenz, die schönste aber in Rom in der Villa Pamfili. Kurzbekleidet kommt sie in der Galeria Giustniana vor; langbekleidet in Rom im Campidoglio. Die so sehr gerühmte Diana zu Versailles, verdient hier aber wegen ihrer vielfachen Ergänzungen keinen Platz. Eben dieses müssen wir leider von der schönen Diana Lucifera sagen, die in der Sammlung des Campidoglio bewundert wird. Sie hat einen Schleier über den Kopf, den ihr der Wind von hinten aufbläßt. Es ist höchst zu bedauern, daß man nicht weiß, was alt an ihr ist. Die Fackel wenigstens ist neu. Die Ceres hat gewöhnlich ein schönes länglichtes Gesicht. Ihre Attribute sind Kornähren, Mohnköpfe, Füllhörner. Da aber diese Attribute an dem Kopf und in den Händen sich befinden, welche Theile meistens neu sind, so ist daraus nicht viel zu schließen. Ihre Kleidung, Stellung und Attribute auf Münzen unterscheiden sie schwerlich von der Ceres, Abundantia und Fortuna. Es war überdies ein Charakter, worunter die Kaiserinnen sehr gerne erschienen (von der Livia weiß man es gewiß), also ist es unmög-

lich zu bestimmen, ob man ein Portrait einer vornehmen Person, oder ein Ideal einer Gottheit vor sich sieht.

Unter Amazonen haben die Alten junge Mädchen von wilder abgehärteter Natur in griechischer Tracht abgebildet. Diese von den Künstlern sehr geliebte Idee kommt aber mehr auf Basreliefs als in Statuen vor. Die am längsten berühmteste ist in den Orti Martelli mit dem Köcher unterm Arm. Die schönste Figur dieser Art soll aus Italien entführt worden sein, und sich in dem Schatze des Herzogs von Pembroke befinden. Sie ist unter einem Pferde liegend vorgestellt, und vertheidigt sich gegen einen Reiter. Man behauptet, es sei ein Werk des Cleomenes, der die berühmte Mediceische Venus gearbeitet habe. In dem Pallaste Cesi steht eine schöne langbekleidete Figur unter diesem Namen. Sie ist wegen ihrer Drapperie berühmt, und noch unergänzt. Episcopius hat sie auf seinem 37sten Blatte abgebildet. Allein es ist dies keine Amazone, sondern vielmehr eine Juno Regina.

Auch die Juno Regina gehört in die Classe derjenigen Statuen, die oft mit andern verwechselt worden. Das Diadem um den Kopf und die Majestät bezeichnet sie. Im Giustianischen Pallast ist unter diesem Namen eine außerordentliche schön drappirte weibliche Statue längst berühmt. Allein das gar zu Individuelle in dem Charakter des Kopfes, das von dem Ideal dieser Göttin völlig abweicht, läßt vermuthen, daß es das Portrait irgend einer kaiserlichen Person ist. Die unter diesem Namen bei dem Perrier über Lebensgröße vorkommende Figur ist vielleicht eher eine Muse in Begeisterung. Die Juno Regina ist oft der Venus Cölestis ähnlich, und oft hat der Ergänzer nach Willkühr aus einem alten Tronk diese oder jene gemacht.

Juno Lanuvina, wie sie zu Lavinium verehrt wurde, mit über den Kopf gezogenen Gewande steht im Campidoglio. Sie hat mit bloßem Arm eine Patera in der Hand, und ist wunderschön bekleidet.

Atalanta mit dem Hippomenes kommt vielleicht ein einzigmal ungezweifelt im Alter vor, und dieses ist die Gruppe im Barberinischen Pallast. Sie ist noch fliehend mit um die Hüften flatternden Gewand. Hippomenes ganz nackend hat sie aber erreicht. Bei dem Perrier steht aus dem Pallast Della Valle, eine Figur unter diesem Namen, die man Atalanta genannt, weil es weder

eine Nymphe noch eine Diana sein konnte. Eine ähnliche aus dem Pallast Cesi kommt beim Sandrart vor.

Diejenige Figuren, die anjetzt unter dem Namen der Bacchantinnen erscheinen, sind vielleicht oft weit von dem Endzweck entfernt, zu dem sie ihre ersten Künstler geschaffen hatten. Es ist ein Gegenstand, den die Alten außerordentlich geliebt haben, weil er der Kunst ein weites Feld ließ, viele schöne und verschiedene Stellungen anzubringen. Ein fliegendes Gewand, aufgelöstes Haar, Thyrsusstab, Trauben in der Hand oder im Schooße, und eine tanzende Stellung pflegen sie zu bezeichnen. Sie kommen weniger als Statuen, viel mehr aber auf Reliefs und Gemmen vor. An den Sarkophagen und Altären ist beinahe nichts anders, als die Geschichte des Bacchus vorgestellt. Gewöhnlich sind sie leicht bekleidet, die Arme nackend, und durch das Gewand schimmern alle Conturen des Körpers durch, sie halten auch wohl mit der einen Hand das Gewand in die Höhe, wie man beim Perrier sehen kann. Langgekleidet sind diese Figuren seltner, wie die Bacchantin im Capitolio, die mit der Bassara, oder dem langen Gewand umgeben ist, von welchem Bacchus den Namen Bassareus führt. Den schönen Kopf, den Winkelmann durch eine Stelle des Euripides verführt, zu einer Leucothea umschuf, werden wohl andere Augen eher für den Kopf einer Bacchantin halten.

Bei diesem Gegenstand gilt die schon so oft gemachte Bemerkung, daß die Ergänzungen neuerer Künstler auch hier öfters eine Nymphe, Tänzerin oder andere Figur durch zugesetzte Extremitäten und Attribute zur Bacchantin umgeschaffen haben.

Wir fällen über die Artikel Fortuna, Abundantia, Pomona dasselbe Urtheil, und sie sind unmöglich von einer Ceres zu unterscheiden. Sowohl auf Münzen als in Statuen und kleinen Bronzen ist es oft deutlich wohrzunehmen, daß der Kopf das Portrait irgend einer bestimmten Person vorstellt, und sich auch in den meisten Fällen aus denen, durch die Münzcabinete bekannten Charakteren entziffern läßt.

Alle zusammen kommen die Musen in Statuen ein einzigmal aus dem Alterthum vor. Gewöhnlich unterscheiden sie sich nur durch die Attribute, und wer weiß nicht, wie zweifelhaft dieser Charakter ist. Allgemein unterscheidet man sie an dem langen Gewande, an der meist sitzenden Stellung, und dem begeisterten

tiefsinnigen Gesichte. Die achte besaß die Königin Christine. Die neunte und den Apoll ließ sie durch einen Schüler des Bernini darzu anfertigen. Aus ihrem Vermächtniß kamen sie in die Odescalchische Sammlung, und von da nach Ildefonse in Spanien. Man kann sie im zehnten Buch des Maffei abgebildet nachsehen. Apollo ist sitzend, und in der Stellung eines Rasenden. Clio hat in der Hand die Tuba und eine Rolle. Euterpe mit der Flöte, hat den Amor bei sich; Melpomene mit einer Rolle und tragischen Maske, neben sich eine Keule. Terpsichore spielte auf der Cither; Erato auf der Testudo, und hat den Amor bei sich, zu dessen Füßen Köcher und Bogen liegen. Polyhymnia hält mit der einen Hand das Gewand in die Höhe. Die Feder in der Hand der Calliope ist gewiß der Zusatz eines neuen Künstlers. Urania in einer denkenden Stellung hat die Himmelskugel in der Hand, und den Kopf auf die andere gestützt. Thalia hat die komische Maske und die Tibia. Indessen darf man diesen Attributen und angesetzten Köpfen eben so wenig glauben, als andern. Die Köpfchen sind zuverlässig neu mit französischer Süßigkeit empfunden, und die Attribute geschickt nach alten Basreliefs ergänzt.

Unter den einzelnen Figuren ist Calliope unstreitig die schönste zu Wiltonhouse. Allein die in eben derselben Sammlung so berühmte Urania, eine sitzende Person, den Kopf auf die Hand gestützt, ist keine Muse, sondern vielmehr eine Provincia Victa.

Ganz unergänzt und ächt ist die Terpsichore mit der Leyer unter den Oxfordischen Monumenten. Eine sehr schöne Euterpe zu Wiltonhouse wird für eine Arbeit des Cleomenes gehalten. Wir übergehen hier Kürze halber die anderen, die beim Perrier, Episcop, Maffei, de Rebois, Cavaceppi und der Statuen-Sammlung zu Venedig vorkommen.

Die beste Bestimmung der Musen und ihrer Attribute geben die im Herculano gefundenen Gemälde mit Wasserfarben. Sie stehen im II. Tom. der Pitture Herculane gleich Anfangs. Apollo ist sitzend in einer ruhigen Stellung. Clio hat einen Lorbeerkranz, eine Rolle in der Hand und neben sich ein Gefäß mit andern Rollen. Thalia ist stehend, hat Maske und Pedum, Melpomene ist stehend mit der Keule und tragischen Maske. Terpsichore stehend mit der Lyra und begeistert. Erato mit der Cither. Polyhymnia hat nur das Deutende der Fackel. Urania ist sitzend mit

der Weltkugel in ruhiger Stellung; Calliope hat nur die Rolle. Euterpe fehlt.

Auf einem Grabmal in Villa Mattei kommen sie alle in Relief auf Marmor vor.

Es würde ein Buch erfordern, wenn man nur eine flüchtige Untersuchung über die vielen nackten weiblichen Statuen anstellen wollte, die von jeher für Abbildungen der Venus sind ausgegeben worden, oder über die in langer Stola bekleideten, die man als Minerven gekauft hat.

Dies wenige Angeführte wird hinlänglich sein, den Liebhaber des Alterthums einigermaßen auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die bei Entscheidung über Aechtheit oder Unächtheit dieser oder jener antiken Figur oder Statue erwachsen können. Ob die Arbeit selbst im Ganzen wirklich antik oder neu sei, darüber wird nicht leicht ein wahrer Künstler in langem Zweifel stehen, und nicht auffallender erscheint dieser Contrast, als wenn in einer und ebenderselben Sammlung Altes und Neues gemischt ist, wie in Sans-Souci. Aber dies wird schwerer zu entscheiden sein, wo jede Ergänzung anfängt, oder endige? ob dieser Kopf ehedem auf diesem Rumpf gesessen habe? — und besonders in weiblichen Figuren, welches eigentlich ursprünglich der von den ersten Künstlern der Figur zugedachte und eigens bestimmte Charakter gewesen sei? Denn nicht immer haben Stümper ergänzt, sondern oft die größten Meister der neuern Zeit, wie Wilh. della Porta an dem Farnesischen Herkules, und andere, die verdienten, den Alten an die Seite gesetzt zu werden.

Ein Gespräch

zwischen

Leser und Autor.

Leser. Ehe wir weiter Bekanntschaft mit einander machen, sagen Sie mir: wer sind Sie eigentlich und was haben Sie für Absichten bei diesem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre sehr unnöthig zu wissen, so wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholisch oder lutherisch ist. Ich bin ein Autor, so gut als der Kaufmann Kaufmann ist, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlauben.

Leser. Bei einem Autor ist es aber höchst wichtig zu wissen, was er noch neben diesem seinem Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden, ob aus Noth oder aus Lust, ob er ledig oder verheirathet, Kanonikus oder Kreissteuereinnehmer ist.

Autor. Dies ist eine neue Art Kunstwerke zu beurtheilen. Also kommt viel darauf an, wenn man den Kanal zu Bromberg sieht, zu wissen, daß der Autor davon Oberkonsistorialrath in Berlin ist?

Leser. Allerdings kommt viel auf die äußeren Verhältnisse an, und wenn ich weiß daß der Autor ein Student ist, so kann ich ihm wohl zum voraus sagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemälde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenschaften und dergleichen auftischen wollen. Denn Sie haben's erfunden und nicht gesehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung zur täglichen Ausgabe in meiner Tasche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich sehe Sie werden warm, als ob eben höchst wichtige Angelegenheiten zwischen uns vorfallen sollten. Lassen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältnissen bleiben. Der Eine ist Käufer, der Andere Verkäufer, und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumstände beider Theile an. Der kleinste Tabatierenhändler in Spaa kann an Lord Clive von seiner Waare verhandeln, was diesem Vergnügen oder Bequemlichkeit verschafft, und was der Lord wirklich nicht besaß, ehe er die Bekanntschaft des kleinen Krämers machte. Der Lord kann bei dem Handel gewonnen haben, so klein er ist, und der Krämer auch, ohne daß dieser zu viel bezahlt und der andere reich davon geworden ist.

Leser. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, passiert er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Sot?

Autor. Ich sehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie den Verkehr betrachten, der zwischen uns vorwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, sehen Sie als ein Stück von Ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entstünde, je mehr Sie davon gegen mich ausgeben. So wie ich von Ihrem Beifall einstecke, denken Sie, Sie verlören, und jetzo sammelte ich mir ein Kapital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas ist wahr an der Sache. Freilich bekomm ich überall Etwas, nur dies Etwas besteht in so kleiner Münze, die es unsägliche Mühe kostet in Gold umzusetzen. Zudem sind die Sorten so verrufen, aus so vielen Ländern, von so vielerlei Gepräge, welches Niemand nehmen will, daß, bis sich einer von uns etabliren kann, beim Umsetzen soviel verloren geht, als wenn ein Hanauischer Offizier in der Amerikanischen Gefangenschaft zwei würkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leser. Aber Herr, das Etwas, was Sie von mir verlangen, mag so klein sein als es will, so müssen Sie wissen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen versagen kann. Es ist außerdem keine Kleinigkeit die Sie mir abfordern. Der Beifall, den ich Ihnen geben soll, ist eine Ehrensache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenschaft zieht. Es ist eine Art Pact, den ich unterschrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darinnen vorkommen, ein Wechselbrief, mit dem Sie

handeln können, und wobei meine Unterschrift und Petschaft bei Wenigen oder Mehreren respectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig sachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, was Sie für meine Waaren geben können! Es ist weder ein respectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Girowechsel, der auf großen Plätzen gilt, sondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Mensch ansieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falsch erklärt worden ist, nur seinen jetzigen Besitzer verdächtig macht.

Leser. Es muß aber doch seinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — seinen sehr großen Werth.

Autor. Ich dächte, der Fall könnte sowohl den Werth des Dinges als die Philosophie desjenigen beweisen, der sich mit so wenigem begnügen könnte. Doch wir wollen nicht weiter streiten. Ihr Urtheil kann mir sowohl höchst wichtig als höchst entbehrlich sein, und ich kann es doch von Ihnen heischen. Vielleicht aus Phantasie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menschenstudium. Sie können mir nichts Neueres sagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menschenvarietät macht, worunter Sie gehören. Der Besitzer des Vermögens kann doch wohl am sichersten seine eigne Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten sind, sich selbst zu recensiren, werden alle Bücher sehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er selten auf die rechte Stelle trifft, deren schwache Seite der Eigner besser kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leser. Das ist höchst lustig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Absurdes behaupten zu lernen, muß ein Mensch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profession, zu den sogenannten Belletristen. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geschrieben, weswegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewissen in ein Collegium recommandiren könnte. Also, wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen schönen Geist ausgegeben, und es käme nachher heraus der Spaß taugte nichts, ich wäre also s. v. betrogen, so wäre das bloß aus Liebe

zum Menschenstudio geschehen, um zu sehen, was für eine Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelstolz ist, wie die Philosophen sagen, von Gott weislich gepaart.

Autor. Es giebt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott sehr weislich gepaart hat, und darunter gehört der Scharfsinn, mit dem sich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufstößt. Also alles was geigt ist bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuose, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, ist Ihnen eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tische im Wirthshause aufspielt?

Leser. Ich dächte, einen der vor meine Hausthür kommt und was von mir haben will, den kann ich behandeln wie mir's dünkt. Amüsirt mich einer von den Herren, so ist's gut; aber dafür kann er nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meines Gleichen traktiren soll.

Autor. Sie haben Recht so zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutschland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht sogleich in der Gestalt als Mist erscheint. Man glaubt bei uns so wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich so gerade zu spreche! Die Ironie ist eine Pflanze, die bei uns noch immer so wenig gedeihen will, als die Theestaude in Schweden.

Fragment

einer Beantwortung der im Merkur aufgeworfnen Frage:

Welches sind die Kennzeichen des geraden Menschenverstandes?

Ohne auf den Namen des »Weisen,« der zur Beantwortung dieser Frage aufgefordert worden, Anspruch zu machen, ist es einem Manne erlaubt, die Sittenmasse seiner Zeit zu beleuchten, und diese Aufgabe ganz als eine Lokalsache zu behandeln. Alle Zeiten und Sitten erzeugen nach ihrer mannichfaltigen Abänderung dergleichen Stimmen eines Predigers in der Wüste; und der Drang, womit der Fragende nach den Kennzeichen dieses Menschengeistes geforscht haben will, ist gerade die Aengstlichkeit dessen, der alle Vorübergehenden über seine verlorne Sache anspricht. Thoren und Weise klagen über verlorne Künste, erlöschtes Gefühl, erschlaffte sinnliche Kräfte, Schlaffheit der Moral und Religion, und der Grund von allen diesen Klagen liegt vielleicht in dieser einzigen Hauptklage: — Mangel des geraden Menschenverstandes, verborgen. Daß unser Zeitalter dieses Brandmal trage, davon überzeugt uns sogar die grobe Tapete unserer Haupt- und Staatshandlungen, im Verhältniß dessen, was die Vorzeit unsers Vaterlandes und die noch größere der älteren Zeit leistete; außer diesem ein Blick in das Gemälde der intellectuellen Welt, den Gang der Erfindungen und Wissenschaften, was er war, und was er jetzo ist.

Gerader Menschenverstand, oder mit andern Worten Gesundheit der Seele, ist vielleicht eben so schwer zu erklären wie Gesundheit des Leibes. Der negative Weg zu diesem Begriff zu gelangen ist gewiß der kürzeste und leichteste. Daß

dieser Zustand in dem vollkommensten Gleichgewichte aller Seelenkräfte gegeneinander bestehe, dadurch wird wenig Weisheit erlernt, und eine Quidditāt durch die andere erklärt. Laßt uns daher versuchen, ob wir nicht eine Frage durch die andere erklären können. — Warum wird in der nützlichsten Klasse von Menschen, die wir die niedere nennen, unter Bürger, Bauer und Künstler, nicht vom Menschenverstande disseriert? So wenig als ein Mann von Genie je eine Abhandlung über das Genie geschrieben hat. Gerade weil sie den Schatz haben, graben sie nicht darnach, und diese ruhige Unwissenheit ist das sicherste Merkmal des Besitzes. Die Arbeitsamkeit hat bei dem Volk ihren so gewissen Lohn mit sich, daß Bettler, Narren und Schwätzer Synonyma bei ihnen sind, und auch meist in einer Person sich vereinigen. Jedes Dorf hat einen oder den andern, und er ist zum Glück so gewiß ausgezeichnet, daß ihm Niemand gleichsehen mag. Die Landwirthschaft ist sogar jetzt in den Augen der Büchermacher die würdigste Beschäftigung des Menschen, und vielleicht ist keine, wo so viel Logik, Erwartung ähnlicher Fälle, kurz so viel gerader Menschenverstand erforderlich sei. Man gehe aber in die Wohnung der Wendischen und Schweizerbauern, der Oberländischen Unterthanen im Badischen, der Mennonisten am Rhein, die allgemein für die besten Köpfe hierein anerkannt sind, und sehe, ob man so geschwind Meister ihres Systems werden wird. Die Geheimnisse ihrer Wirthschaft sind so complicirt, die Gegenstände ihres Hausvatersinns so individuell, und die Anwendung ihrer Grundsätze der Abänderung der Umstände so genau angemessen: daß die Vorkehrungen eines Jahres, so sehr sie auch nach wenigen festen, einfachen Maximen eingerichtet sind, doch denen vom vorigen Jahre so wenig gleichen als die Witterungen. Maulwurfsartig sehen sie weder über noch unter sich, erreichen aber durch anhaltendes besinnendes Streben den Zweck ihres vorgesetzten Planes langsam aber gewiß. Sie halten mit ihrem Stiere gleichen Schritt, und ihr Tagewerk wird dadurch so nützlich wie das von ihren Gehülfen. Gewiß das Tagebuch selbst (wenn es möglich wäre), von einem so thätigen Geist wie Klynjogg aufgesetzt, würde mehr operationes mentis enthalten, als vielleicht das von manchem beschrieenen Akteur der Haupt- und Staatsfarcen. In der seeligen Unwissenheit ihres Werths arbeiten sie treu in ihrem Beruf, und würden mit Lächeln

das Mährchen anhören, das man ihnen von ihrem Beitrag zum gemeinen Besten vorerzählen möchte. Sie sind gerne das, was sie sind, und wünschen weder Schreiber noch Edelmann zu werden. Zufrieden über den ungestörten Genuß ihres Eigenthums stören sie den Nachbar nicht in dem Seinigen, lassen ihn so gut zurechte kommen als er kann. Das allgemeine Wohlwollen plagt sie nicht, und außer ihrer Thüre kehren sie nicht.

Darf ich wohl noch ein Wort hinzusetzen, um auf diese Merkmale des geraden Menschenverstandes Achtung zu erwecken? Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern, Entfernung von aller Reformatorsucht zum Besten der Nebenmenschen — von Schwätzerei und Lehrbegierde — was braucht's wohl weiter, wenn man auch die Topik des Contrastes nicht zu Rathe ziehen wollte.

Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausharren, für Geduld! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und denselben Gegenstand! Und welche Kindeseinfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Zünfte verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeit etwas vollkommen zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Kräfte der Menschen vermögen, und beschlossen daher einmüthig: daß **ein Mann** nur **ein Ding** verstehen, aber dasselbe Ding recht verstehen solle. Die gesetzgebende Macht hat daher bei allen Völkern, wo je Künste und Gewerbe geblüht haben, über diese heiligen Schranken gewacht, und nur der schlappe Menschenvertreter von Ephemeridenschreiber sieht diese Weisheit als Tyrannei an. Man werfe ja nicht ein: das Genie lasse sich nicht biegen, es liebe die Freiheit, verändere die Gegenstände u. s. w. — Das Genie arbeitet instinktartig und liebt vielmehr einen kurzgespannten Gesichtskreis. Daher die so allgemeine Klage über den Eigensinn des Genies. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künstler in einer andern als der gewohnten Materie, des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier zu arbeiten, wenn er fürtrefflich bleiben soll. Eben weil er auf einem Wege versucht, das zu thun, was andre nicht konnten, und Berge von Schwierigkeiten überstiegen hat, mag er keine anderen übersteigen. Der Genuß giebt ihm Be-

haglichkeit, und er liebt daher seine Kunst wie sein Weib. Aber die Vagabunden, die keine Stätte haben, schreiten umher und begreifen alles, sind allgemeine Menschenfreunde und Bürger keines Staats, wissen Alles und Nichts und lehren ebenso. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künstler schafft um zu begreifen, wie er ewig in dem Meer seiner Träume umherschwimmen, neue Schlösser und Inseln entdecken und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es sei welche Kunst es wolle, so niedrig oder erhaben in ihrer Bestimmung, so ist sie Kunst, wenn sie eines Menschen ganze Seele beschäftigt; und so lange sie dies thut, wird er statt ihrer keine andere suchen, um an ihrem Busen mit Ueberdruß und Langerweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünstler Anspruch auf die Kunst eines Mechanikus, oder ein Bildhauer auf die Talente des Violinisten macht? Jeder zufrieden mit seinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine eben, weil er von dessen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuosität nährt und von den Beschäftigungen Anderer in einem fremden Kreise geringer denken lehrt als es sein sollte, wird doch gemeiniglich dadurch unschädlich. Diese kindliche Unwissenheit in Dingen außer seinem Beruf erhält den Künstler ewig in der engen ihm bestimmten Laufbahn, giebt seinen Kräften Intensität und bewahrt ihn vor den schädlichen Ausschweifungen und eingebildeten Bedürfnissen, mehr zu wissen und zu leisten als er soll.

Wir rühmen und jauchzen so viel von dem Vorzug der alten Scribenten vor den neuern, von der Gesundheit ihrer Schreibart, dem großen Menschenverstande, der überall durchzieht. Aber worin lag wohl der Grund dieser Vorzüge anders, als in dieser Beschränktheit des Sinnes, dessen wir Neuere uns schämen? Umfaßten die größten Männer ihrer Zeit das ganze Feld der Wissenschaften, oder begnügten sie sich nur mit so viel Raum, wo ihre Hütte stehen konnte? Homer, voll von seinen epischen Mährchen, dachte nicht, daß es nöthig wäre auch Oden zu schreiben, um unsterblich zu werden. In der Welt Pindars waren nichts als Roß und Wagen, und Sieger, und Held, und Kranz. Xenophon und Thucydides schrieben, wie Cäsar, ihre eignen Feldzüge nieder, Konsuln und Imperatoren hielten Reden fürs Beste des Staats. Bei uns sind die Geschichtschreiber Mönche, Professoren

und Untersecretaire. Daher sieht auch unsre Geschichte so aus, und es ist nicht sowohl Mangel großer geschehener Dinge, die ihr die Magerkeit giebt, als das Auge derer Schuld, die es wollen gesehen haben. Wenn wir nur die Schriften von den Zeiten Luthers lesen, so staunt auch der Blödeste vor dem uns so fremden Nachdruck, der durchaus darin herrscht. Die Thoren schieben's auf die Sprache und sagen: sie ist verstümmelt, verschwemmt, herabgewürdigt. Aber was ist die Sprache ohne den Geist dessen der sie braucht? Ein Schwerdt, das Schwere, Stärke und Schärfe erst durch die Hand erhält, die es führt. Bei jenen Männern war's Drang, Berufsnoth, Amt, was sie schreiben hieß. Kein Mensch war Scribente. Alles war lokal für den Moment, und dadurch ward's ewig. Wir schreiben ins weite Blaue, für alle Menschen und für die liebe Nachwelt, und eben dadurch für Niemand.

Es bleibt eine ständige Bemerkung in der Geschichte der Kunst: die Ausübung war vor der Theorie, und sobald diese ausgebildet war, verlosch jene. Und warum dies? Der Künstler suchte, forschte, fand. Von etwas das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künstler von der Geschicht seiner Erfahrungen, so waren's abgerissne dunkle Laute des Gefühls. Daher auch das Bildliche, Metaphorische der meisten Kunstwörter. So wie in der Glaubenslehre ward in der Kunstlehre über diese Ausdrücke der Empfindungen eine Dogmatik zusammengesetzt. Leute, die keinen Beruf hatten, das Schöne selbst zu suchen, begnügten sich mit dem Gespenste; man sammelte seine Taschen voll Abstracten, stellte und verstellte sie, wie die Kinder, nach seinem Gutdünken; und so entstand Theorie. Welche Seuche von Kunsttheoristen haben nicht Winkelmanns Schriften unschuldigerweise über unser Vaterland ausgegossen? Fast auf jeder Akademie ward ein Magister bestellt, über die Geschichte der Kunst zu lesen; man lallte seine Kunstepochen nach, von deren Gewißheit er selbst wenig hielt, und wenn Heyne nicht dem Unwesen gesteuert hätte, so hätten wir vielleicht schon manches Ideal einer neuen Universalkunstgeschichte. Aber man führe einen dieser Herren nur vor das Angesicht einer antiken Büste, ob er, das Maul voll von großen Worten, nur ein einziges Künstlerverdienst, nur ein einziges Stückchen Taschenspiel uns Empfindung vorzuzaubern an Form oder Beleuchtung wahr-

nimmt! Das encyklopädische blöde Anstreichen an allen Theilen der Kunst hat uns eine neue literarische Mißgeburt zu Wege gebracht, von der man sonst wenig wußte, nämlich die Gemäldeausstellungsraisonnements von Paris und andern Orten, mit denen sich unsers Wissens aber bisher noch kein einziger Künstler, sondern lauter Mieth- und Fremdlinge abgegeben haben.

Hätten unsre theologischen Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universalelixiere loslaboriren, und mit ihrem Aufklärungslämpchen den ganzen Erdkreis beseligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig sein; sie würden wissen, daß an implicirten Begriffen alles Glück oder Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft hängen. Sie würden sich nicht an Gott, dem Väter und Bruder vergreifen, und Himmel und Erde, die durch Gefühl verbunden waren, nicht durch Exegese trennen. Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu sein. Blieben sie diesem ihrem Spinnenkreise getreu, verbreiteten sie enge um sich her so viel Glück, Aufklärung und Liebe, als sie könnten: so würde sich die Noth der Welt ihnen in so neblichter Ferne darstellen, daß sie ihr abzuhelfen keinen Beruf in sich verspürten. Das sogenannte *Detail*, das sie vorfänden, würde sie belehren, daß sich mit dem Menschengeschlechte nichts *en Gros* vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleisten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur *Waare für den Markt*, aber nie *fürs Haus* liefern.

Das höchste Lob, das wir einem Schriftsteller ertheilen, ist *Originalität*. Einige unserer jetztlebenden, die wir mit diesem Namen bezeichnen, und die es auch wirklich sind, haben ein ihnen so eignes Gepräge, daß, sie mögen sich unterzeichnen oder nicht, ein geübter Sinn sie an dem ersten Laut erkennt. Ihre Schriften geben wirklich der allgemeinen Denk- und Empfindart eine andere Richtung. Aber man frage sie auf ihr Gewissen, *ob sie auf diesen Eindruck gearbeitet, ihn zuweilen nur vorhergesehen oder geahndet haben?* Sie arbeiteten an ihrem Werk aus Liebe zu ihm und sie hätten es gefertigt, wenn es auch nie aufgestellt worden wäre. Es war Drang, sich ihrer Ideen zu entledigen ohne zu bedenken, was diese Entledigung nun im Ganzen für Fermatation verursachen möchte. Der Beifall ist meist

über ihrer Erwartung, und je größer der Mann, je betretener über das, was er, wie man sagt, Großes soll gethan haben. Allgemein bleiben sie ihrer Manier treu, und keiner geht in des andern seine über. Eben diese Festigkeit des Stils zeugt von der Wahrheit ihres Berufs, und je engumschriebener ihr Kreis, desto sicherer und gewisser. Der höchste Grad des Genies ist zugleich das Merkmal des geraden Menschenverstandes; und der Mangel dieser Beschränktheit des Sinnes, das untrüglichste Kennzeichen des Nongenies und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann*).

*) Der Leser berechne sich selbst, was sich in Form einer Chrie durch alle Fächer über diese Materie verhandeln lasse. Aus Achtung für sich und das Publikum hat der Verfasser hier abgebrochen.



Anhang

Notizen zu Mercks Bildnisse.

Zu dem Portrait Mercks.

I.

Lavaters Charakteristik des Portraits von Merck.

(Physiognomik Th. I. S. 250)

»Man findet dies Portrait ähnlich. Es ist's zum Theil; und doch, wieviel hat's an Kraft und Blick verloren! Die Stirn zeigt viel Verstand, Festigkeit und Verschlossenheit.«

»Die Nase, die durch den unbestimmten höckerigen Umriß an Charakter verliert, verkündigt Stärke, Muth und Entschlossenheit. — Klugheit und Witz schweben über den Lippen.«

»Ueber's Auge getraue ich mir, weil's nicht bestimmt genug gezeichnet ist, wenig zu sagen. So unfest es aber gezeichnet ist, zeigt es doch durchschauende Kraft und Heiterkeit. Der Kopf ist nicht planlos. Er will und kann und wird sich hervordrängen, still und sicher.«

»Geübt und leicht in Geschäften, fertig mit der Feder, beredt und sich wendend nach jedem Gegenstande, den er vor hat, den Menschen kennend, und nicht mehr und nicht weniger, als er will, sich mittheilend, wird er Zwecke erreichen, die Niemand als er absieht, keine bösen Zwecke.«

»Er wird viel Gutes thun. Der Vorwurf: unedel gehandelt zu haben, wird ihm tödtend unerträglich sein.«

»Ich wünschte ihm einen Freund, der so viel Verstand wie er, seine Beredtsamkeit, und Größe genug hätte, ihm unentbehrlich zu sein. —«

II.

Bemerkungen zu dem beigegebenen Bildnisse Mercks.

Als ich mich veranlaßt durch die in den Briefen irgendwo gegebene Notiz: daß das Bildniß Mercks in dem Zimmer der Herzogin Amalie gehangen, und wie der launige alte Wieland berichtet, »gleich einer Art von Hausgötzen verehrt worden,« mit der Bitte nach Weimar wendete, mir zu gestatten, das Bild kopiren zu lassen, um es in Kupferstich dem gegenwärtigen Buche vorzusetzen, schrieb mir der Herr Kanzler von Müller Folgendes:

— »Von dem Portrait weiß man allerdings, daß es in Ettersburg einst gehangen, leider aber nicht wohin es gekommen, und haben die eifrigsten Nachforschungen, die ich deshalb angeordnet und von denen ich noch immer auf Erfolg hoffte, zu keinem Resultate geführt. —«

»Gleichwohl freue ich mich, Ihnen einen recht sichern Weg zur Erreichung Ihres Wunsches angeben zu können. Ein Jugendbekannter Mercks, unser alter Präsident Weyland, versichert nämlich, daß das gedachte Portrait, welches im ersten Bande von Lavaters Physiognomik steht, Mercks ächtes Portrait, und äußerst getroffen sei. Sie werden daher nicht besser thun können, als wenn Sie es abzeichnen und als Kupfer- oder Stahlstich Ihrer Ausgabe der Merckischen Schriften, auf die sich jeder Literaturfreund ungemein freuen muß — vorsetzen« u. s. w.

Nach einer Anmerkung von Wagner zu der zweiten Sammlung der Briefe (S. 174) befindet sich im Besitz der Merckschen Familie in Darmstadt ein Portrait Mercks von der Hand des ihm befreundeten Portraitmalers Strecker zu Darmstadt. »Eine Kopie dieses, nach dem Urtheil aller, die ihn persönlich kannten, wohlgetroffenen Bildes, von Hill, hängt im Großherzoglichen Museum zu Darmstadt, und kann zur Beurtheilung dienen, in wiefern Goethe Mercks Bild (Dichtung und Wahrheit Th. 3.) richtig gezeichnet. —« Des Lipsischen Bildes in der Lavaterschen Physiognomik gedenkt Wagner nirgends.

ewiges Muster klassischer Poesie unserer Literatur, eine Iphigenie Goethe's, besitzen. Die von dem Herrn Herausgeber, Dr. Adolf Stahr, beigegebene einleitende Abhandlung kann hierbei den Lesern die besten Dienste leisten, und ist insbesondere dieselbe auch jüngern Verehrern der Goethe-schen Poesie als Anleitung zu weitern ähnlichen Forschungen zur Bildung und Förderung ihres Geschmackes zu empfehlen.

Eine höchst interessante Beigabe und passende Zierde des Werkes ist der Stahlstich von Goethe's Portrait aus dem Jahre 1779 nach May's Oelgemälde (gegenwärtig im Besitz des Herrn Aug. Lewald in Stuttgart), wovon die Verlagshandlung die Abdrücke mit großen Opfern käuflich an sich gebracht hat. Durch den schon in diesem Betracht höchst billigen Preis des ganzen Werkchens von nur 18 ggr. wird gewiß der Zweck, allen Besitzern der Goethe-schen Werke und sonstigen Verehrern des großen Dichters die Anschaffung zu erleichtern, erreicht.

